This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 283 324

Br. 2
c
74

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

austria, ary 9+

Schmidt-Weissenfels

FRIEDRICH GENTZ.

Nach einer Originalzeichnung vom Jahre 1786.

Friedrich Gentz.

Eine Biographie

von

Schmidt-Weissenfels.

Mit zwei Portraits und einem autographirten Briefe Gentzens.

Erster Band.

UNIV OF CALIFORNIA

Prag.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)
1859.

P363
G12 S3
V. 1

Druck von Fr. Rohlíček in Prag 1858.

Vorwort.

Als ich mit dem Gedanken umging, eine Biographie von Friedrich Gentz zu verfassen, gedachte ich ihr jenen kritischen Charakter zu geben, den mein Werk, „Rahel und ihre Zeit", erhalten hatte. Mitten im Studium gab ich diese Art der Bearbeitung indessen auf; die Fülle dessen, was über Gentz schon gesagt ist, belehrte mich, daß eine Kritik zu den bereits vorhandenen mehr oder minder ausführlichen, gerechten oder ungerechten, kein besonderes Interesse mehr finden dürfte; wohl aber eine pragmatische Darstellung seines Lebens und Wirkens noch mangele. Eine solche, so weit es ging, frei von kritischen und reflektirenden Auslassungen, konnte allein noch das vielfach vom Schlamm der Parteileidenschaft getrübte Bild von Gentz wieder treu und wahr zurückgeben, und darum handelte es sich doch vor Allem. Gerade Gentz gegenüber, an dessen Namen mancher blinde Haß eine unwürdige Tradition geheftet hatte, war Gerechtigkeitsliebe und Unsträflichkeit des Urtheils vielleicht mehr als bei jedem Anderen geboten, und zur Unterstützung dieser Pflicht konnte wohl kein besseres Mittel dienen, als die einfache und unverfälschte Sprache der Thatsachen.

Gentz als Publizist und als Staatsmann nimmt eine so außerordentliche Stellung ein und hängt so bedeutend mit der deutschen Geschichte und speziell mit der Oesterreichs zusammen, daß über die Dankbarkeit des Stoffes kein Zweifel obwalten, und dem reichsten, thätigsten Lebensbild der größte und bedeutungsvollste

M220835

historische Hintergrund gegeben werden konnte. Neben der Benutzung aller zweckdienlichen Werke von und über Gentz, die bereits veröffentlicht sind, und welche sorgfältig zu citiren ich mir angelegen sein ließ, war es mir vergönnt, auch manches noch Unbekannte und Ungedruckte zu erhalten und die Darstellung am geeigneten Orte einzuweben. Dies, in Verbindung mit vielfachen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen und Aufschlüssen, die mir aus den besten Quellen zuflossen, und für welche meinen lebhaften Dank an die Betreffenden abzustatten ich auch hier nicht unterlassen kann, brachte in manche Situation und historische Scene volles Licht, füllte manche wesentliche Lücke befriedigend aus und gestattete eine Vollständigkeit der Darstellung von Gentzens Leben, sowie eine nicht unwesentliche Originalität in der geschichtlichen Erzählung, besonders hinsichtlich Oesterreichs, die, wie ich hoffe, dem Zwecke dieses Werkes nicht wenig genützt haben dürfte. Vielleicht, daß in späterer Zeit dieser Biographie noch ein Anhang folgen kann, der zur Geschichte Deutschlands und Gentzens bisher ungedruckte Materialien bringt, deren textuelle Veröffentlichung in diesem Augenblicke aus entscheidenden Rücksichten unterbleiben mußte.

Gotha, im September 1858.

Schmidt-Weißenfels.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Das Jugendleben. 1764—1788.

Gentzens Geburt. S. 3. Die Eltern und Geschwister. S. 4. Erziehung, Schule. S. 5. Uebersiedlung nach Berlin. Besuch des Joachimsthal'schen Gymnasiums. Schulzeugnisse darüber. S. 6. Besuch der Universität Königsberg. S. 10. Kant und sein Umgang. S. 11. Gentzens Beliebtheit in den Gesellschaften. S. 13. Elisabeth Graun. S. 15. Seine Verhältnisse mit ihr. S. 16. Die Liebe zu Bernhardine. Der Vater ruft ihn nach Hause. Abreise von Gentz nach Berlin. S. 19. Seine Correspondenz mit Bernhardine und Elisabeth. S. 21. Die bevorstehende Verlobung mit Bernhardine. S. 24. Seine Lebensstellung und sein Einkommen. S. 25. Seine Schwärmerei. Reise nach Königsberg. Rückkehr nach Berlin. S. 26. Trost in Elisabeth S. 29. Das Einschlummern ihrer Correspondenz. Gentzens ausschweifendes Leben. S. 31. Krankheit. Rückkehr zur Wissenschaft. Studium der englischen und französischen Sprache. S. 32.

Zweiter Abschnitt.

Der Einfluß der französischen Revolution auf Gentz. 1789—1797

Gentzens gelehrter Umgang. S. 36. Correspondenz mit Garve. S. 37. Studien. S. 39. Begeisterung für die französische Revolution. S. 40. Entschluß als Schriftsteller aufzutreten. S. 43. Die Regierung Friedrich Wilhelm's II. S. 44. Zusammenkünfte mit Ancillon und W. Humboldt. Damen-Thee's. S. 46. Gentz betet in Humboldt die Menschheit an. S. 47. Gentzens Amtsstellung. S. 48. Bewerbung um eine Rathsstelle in Breslau. S. 50. Verbesserung seiner Stellung in Berlin. S. 51. Das Schriftstellerdebüt über das Naturrecht. S. 52. Burke's Reflexions und Mirabeau's Tod. S. 53. Der Einfluß Burke's. S. 57. Uebersetzung der Reflexions und Anhänge dazu. S. 59. Gentz wird Kriegsrath. S. 66. Verheirathung. S. 67. Bekämpfung der französischen Revolution. Uebersetzung von Mallet du Pan. S. 68. Uebersetzung von Mounier. S. 69.

Kleinere Aufsätze. S. 70. Polemik gegen Kant. Gegen die Revolution. S. 71. Sänftigender Einfluß Schiller's auf Gentz. Die politische Ästhetik und die Horen. Gentz und Schiller. S. 76. Gründung der Neuen Deutschen Monatschrift. S. 77. Einfluß der Horen. Ästhetische Politik. S. 78. Uebersicht der Ereignisse von 1794. S. 79. Schiller's Einfluß bewirkt die Geschichte der Maria Stuart. S. 80. Brief an Böttiger. S. 81. Mangel des historischen Talents. S. 82. Geschichte der Gefangenschaft Königs Johann von Valois. Studium der Nationalökonomie. S. 83. Verherrlichung Englands. Pitt an Gentz. S. 84. D' Ivernois' Geschichte der französischen Finanzverwaltung. S. 85.

Dritter Abschnitt.

Publizistische Thätigkeit. 1797—1800.

Gentz und Hoym. S. 89. Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. S. 90. Sendschreiben von Gentz an den König. S. 91. Folgen desselben, Urtheile und Verläumdung. S. 92. Reorganisation der Verwaltung. S. 93. Gentzens Urlaub. S. 98. Seine Arbeiten über Frankreich und Correspondenz. S. 99. Das deutsche Zeitungswesen jener Zeit. S. 100. Gentzens Plan des historischen Journals zur Wahrung deutscher Interessen. S. 101. Gentz als praktischer Politiker. S. 102. Programm des historischen Journals. S. 103. Brief an Joh. Müller. S. 105. Englands Verherrlichung. S. 106. Gentz über Freiheit und Gleichheit. S. 108. Angriffe. S. 109. Die französische und englische Finanzverwaltung. S. 112. Politische Folgerungen. S. 113. Die letzten Hefte des historischen Journals. S. 114. Gentzens deutsche Politik. S. 115. Betrachtungen über den Frieden. S. 116. Conflikt mit der preußischen Politik. Die nordische Neutralität. S. 117. Die englische Politik von Gentz unterstützt. S. 118. Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen Frankreich. S. 119. Auflösung des Neutralitätsbundes durch Paul's Ermordung. Alexander von Rußland. S. 121. Französische und russische Protektion. S. 122. Bonaparte als Vorsehung von Hauterive dargestellt. S. 123. Gentzens Kritik dieses Autors. S. 124. Zwiespalt mit seinem Dienstverhältniß. Chikanen der Censur. S. 125.

Vierter Abschnitt.

Welt und Genußleben. 1800—1802.

Berlin als Babylon. Gentzens Natur und Charakter. S. 130. Seine gesellschaftlichen Bezüge. S. 131. Verhältniß zu englischen, russischen, österreichischen und preußischen Staatsmännern. S. 134. Freundschaft mit Prinz Ferdinand. S. 140. Pauline Wiesel.

Prinz Auguſt. Prinzeſſin Louiſe. Vorſtellung bei der Königin. S. 141. Major Schack. S. 142. Jus gentium. Adam Müller. S. 143. Gentzens Freundſchaft und Briefwechſel mit ihm. S. 145. Häusliches Zerwürfniß. S. 148. Diſſipationen. Schulden. S. 149. Verkehr mit W. Humboldt und Brinckmann. Reiſe nach Weimar. Liebe zu Amalie Imhoff. S. 150. Rückkehr nach Berlin. Liebſchaft mit Chriſtel Eigenſatz. S. 151. Marianne Eybenberg. Spiel. Finanzzerrüttung. Rahel's Salon. S. 152. Rahel und Gentz. S. 153. Haltloſigkeit ſeiner Stellung in Berlin. S. 154. Eheliche Scheidung. S. 155. Stadion empfiehlt ihn Oeſterreich. S. 156. Voß und Gentz. Auftritt mit ſeinem Vater. S. 157. Ausſöhnung. Letzter Beſuch bei ſeiner Frau. Abſchiedsfeſt mit Chriſtel und Müller. Abreiſe nach Dresden. Neues Genußleben. Lord Elliot. Metternich. S. 158. Abreiſe nach Wien. S. 159.

Fünfter Abſchnitt.

Der Eintritt in den öſterreichiſchen Staatsdienſt. 1802—1805.

Gentz in Wien. S. 164. Seine Anſtellung. Abreiſe nach Dresden. S. 165. Das Entlaſſungsgeſuch an den König. S. 166. Reiſe nach Weimar. S. 167. Antwort des Königs. Reiſe nach London. S. 168. Aufnahme in England. S. 169. Rückkehr nach Wien. Seine Stellung. S. 171. Seine Correſpondenz. Gentzens Agitationen gegen Napoleon. S. 173. Johannes Müller. S. 175. Der Mord Enghien's und der Reichstag. S. 176. Gentz erhält den Nordſtern-Orden. Correſpondenz mit Ludwig XVIII. S. 177. Das Miniſterium Cobentzl. S. 178. Oeſterreich als Erbkaiſerthum. S. 179. Gentz ſucht die Vereinigung Oeſterreichs und Preußens zu bewirken. Memoire an den Erzherzog Johann. S. 181. Gentz und Johannes Müller. S. 184. Die Coalition von 1805. S. 185. Oeſterreichiſche Kabinetsrevolution. S. 188. Gentzens Urtheile. S. 189. Briefe an Johannes Müller. S. 190. Pitt an Gentz. S. 191. Gentz an Guſtav von Schweden. S. 192. Nowoſiltzoff's Sendung. S. 193. Der Charakter des öſterreichiſchen Cabinets. S. 194. Kriegsrüſtungen. S. 195. Gentzens Irrthum. S. 199. Sein Mißmuth, daß Preußen nicht gewonnen werde. S. 201. Ausbruch des Krieges. S. 203.

Sechſter Abſchnitt.

Von Ulm bis Jena. 1805—1806.

Gentzens Agitationen gegen Napoleon. S. 208. Ueber Rußland. S. 211. Capitulation von Ulm. S. 213. Gentz an Johannes und Adam Müller. S. 214. Der Schrecken in Wien.

S. 218. Die Flucht nach Brünn und Olmütz. S. 219. Gentz sucht Cobenzl zu stürzen. S. 221. Schlacht von Austerlitz. S. 224. Abreise nach Breslau. S. 226. Die Russen. S. 228. Die geheime Gesellschaft. S. 229. Gentz in Dresden. Der Presburger Friede. S. 230. Stillleben in Dresden. S. 233. Adam Müller. Gentzens Werk: Ueber den Ursprung des spanischen Krieges. S. 234. Seine Fragmente über das europäische Gleichgewicht. S. 235. Auflösung des deutschen Reiches. Johannes Müller. S. 243. Thätigkeit für England und Oesterreich. S. 245. Gentzens Plan einer neuen österreichischen Monarchie. S. 247. Die preußische Politik. S. 248. Stein und Gentz. S. 249. Gentz an Stadion, an Götzen. S. 251. Schreiben nach England. S. 253. Graf Haugwitz ladet Gentz ins Hauptquartier. S. 254. Seine Abreise dahin. S. 255. Unterredungen mit Kalkreuth, Haugwitz und Lucchesini. S. 256. Revision des preußischen Manifestes. S. 260. Reise nach Weimar. S. 261. Schlacht bei Saalfeld. S. 262. Gentzens Abreise. Falsche Gerüchte. S. 263. Ankunft in Dresden. Jena und Auerstädt. S. 264.

Siebenter Abschnitt.

Erwachen des nationalen Widerstandes. 1807—1809.

Gentz in Böhmen. S. 267. Schmähungen in deutschen Journalen. S. 270. Eindrücke der Katastrophe von Jena. Abfall Johannes Müller's. S. 271. Gentzens letzter Brief an ihn. S. 273. Die österreichische Politik von 1807. S. 274. Agitationen. S. 275. Schlacht bei Friedland. S. 277. Friede zu Tilsit. S. 279. Stillleben in Teplitz. S. 282. Privatcorrespondenzen. S. 283. Gentz zur Literatur dieser Zeit. S. 284. Rüstungen Oesterreichs. S. 288. Norddeutsche Insurrectionspläne. S. 289. Gentz wird denuncirt. Sein Dementi. S. 291. Congreß zu Erfurt. Der spanische Krieg. S. 292. Die Politik der deutschen Mächte. S. 293. Stein geächtet. S. 294. Gentz und Stein. Pläne. S. 295. Gentzens Reise nach Wien. S. 296. Kriegsbereitschaft. S. 297. Proklamationen. S. 298. Das Manifest. S. 299. Gentz an Stein. Hoffnungen auf Preußen. S. 302. Schlacht von Aspern. S. 303. Preußisches Mißtrauen. S. 305. Schlacht bei Wagram. S. 306. Gentzens Drängen zur Fortsetzung des Krieges. S. 307. Kaiser Franz. S. 309. Der Friede zu Wien. S. 311. Eindruck desselben auf Gentz und auf die deutsche Nation. S. 312.

Erster Abschnitt.

Das Jugendleben.

1764—1788.

Gentz' Geburt. — Die Eltern und Geschwister. — Erziehung, Schule. — Uebersiedlung nach Berlin. Besuch des Joachimsthal'schen Gymnasiums. Schulzeugnisse darüber. — Besuch der Universität Königsberg. — Kant und sein Umgang. — Gentz' Beliebtheit in den Gesellschaften. — Elisabeth Graun. — Seine Verhältnisse mit ihr. — Die Liebe zu Bernhardine. — Der Vater ruft ihn nach Hause. Abreise von Gentz nach Berlin. — Seine Correspondenz mit Bernhardine und Elisabeth. — Die bevorstehende Verlobung mit Bernhardine. — Seine Lebensstellung und sein Einkommen. — Seine Schwärmerei. Reise nach Königsberg. Rückkehr nach Berlin. — Trost in Elisabeth Das Einschlummern ihrer Correspondenz. — Gentz' ausschweifendes Leben. Krankheit. — Rückkehr zur Wissenschaft. Studium der englischen und französischen Sprache.

Durch den Hubertsburger Frieden im Jahre 1763 wurde Schlesien aus einer österreichischen eine preußische Provinz, Breslau aus einer unscheinbaren Landstadt die dritte Hauptstadt der Monarchie Friedrichs des Großen. Ein Jahr später, am 2. Mai 1764[1] wurde in dieser jüngsten preußischen Haupt-

[1] Alle andern Angaben über den Geburtstag von Gentz sind irrig, sowohl diejenige, wonach er am 8. September 1764, als seine eigene, wonach er am 2. Mai 1766 geboren sein soll. Daß Gentz sich um zwei Jahre jünger

ſtadt einer der bedeutendſten deutſchen Schriftſteller, einer der einflußreichſten Staatsmänner Oeſterreichs geboren.

Dies war Friedrich Gentz.

Nicht ohne Sinnigkeit hat ſein erſter trefflicher Biograph, Varnhagen von Enſe, darauf hingewieſen, wie in dem Jahrzehend von 1757 bis 1767 aus dieſem vom kriegeriſchen Getümmel umgebenen Breslau ein Dreigeſtirn von beredſamen Talenten erſtieg, nämlich Fleck der große Schauſpieler, Gentz der große Publiziſt, Schleiermacher der große Kanzelredner. Nicht minder intereſſant iſt der Umſtand, daß zwei dieſer mit dem Worte ſiegenden Geiſter der preußiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft bedeutſame Zierden wurden — Gentz eine Stütze der öſterreichiſchen Politik.

Gentz' Vater wurde, als Friedrich der Große in Breslau die dritte Münze des Staats errichtete, zum Inſpektor bei derſelben ernannt. Die Mutter, eine ebenſo gebildete als vermögende Frau von trefflichſtem Charakter, war eine geborne Ancillon und Tante

---

machen wollte, indem er einem Briefe an Johannes Müller v. 8. Mai 1806 vorſchrieb: „An meinem 40. Geburtstage" (ſiehe Schriften von Gentz herausg. von Schleſier. IV. 226) war kein Irrthum, ſondern eine Schwäche von ihm

des nachmals berühmten preußiſchen Staatsminiſters gleichen Namens.

Friedrich, der von Kindheit auf ein weiches und anſchmiegendes Gemüth zeigte, trug ſeinen Eltern eine verehrende Liebe entgegen, die ungeſchwächt bis zum Tode derſelben fortdauerte und einen nicht geringen Stolz des, wie es ſcheint, mit Liebe bevorzugten Sohnes bildete. Dieſelbe Anhänglichkeit und Liebe bewies er auch ſeinen vier Geſchwiſtern gegenüber, beſonders den beiden Schweſtern Louiſe und Flora, für die er bis ins Alter ſorgend war und die ihn noch überlebten. Von ſeinen zwei jüngeren Brüdern ſchloß er ſich am innigſten dem ein Jahr weniger alten Heinrich an, mit dem er alle Studien theilte und der ſpäter als ein hervorragender Architekt und als Oberbaurath bei der königlichen Bauſchule zu Berlin fungirte, aber ſchon 1811 verſtarb; der andere Bruder Ludwig, der 1767 geboren war, ward Beamter bei der Finanzverwaltung zu Berlin und ſtarb im Jahre 1827. Zwei Kinder von dieſem, ein Sohn Karl, und eine ſeit 1829 verheirathete Tochter Marie, ſind die einzigen legitimen Nachkommen dieſer Familie.

Die Erziehung im elterlichen Hauſe war eine ſehr ſorgfältige und ganz in der Weiſe bemittelter Bürgerfamilien. Im häuslichen Kreiſe walteten Ein-

tracht und Biederkeit, Liebe und Sorglichkeit Eines für den Andern und bewahrten die Kinder vor jenen unheilvollen Scenen, welche die Harmonie der unschuldvollen Gemüther nur allzuleicht zerstören. Der Vater war immer freundlich, die Mutter immer liebevoll, beide Eltern hatten kein größeres Verlangen, als allen ihren Kindern eine gesunde Ausbildung zu verschaffen und sie einem ehrenvollen Lebensberufe entgegen zu führen.

Die Stadtschule von Breslau genügte vorläufig für die Ausbildung der Kinder, bis der Vater im Jahre 1779 als Direktor der Münze nach Berlin versetzt wurde und im Anfange des Jahres mit seiner Familie nach der Residenz der preußischen Monarchie übersiedelte. Bald darauf, am 25. Juli 1779, ward Friedrich als Schüler des Joachimsthal'schen Gymnasiums, damals eines der berühmtesten Lehrinstitute, aufgenommen und einige Monate später seine beiden Brüder Heinrich und Ludwig. In den Registern Joachimsthals findet sich diese Aufnahme folgendermaßen verzeichnet:

Fridericus Gentze Vratislaviensis 15 annos. class. 2. lat. adscn.,

Hieraus, sowie aus den Schulzeugnissen und den ersten uns bekannten Briefen von Gentz, besonders an

Elisabeth von Stägemann, ferner aus den Büchern der Universität Königsberg, geht in der That überweisend hervor, daß sein eigentlicher Name Gentze war, und erst später, etwa 1789, von ihm das „e" am Schluße fortgelassen wurde. Da diese Neuerung des Namens jedoch von allen Mitgliedern der Familie gebraucht wurde, so scheint dieselbe auf Anlaß des Vaters geschehen zu sein.

Man hat, besonders nach Varnhagen's Nachrichten über die allerdings wenig detaillirte Jugendgeschichte, Gentz als Kind immer nur wie einen trägen und geistarmen Menschen dargestellt, über dessen Zukunft der Vater in den allergrößten Besorgnissen gelebt habe und dessen Erwartungen betreffs seines ältesten Sohnes niemals höher gestimmt worden seien, selbst nachdem dieser einmal, und zum Erstaunen Aller, neben dem reichbegabten Fleck in der Breslauer Schule den ersten Preis für die Deklamation errang[2]. Wie dem auch sei, aus den Zeugnissen, die Friedrich Gentz von den Lehrern des Joachimsthal'schen Gymnasiums bekam, erhellt sichtlich, ein wie fleißiger und fähiger Schüler er damals gewesen, in welchen Gegenständen er sich ausgezeichnet, welche er mit minderem

[2] Varnhagen von Ense. Vermischte Schriften. 2. Aufl. 2. Theil S. 4., 5.

Eifer betrieben. Aus diesem Grunde bringen wir bei, was sich in den Conduitenlisten aus jener Zeit über ihn findet.

November 1779 (Michaelis-Censur) in der zweiten lateinischen Klasse:

Nro 29. Gentze (hospes). Sucht durch Aufmerksamkeit und Privatfleiß seine Kenntnisse zu vermehren und wird, sich geschickt zu machen, bemüht sein; kommt zu spät in die griechischen Stunden.

Ostern bis Johannis 1781 (Johannis-Censur) in der ersten lateinischen Klasse:

Nro 9. Gentze I. (hospes). Hat die Liebe zu den Wissenschaften und das Betragen, was Zuneigung erwirbt, die verstrichenen Monate hindurch herrschend sein lassen. Doch hat er Stunden versäumt und ist zu spät gekommen.

Michaelis 1781.

Nro 6. Gentze I. (hospes). Würde den Lehrern durch die guten Früchte seiner application und des den Studien gemäßen gesetzten Wesens Vergnügen machen, wenn er nicht Lehrstunden versäumte und einigen Objekten den Fleiß entzöge.

Oſtern 1782.

Nro 2. Gentze I. (hospes). Wird in die erſte griechiſche Klaſſe promovirt. Macht durch ſein ganzes Beſtreben den Lehrern ebenſo viel Freude, als er haben muß, dieſes Beſtrebens Erfolg zu ſehen. Bekommt das erſte praemium der 1. lateiniſchen Klaſſe.

November 1782 (Michaelis-Cenſur).

Nro 1. Gentze (hospes). Verdient den Platz des Erſten im Gymnaſio durch Kenntniſſe, die er ſchon beſitzt. Es iſt nur zu wünſchen, daß er dies Verdienſt dadurch behaupten möge, daß er nach dem, was noch fehlt, ernſthaft und angeſtrengt ſtrebe.

In dem Einladungsprogramm zum Oſterexamen 1782 findet ſich überdies über einen Vortrag von Gentz folgende Stelle:

Fridericus Gentze, Vratislaviensis, aemulationis vim et usum germanice exponet;

ferner in dem Programm zum Oſterexamen 1783:

Fridericus Gentze, Vratislaviensis, Graeciam, qualis quondam erat, cum ea, quae nunc est comparavit, nostro idiomate. [3]

[3] Excerpte aus den Conduitenliſten des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums zu Berlin.

Zu Ostern 1783 ging Gentz vom Joachimsthal'schen Gymnasium ab, nachdem er der ersten lateinischen Klasse zwei Jahre lang angehört hatte und im letzten Halbjahre primus omnium gewesen war. Um ihn schnell einer Lebensstellung entgegenzuführen, bestimmte ihn der Vater darauf, die juristisch-cameralistischen Studien zu absolviren. Man hatte erst den Plan, den Sohn nach der Universität Frankfurt a. O. zu schicken; da diese Anstalt jedoch allzugeringe Bürgschaften für eine tüchtige Ausbildung bot, zog man die damals an der Schwelle ihres Ruhmes stehende Universität Königsberg vor. Unverweilt reiste der junge neunzehnjährige Student nach der letzten Citadelle norddeutscher Intelligenz, der „Stadt der reinen Vernunft" ab und ward im Mai bereits immatrikulirt. In Frankfurt a. O., wie es gewöhnlich heißt, hat Gentz nie studirt. — Ein Jahr später kam sein Bruder Heinrich ebenfalls nach Königsberg.

Königsberg wurde für Gentz ein bedeutsamer Ort, theils durch die Kantische Philosophie, welche seinen Geist zum höchsten Leben emporhob, theils durch die gesellschaftlichen Verbindungen, welche gewissermaßen die Ableitungskanäle dieses übermächtig arbeitenden Geistes wurden, die Stätten, wo seine feurige Jugend

ihren ersten Tummelplatz, ihre Kämpfe und Genüsse fand.

Kant lehrte seit 1755 an der Universität seiner Vaterstadt, erst als unscheinbarer, zurückgesetzter Magister, dessen Ruhm aber allmählig wie seine Schüler sich mehrte; dann seit 1770 als Professor. Kaum hatte Gentz das Leben erkannt, welches durch diese befruchtende Macht in seinem Geiste sich geltend machte, als er mit außerordentlichem Eifer die Vorlesungen des großen, damals in seiner Größe noch gar nicht erkannten Philosophen besuchte. Kant las den größten Theil des Vormittags, selten Nachmittags, und außer Logik und Metaphysik noch privatim Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letztere Vorlesungen waren die besuchtesten und auch von Gentz am meisten bevorzugten, weil sie eine überaus reiche Nahrung spendeten durch die großartige Belesenheit in Geschichten, Reisebeschreibungen, Memoiren, Romanen, kurz in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern konnten. Kant zu hören war ein eminenter Genuß; er war lauter Vernunft, aber auch der interessanteste Lehrer.

Begeistert von diesem Manne und in Folge seines lebhaften Naturells gleich verliebt in die Kantische

Philosophie, durch deren Erfassen er in mächtiger Fülle Gedanken entstehen und mächtig leben fühlte, sehnte sich Gentz danach, auch außerhalb der Collegien den gerühmten Umgang des Lehrers zu genießen. Er fühlte sich wohl gering gegen einen so eminenten Geist, aber er war sich auch bewußt, daß er, wie wohl Wenige, ihn verstehe und ihm zu folgen vermöge. Der Eifer und dabei die Selbständigkeit, mit welcher Gentz seinem Lehrer entgegen kam, blieb diesem auch keineswegs gleichgiltig, sondern bewirkte vielmehr, daß er den oftmals mit ihm disputirenden Studenten in seine geselligen Kreise einführte, wo die Philosophie schwieg.

Kant war einer der unterhaltendsten Gesellschafter. Er liebte lange und feine Mahlzeiten, woher auch sein Lieblingswort coenam ducere kam. Sein unerschöpfliches Gedächtniß, das einen Schatz von interessanten Anekdoten besaß, sein Witz und ächter Humor in Antworten und Repliken unterhielten und heiterten jede Gesellschaft auf. Seine lustigen Erzählungen machte der trockene Ton, in dem er sie vortrug, noch anziehender und lächerlicher; dabei aber blieb er immer der strenge, sittliche, moralische Charakter. Gentz fühlte sich in diesen kleinen Kreisen doppelt wohl. Einmal, daß er Kant, den großen Philosophen, in robe de chambre studiren konnte; dann, daß diese abstrakte

Beschäftigung durch alle jene Genüsse gewürzt war, die Gentz' sinnliche Natur liebte. Beim vornehmsten Denken Witz und Genuß, das war schon damals ein unwiderstehlicher Reiz für ihn; er begriff Kant unendlich tiefer, nachdem er mit ihm an wohlbesetzten Tafeln den Scherz und den in regellos-anmuthigem Spiel sich ergötzenden Geist genossen.

Der Umgang mit Kant hatte ihm zu den angenehmsten Bekanntschaften verholfen, die er mit Takt und vollendeter Lebensweise zu pflegen und zu erweitern verstand. Mit dem hohen Wogenspiel seines Geistes wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt und neben dem rastlosesten Eifer, die höchsten Fragen der Spekulation zu lösen und durch die reine Vernunft den Werth aller Dinge zu untersuchen, war es ihm Bedürfniß, den mächtigen Drang nach Mittheilung seiner Gedanken, nach Lebensgenuß und Sinne wie Herz erhebenden Anregungen zu stillen. Diesem Wunsche, in der Welt zu leben, kam eine besonders einnehmende Erscheinung entgegen. Gentz war der interessanteste Kritiker und Dialektiker, der sich finden ließ; er verstand mit Kant zu diskutiren, zu streiten, immer mit Begeisterung und heiterer Laune; mit Hamann, der damals sein Brod durch die Stellung eines Packhofsverwalters erwarb, untersuchte er von Neuem

alle großen Probleme der Philosophie, begründete, überführte, bestritt und erörterte, und dies Alles mit einer Kühnheit und vornehmen Scheu, mit einer Beweglichkeit und einem Reichthum von Ideen, daß seine Gesellschaft einen ausnehmenden Reiz gewann. Nicht minder als bei den wissenschaftlichen Geistern machte er Glück bei den Frauen. Gentz war an und für sich schon eine wohlthuende Erscheinung, in jeder Beziehung voller Männlichkeit, mit sanft und weichblickenden Augen; dazu kam noch eine durch die überraschendsten Wendungen und von Pointen geschmückte Beredsamkeit, bald witzig, bald hinreißend durch jugendliches Feuer, hier imponirend durch ihre Würde, ihren Anstand und feine Manier, dort glücklich durch ihre schmeichelnde Innigkeit und strömende Wärme. Er war der gefälligste Mensch, der galanteste Student, der nobelste Charakter; er eroberte die Männer, indem er nach den Lehren des Cardinals Rohan mit ihnen wie mit Frauen redete, und die Frauen, indem er zu ihnen wie zu Engeln sprach. Seine Freundschaft, seine Liebe war ein Genuß und um so mehr, als man sich geschmeichelt fühlte, daß ein Jüngling von so hoher Denkungsart ernstlich danach verlangte, von dem, um dessen Gunst er buhlte, auch vollständig erkannt zu sein.

Das bedeutsamste und interessanteste Verhältniß,

welches Gentz in Königsberg, und noch lange Jahre nach dem Verlaſſen dieſer Stadt unterhielt, war das mit der Gattin des damaligen Regierungsraths Graun, einer zweiundzwanzigjährigen Schönheit, die ſpäterhin ihr zweiter Gemahl Stägemann, ebenſo wie ihre poetiſche Natur, ihren Geiſt, ihre Anmuth, in den feuerigſten Sonnetten feierte. Eliſabeth Graun lebte in ihrer Ehe unglücklich; ſie verſtand nicht den Gatten, der wiederum die Gattin nicht begriff, ein Zwieſpalt, der in der großen Verſchiedenheit dieſer beiden Naturen gegründet war. Eliſabeth war eine durchaus poetiſche Natur, ein vollſtändiges Kind ihrer Zeit, in der man die Ideale zu verkörpern verſuchte und unglücklich wurde, da die Romantik ſich nicht auf das wirkliche Leben anwenden ließ. In dieſer Beziehung iſt Eliſabeth ein vollſtändiges Seitenſtück zu der Gräfin Ahlefeldt; beide glühenden, von Romantik angefüllten Weſen erſtarrten in der rauhen Wirklichkeit des ehelichen Lebens und glaubten ſich zu retten, wenn ſie an der Hand von Dichtern das Leben poetiſch durchwandelten. Mehr als der Gattin Lützow's gelang dieſer immerhin gefährliche und verwerfliche Verſuch Eliſabeth. Sie fand in der That mit Stägemann das Glück, das ſie mit ihrem erſten Manne vielleicht nicht geſucht hatte. Die Literatur damaliger Zeit erklärt

dieſen Zuſtand des Zerfallenſeins mit dem Leben und des phantasmagorirten Weltdaſeins zur Genüge. Die Oſſian'ſchen Nebelbilder und die beſtechenden lyriſchen Seufzer dieſes Dichters, Young's äſthetiſche Malereien, Rouſſeau's Heloiſe und Emil, Göthe's Werther und hundert andere verſchlungene Werke, ſprachen immer nur von der Mangelhaftigkeit, wie von der Erbärmlichkeit dieſes Lebens und malten ein idylliſches, nach philantropiſchen Theorien erbautes Daſein auf. Kein Wunder, daß die empfänglichen Seelen gerührt und zur Schwärmerei geneigt wurden, ihre proſaiſche Exiſtenz für unerträglich hielten und mit aller empfangenen Romantik ein ſchönes Leben der Seligkeit und Genüſſe ſich träumten, mit dem Wunſche, ein ſolches auf irgend eine Weiſe realiſiren zu können.

Zurückgezogen im Kreiſe ihrer Kinder, ihrer Familie und einiger engeren Freunde des Hauſes, ſpann Eliſabeth unaufhörlich an ihrem Traum und machte ſich ihr Leben noch bitterer, indem ſie nur deſſen grelle Seiten ins Auge faßte. Ein damaliges Verhältniß mit einem jungen Manne, Le Noble, genügte ihr nur halb und wurde auch nach einiger Zeit ohne großen Schmerz aufgegeben. Durch Le Noble aber kam Gentz in den Kreis, dem Eliſabeth vorſtand, und in ihm fand ſie mindeſtens einen jener gleichgeſinnten

Freunde; mit dem sie schwärmen und philosophiren, über die Nichtigkeit der Welt und über das Unglück ihrer Ehe reden konnte. Gentz ward vollständig ihr Vertrauter und die Freundschaft Beider glich in der That dem Ideal einer romantischen Harmonie der Seelen, die alles Entzücken der Liebe einschlürft und doch nicht Liebe ist und sein will. Dem goldenen Bilde der Phantasie suchten alle diese Charaktere sich auf jede Weise zu nähern; aber in der Heftigkeit, mit der sie ihren Weg gingen, verschmähten sie es, eine demuthsvolle Strenge, ein züchtiges Versagen aufzugeben. Sie waren zu klein, mit der Prosa des Lebens sich abzufinden, zu groß, für die poetisch-erdachte Welt ein profanes Opfer ihrer Würde zu bringen.

Gentz verstand sich sehr wohl in dies platonische Leben zu finden. Er war bei allem Kantianismus mit der Milch der Romantik auferzogen und dieselbe entsprach, da sie alle Dinge mit magischen Reizen zu trapiren verstand, entschieden seinem Naturell. Sie gestattete das von ihm getriebene Verliebtsein in die Dinge, das plötzliche Erfassen einer Sache mit übervoller Leidenschaft, bis diese, gesättigt, sich abkühlte und ihre Gluth einem andern Gegenstande zuführte. Für ihn war es wohl von hohem Reize, sein Herz ausschütten und wiederum die interessanten Geheimnisse

eines poetisch fühlenden, edlen, aber verirrten Frauenherzens zu theilen. Und so war denn Gentz zu gleicher Zeit der Vertraute Elisabeth's und der Freund ihres Geliebten, ja selbst der Freund ihres Mannes. Man fand sich bald in der Le Noble'schen Familie, bald bei der Mutter Elisabeth's, bald mit ihren Schwestern oder ihrem Bruder, bald in trautem tête-à-tête zusammen. Drei, vier Stunden lang in einsamen Unterredungen „berauschten" sich diese beiden Seelen an der Freundschaft. Gentz machte seine Morgenbesuche bei Elisabeth und streifte mit ihr durch einsame Alleen, wenn die Dämmerung alle Dinge in ein magisches Verhüllen legte. Er besuchte die Bälle, welche im Graun'schen Hause gegeben wurden, und da keimte und wuchs ihre Freundschaft, sie fanden in allen Lustbarkeiten nur Stoff zu ihren einsamen Unterhaltungen, lasen sich die schwärmerischen und ästhetisirenden Briefe vor, die sie sich am Morgen geschrieben, und konnten dann oft „vor Thränen der Rührung und der heiligsten Empfindsamkeit nicht reden".

Der Reiz dieses idyllischen Verhältnisses, welches für Gentz Anlaß zu den mannichfachsten Genüssen, bald lebensfrohen bald die Geheimnisse der Herzenswelt in ästhetischen Duft auflösenden, wurde, ward noch dadurch erhöht, daß er in der Schwinck'schen Familie, der Eli-

ſabeth durch ihre Geburt angehörte, ihre Couſine Bernhardine kennen lernte und ſich in allem Ernſte in dieſelbe verliebte. Eliſabeth zu ſehen, war jetzt ein doppelter Genuß; hier eine Freundin, die er tröſten konnte und die ihn die Geheimniſſe eines Frauenbuſens kennen lehrte; dort eine Geliebte, die ewig die Fluth ſeiner leidenſchaftlichen Gefühle erhöhte. Der Reiz dieſes Liebesverhältniſſes ward noch dadurch gehoben, daß der Regierungsrath Graun gegen daſſelbe eiferte; aber da war die Mutter, die er gewonnen hatte, Eliſabeth, die für ſein Glück ſorgte, endlich Bernhardine ſelbſt, die dem feurigen Jüngling halb entgegen kam — und endlich war die Qual der Ungewißheit zu Ende, er wußte ſich als Geliebter Bernhardinens.

Mitten in dieſem Liebeleben hatte Gentz ſeine Studien beendet und der Vater berief ihn nach Hauſe. Allgemeiner Schmerz und wehmüthige Klage! Gentz fühlte mit einem Male, daß er ſein Glück allzu geizig genoſſen; „aber, ſchrieb er an Eliſabeth, die Menſchen ſind wie die Kinder; wenn ſie zuerſt zuſammenkommen, geht das Eine in den Winkel, das Andere in einen andern, ſchielen ſich von der Seite an, trauen ſich nicht, fürchten ſich vor einander, bis es ſo gegen 8 Uhr Abends kömmt; alsdann kriechen ſie nach und nach zuſammen, fangen an zu ſpielen, und wenn es

bis zum Gastmahl oder bis zur kleinen Hochzeit gekommen ist, dann ruft Mama: Dorchen, Fritzchen, wir gehen. — Sie stehen da, sehen sich an, — und weinen.“

Vier Wochen später trat Gentz aus der Universität und nahm Abschied von seinen zahlreichen Königsberger Freunden. Mit der Geliebten und Elisabeth verbrachte er den letzten Abend und im Schwelgen an die glücklichen Stunden, die er mit diesen beiden Wesen genossen. Er schenkte ihnen sein Bild, und jede der beiden Frauen das ihre. Mit dem Versprechen, eine eifrige und ausführliche Correspondenz zu führen, trennten sich endlich die drei Liebenden und am 1. Mai 1785, nachdem er zwei Jahre in Königsberg gelebt, reiste Gentz nach Berlin zurück.

Kaum war er in Berlin angelangt, als er sogleich am 6. Mai, an Elisabeth und Bernhardine schrieb. Noch ganz in der Erinnerung an die zurückgebliebenen Frauen, erscheint ihm Berlin unglaublich öde und todt, schaal und langweilig; kaum daß seine Mutter und sein Freund Meschker, der sich bald darauf verheirathete, die ärgste Leere ausfüllen können. Erst nach einiger Zeit, als er durch die Bekanntschaft seines Vaters mit dem Minister v. Schulenburg, eine Anstellung als Geheimer Sekretär bei der Seehandlungs-

Gesellschaft erhalten hatte,[4] befreundet er sich mit seiner neuen Lage und findet alles Glück in dem trauten Kreise seiner Familie. Sein einziger Genuß bleibt aber die Correspondenz mit Bernhardinen, die ihm alle Wochen zwei- oder dreimal schreibt, und mit Elisabeth. Seine Sehnsucht nach Antworten, die durch Zufall oftmals sich verspäten und auch ausbleiben, ist namenlos und er kann nicht dringend genug bitten, ihm doch ja zu sagen, was man denke und thue, wie man lebe und liebe. Besonders liegt ihm das Schicksal Elisabeth's und ihr noch immer andauerndes Verhältniß zu Le Noble am Herzen und es ist höchst drollig, welche „chaotischen Briefe" er an sie richtete, wie er sie tröstet und gewissermaßen die Vernunft der Kantischen Philosophie hierbei praktisch anwendet; wie er mit ihr klagt und schwelgt, ästhetisirt und streitet, und oft witzig, oft schulmeisternd-altklug, oft schmeichelnd und glühend Pläne der gegenseitigen Glückseligkeit entwirft.

„Sie haben es in Ihrer Hand, schreibt er am letzten Dezember 1785 an Elisabeth, nachdem er sie auf die Verbesserung ihrer Lage hingewiesen, glückliche Menschen zu bilden, und zwar nicht auf Augenblicke

[4] S. Gentz an Graun bei Dorow, Handschriften berühmter Männer. Heft I.

und Stunden, sondern für das Leben, und für den Tod. Nun weiß ich aber, wenn wir selbst nicht vollkommen glücklich sind, keine andere Erholung, keine andere Zuflucht, als Andere vollkommen glücklich zu machen.“ — Ferner: „Am ersten Tage dieses Jahres schrieb ich in mein Tagebuch folgende Stelle, davon ich Ihnen der Merkwürdigkeit halber den Anfang hieher setzen will: „Dunkel sind die Wege der Zukunft immer für den eingeschränkten Blick des kurzsichtigen Menschen, aber noch nie hat ein Jahr meines Lebens mit so begrenzten Aussichten für mich angefangen, als dieses. Noch nie habe ich so wenig muthmaßen können, in welcher Lage ich mich wohl am Ende des Jahres befinden würde, als beim Anfange des jetzigen.“

„Sie haben geglänzt, da Sie liebten, heißt es ein andermal, als Elisabeth über das Ungenügende ihres Verhältnisses zu Le Noble ihm geschrieben, denn so verstehen die Menschen nicht zu lieben, wie Sie liebten — verstehen Sie doch kaum so geliebt zu werden! Sie glänzen, da Sie aufhören zu lieben. Der Kranz aller weiblichen Tugenden war längst Ihrer; mein Herz geht Ihnen froh entgegen, und übergiebt Ihnen jetzt die nämliche Palme der Ueberwindung seiner selbst, die schwerste, die es mir zu erreichen giebt.“ Später, als Le Noble sich bereits

von Elisabeth getrennt hatte und diese in dem jungen Stägemann das zukünftige Glück ihrer Liebe ahnte, räth er ihr das Leben von den besten Seiten zu betrachten, an ihre Kinder und an ihren Mann zu denken. „O, es muß ein hoher Triumph einer Frau sein, ihren Namen selbst umzuschaffen. Sie sind seiner werth;“ dann, bezüglich Le Noble's: „Sie müssen schlechterdings dafür sorgen, daß Le Noble glücklich, wenigstens so glücklich werde, als er jetzt noch kann. Sie müssen, ohne Rückhalt mit freiem, ganzem offenem Herzen, und mit aller Zuversicht der Tugend und Unschuld, seine Freundin sein. Sie müssen sich Mühe, recht sorgfältige Mühe geben, ein Herz zu beruhigen, worin Sie doch die erste Unruhe aufgeregt haben, und das doch wahrhaftig verdient, ruhig und glücklich zu sein.“ .... „O meine Freundin, meint er nach dieser Moralpredigt, glauben Sie nicht, daß ich allen den weisen Maximen, die ich Ihnen vorpredige, und, das weiß Gott, mit innerem Gefühl ihrer Wahrheit vorpredige, immer so getreu bin, als ich es Ihnen wünsche. Tugendhaft, weise, strenge sogar, in der Stunde der Betrachtung; schwach, thöricht, leichtsinnig in dem Rausch des Lebens, überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt. Dreist und ohne Rückhalt können Sie

jede kleine Abirrung von dieſer köſtlichen Linie, jede kleine Schwachheit Ihres Lebens in mein freundſchaftliches Herz ausgießen, und wenn es mir an Kraft gebricht, Ihnen zu helfen, ſo wird es mir nie an Thränen fehlen, Sie zu beweinen.“ Schließlich empfiehlt er ihr die letzten, aber nur die letzten Theile der Heloiſe zu leſen und in Gold einbinden zu laſſen.

Neben dieſem Kultus einer ſchwärmeriſchen Freundſchaft, der ſich in den Briefen von Gentz an Eliſabeth offenbart [5], dauerte der ſeiner erſten leidenſchaftlichen Jugendliebe fort. Bernhardine war in dem erſten Jahre ſeines Berliner Lebens der gefeiertſte Gegenſtand ſeiner Phantaſie; er war überzeugt, daß „ein ſolches Mädchen in der ganzen Welt nicht weiter für ihn ſei, ebenſo daß eine Freundin, wie Eliſabeth, auch auf einem ſechzigjährigen Wege ſich nicht zweimal findet.“ Er konnte die Zeit nicht erwarten, wo dieſe Verbindung endlich vollzogen werden ſollte und langweilte ſich in Berlin, weil hier ein Mädchen, wie Bernhardine, nicht lebe. Endlich näherte ſich dies Liebesverhältniß ſeinem Ziele; die Anverwandten der Geliebten hatten ihre Einwilligung faſt alle gegeben und auch die Eltern von Gentz ſetzten dem Lieblingswunſche ihres Sohnes kein Hinderniß entgegen. Im Gegentheil ſorgten ſie dafür, daß der-

[5] S. Gentz Schriften bei Schleſier. I. S. 24—92.

ſelbe ein Einkommen beſitze, welches ihm den Unterhalt einer Familie gewähre. Gentz war freilich ſchon vom Geheimſekretär bei der Seehandlung zum Referendar bei dem Generaldirektorium avancirt; aber er erhielt hier kein feſtes Gehalt, ſondern nur von Zeit zu Zeit aus Begünſtigung eine Gratifikation von ſeinem Chef, dem Miniſter Voß, der in dieſer Beziehung nicht eben generös war. Dennoch betrug die Summe dieſer Gratifikationen jährlich mehrere hundert Thaler und der Vater verſprach ſo viel zuzuſchießen, daß ſich die Revenüen des jungen Ehemannes bis zu 800 Thalern erheben ſollten. Sein Glück über dieſe bald zu hoffende Verheirathung, die ſein Vater lebhaft wünſchte, ſprach ſich gegen Eliſabeth in überſchwenglicher Weiſe aus und wiederum mit dem Wunſche, auch ſie damit glücklich zu machen: „Wenn es dann nun erfüllt iſt, meine liebe Freundin, dann ſehe ich auch Sie wieder . . . Und wenn wir uns geſehen haben, dann gehe ich voran, Ihnen eine Stätte zu bereiten, und warte mit froher Zuverſicht einer Zeit, wo uns der Himmel an zwei Enden des Friedrichſtädt'ſchen Marktes vereinigen ſoll, und wo mir Berlin, was mir jetzt ein todter Pallaſtklumpen iſt, der Mittelpunkt aller Lebensfreuden ſein wird.“ Gentz war wirklich in der Mei-

nung, daß seine Liebe eine wahre sei und verwünschte nach der Art aller Verliebten in seinem Alter die Welt, welche keine wahre Liebe und noch weniger Freundschaft versteht. Er schwärmte von einer Hütte und einer ewigen Glücklichkeit in der Einsamkeit, die genau dem romantischen Bedürfniß der feinen Welt entsprach, die in jeder Beziehung zur Philantropie rieth, wenn sie sich in ungeschmälerten Genüssen befand. „Nicht wahr? schrieb Gentz, der Umgang mit vier oder fünf vortrefflichen Menschen, aber ohne Zwang, ohne Rückhalt in der ungezwungensten, glücklichsten Freiheit der Natur, durch keine Hinsicht auf Ceremoniell eingeschränkt, durch keine Furcht vor Mißdeutungen verbittert, allenfalls im ruhigen Schooße der süßen Natur — wäre das nicht gerade das Einzige, was Menschen, wie wir sind, glücklich machen könnte? Sagen Sie doch, würden wir mehr wünschen, würden wir nicht gern allen eitlen Glanz den Thoren, alles Gold den Juden, alle Gelehrsamkeit der Schule überlassen, und aus unserem kleinen, frohen Cirkel hinaussehen in die große Welt und in das stürmische Labyrinth, wo man Freunde kaufen will, und nicht sieht, daß sie nicht zu kaufen sind, würden wir da nicht hinaussehen, wie der Bergbewohner einer guten, stillen, warmen Stube hinausieht in die herbstliche Gegend, wo der Abendwind

in einem kalten Regen die abgefallenen Blätter ersäuft? — Wir brauchten nicht mehr." .... Und, nachdem er diese Eremitenidylle fortgesetzt, ruft er aus: „eine Welt für einen Freund hingeben fängt an Gewinn zu werden!" Neben dieser Schwärmerei und Ueberschwenglichkeit, welche das Bewußtsein der Liebe in ihm hervorrief, findet sich aber unmittelbar daneben die entschiedenste Genußsucht ausgesprochen: „Laßt uns leben, leben und nicht bloß existiren; die größte Bürde drückt nicht beständig. Laßt uns empfinden und froh genießen jeden Augenblick des Nachlasses, jede ruhige Minute. Das ist mein Rath." — Während er aber selbst diesen Rath getreulich befolgte, warnt er Elisabeth ein andermal, die rauschenden Vergnügen der Welt nur sehr sparsam zu genießen; denn sie seien verderblich, er fühle dies am besten.

Die scheinbar so nahe Verbindung mit Bernhardine fand jedoch in der Familie derselben immer mehr Widerspruch, je näher der bestimmte Termin ihres Eingehens rückte. Bernhardine selbst hatte für den abwesenden Gentz Ersatz gefunden und schrieb ihm im November 1786, daß ihr Verhältniß wohl zu Ende sein werde. Auch Elisabeth berichtete von der Umwandlung der Geliebten. Gentz, weniger im Herzen, als in der Eitelkeit verwundet, schüttete nun erst sein Herz gegen

Beide aus;[6] an Elisabeth schrieb er, daß mit dem Vertrauen auf das Mädchen, das so unendlich groß gewesen, nun auch manche seiner angenehmsten Verbindungen und seiner reizendsten Freundschaftsbündnisse zu Grunde gehen würden, denn sein Glaube an Treue und Moralität und Menschengüte habe einen zu großen Stoß erlitten. Nicht zufrieden damit, die beste Freundin, vor der er allein, außer seinem Freunde Meschker, alle geheimen Falten seiner Seele ausgewickelt hatte, zur Fürsprecherin bei Bernhardine zu wissen, reiste er selbst gegen Ende des November nach Königsberg, um das Peinlichste, was er kannte, — die Ungewißheit des Zustandes zu beenden. Er wohnte während der drei Wochen seines dortigen Aufenthaltes im Graun'schen Hause. Aber das Verhältniß mit Bernhardinen löste sich gänzlich auf, zum Schmerze Elisabeth's und zur Verzweiflung von Gentz', der aus diesem Sturme mindestens die Freundin sich bewahren wollte und vor der Abreise ihr ein Billet schrieb, mit der Bitte, daß sie sich ihm selbst erhalten möge.

Mitte Dezember war er nach Berlin zurückgekehrt. Nach diesem Zusammenbruch seiner Hoffnungen, in denen

[6] S. a. die Briefe von Gentz an Graun und den Bruder Bernhardinens bei Dorow, Denkschriften und Briefe II. S. 118 — 125.

er sich bisher so stolz und selbstgefällig gewiegt hatte, glaubt er von aller Welt verlassen zu sein. Er hört, daß die unangenehme Geschichte schon in Berlin bei den Bekannten besprochen wird, man befragt ihn, bedauert ihn, ja zu seinem Ärger plagen ihn die Leute schon wieder mit „verwünschten" Heirathsvorschlägen. In dieser Aufregung ist Elisabeth sein Trost und der ohne Liebe dastehende junge Mann wirft sich ihr mit einer Gluth entgegen, die in der That vermuthen läßt, daß er aus der bisher schwärmerisch verehrten Freundin eine seiner Leidenschaft gewachsene Geliebte schaffen möchte.

„Angebetete, göttliche Frau! schreibt er ihr im Januar 1787. Sie allein, Sie hätten der Schutzengel meines Lebens sein müssen. Wär' es mir vergönnt mit Ihnen — abscheulicher Gedanke, jetzt! — nein nur bei Ihnen, unter Ihren Augen meine Tage hinfließen zu sehen, ich weiß es, dann wäre ich glücklich gewesen. Meine köstlichsten Gefühle nähren und stärken, meine moralischen Ideen realisiren, meine herzliche Liebe zur Tugend beleben und halten, das konnten nur Sie! — Ich werde nie glücklich sein." Mit diesem Kummer verliert er nun den Geschmack an wahren Vergnügen, weil er ihn nicht mehr zu kultiviren versteht; er grämt sich, daß er kein Herz, auf der ganzen

weiten Welt kein Herz findet, was so mit ihm harmonire, als das Elisabeth's; er sucht die Freude, wo er sie nicht finden kann; wird bei jedem fehlgeschlagenen Versuch muthloser und hat nicht Kraft genug, blos sich zu leben, nicht lebendige Ueberzeugung genug, daß er die Glückseligkeit, die nicht in ihm liegt, nirgends antreffen werde. Kein Wunder, daß er sich oft in einen Wirbel falscher Freuden zweckloser Beschäftigungen und grundleerer Hoffnungen verstricken läßt, die ihn noch elender und ohnmächtiger machen. Dabei empört sich sein Stolz, ein Mädchen geliebt zu haben, das, wie er an Elisabeth schrieb, nicht werth gewesen, daß er ihr Freund war — „weit unter mir in allen wahren Vorzügen, das mich elend gemacht hat, da es nicht einmal verdient mich glücklich zu machen. Wären Sie jetzt bei mir, so würde ich nicht so oft meines Ranges in der Schöpfung vergessen, und aus Verzweiflung meine Freundschaft — und Gott gebe, nur nicht meine Liebe — verschleudern, weil ich sie nicht nach Würden verschenken kann."

Noch einmal wirft er diese Trauer, sich ungeliebt zu sehen von Denen, die er lieben möchte, von sich, als er die Hoffnung nährt, Elisabeth werde mit ihrem Gemahl, der versetzt wurde, nach Berlin kommen. Doch bald wurde er auch in dieser Hoffnung betrogen,

denn die geliebte Frau blieb in Königsberg und athmete in vollen Zügen die reiche romantische Ritterliebe, die ihr Stägemann entgegentrug. Mit diesem Zertrümmern der letzten egoistischen Hoffnung verliert sich auch der Reiz für Gentz, an die in Liebesfesseln gefangene Elisabeth zu schreiben. Auch dieser Genuß, einst sein größter, ist ihm nun genommen und nur selten, immer seltener tauschen die beiden Herzen, die sich hundertmal ewiges Bündniß geschworen, ihre Gedanken mit einander aus, bis Beide endlich, anderweitig inniger beschäftigt, gänzlich schweigen.

Aber diese Stürme, welche die Herzenswelt von Gentz bestehen mußte, blieben nicht ohne Folgen. Seine Leidenschaftlichkeit und Genußsucht, von edleren Gegenständen getrennt, suchte sich nun im Gewühl der Welt, der hauptstädtischen Vergnügen und Orgien Luft zu machen. Der junge Mann warf sich in wildem Drang nach Betäubung in die Arme eines ausschweifenden Lebens, „taumelte durch alle Thorheiten dieser abscheulichen Welt hindurch, wälzte sich in allen ihren abschreckendsten Freuden herum und suchte mit Aufopferung seiner ganzen Zufriedenheit den Genuß voll Unruhe, und die Foltern der Rückerinnerung auf hundert klippenvollen Wegen auf, mit sich selbst bis zum Fremdwerden veruneinigt.“ Abgeschlafft und ermüdet von diesem fri-

volen Leben, rächte ſich dies Ueberſchreiten von Maß und Ziel bald darauf durch eine heftige Krankheit, die ihn mehrere Wochen lang ans Zimmer feſſelte. In dieſem, für Gentz grauſamen Zuſtande, trat aber die ihm zum Heil dienende Reaktion ein. Er lernte ſich ſelbſt ehren und würdigen und ſetzte ſich ein ſtolzeres Ziel auf, als das, die Gunſt zweideutiger Damen und das gehaltloſe Glück reizloſer Bekanntſchaften zu erlangen. Ein neues brennendes Verlangen trieb ihn wieder zu den Wiſſenſchaften und zum Studium, und in dieſer Zeit war es, wo Gentz ſich in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache Unterricht ertheilen ließ, durch eiſernes Ueben und Studiren in den Geiſt dieſer Sprachen drang und jene Fertigkeit ihres mündlichen wie ſchriftlichen Gebrauchs ſich aneignete, die ſpäter alle Welt erſtaunte und ihm ſelbſt zum Schlüſſel der Pforte diente, welche zu der ausgezeichneten Bahn führte, die er mit ſo viel Glück und Geſchick durchwandelte.

Zweiter Abschnitt.

Der Einfluß der französischen Revolution auf Gentz.

1789—1797.

Gentzens gelehrter Umgang. — Correspondenz mit Garve. — Studien. — Begeisterung für die französische Revolution. — Entschluß als Schriftsteller aufzutreten. — Die Regierung Friedrich Wilhelm's II. — Zusammenkünfte mit Ancillon und W. Humboldt. — Damen-Thee's. — Gentz betet in Humboldt die Menschheit an. — Gentzens Amtsstellung. Bewerbung um eine Rathsstelle in Breslau. Verbesserung seiner Stellung in Berlin. — Das Schriftstellerdebüt über das Naturrecht. — Burke's Reflexions und Mirabeau's Tod. — Der Einfluß Burke's. — Uebersetzung der Reflexions und Anhänge dazu. — Gentz wird Kriegsrath. Verheirathung. — Bekämpfung der französischen Revolution. Uebersetzung von Mallet du Pan. — Uebersetzung von Mounier. — Kleinere Aufsätze. — Polemik gegen Kant. — Gegen die Revolution. — Sänftigender Einfluß Schiller's auf Gentz. — Die politische Ästhetik und die Horen. — Gentz und Schiller. — Gründung der Neuen Deutschen Monatschrift. Einfluß der Horen. Ästhetische Politik. — Uebersicht der Ereignisse von 1794. — Schiller's Einfluß bewirkt die Geschichte der Maria Stuart. — Brief an Böttiger. — Mangel des historischen Talents. — Geschichte der Gefangenschaft Königs Johann von Valois. — Studium der Nationalökonomie. — Verherrlichung Englands. Pitt an Gentz. — D' Ivernois' Geschichte der französischen Finanzverwaltung.

Gentzens Liebe zum Studium war keineswegs ein momentaner Rausch, sondern eine treue Begleiterin seines ganzen Lebens. Zwar verhinderte sie nicht,

daß dem Genuß in jeder Art und dem Leben mit seinen Freuden immerfort reichlicher Tribut gezollt ward; aber es war das Eigenthümliche dieser Natur, daß sie inmitten sinnlicher Aufregungen niemals ihre geistige Pflege und Nahrung verabsäumte. Besonders in der Zeit von 1789 bis 1797 gab sich Gentz mit einer Energie dem Studium hin, die beredtsam für den inneren Drang des jungen Mannes zu den Wissenschaften und zum höchsten Austrag der Bildung spricht. Er suchte vorläufig mit Eifer Bekanntschaften mit hervorragenderen Geistern zu machen, um sich durch Austausch der Gedanken, durch lange, kritisirende Correspondenzen einen Schliff der Bildung und eine möglichste Totalität der Anschauungen zu erwerben. So knüpfte er mit dem Professor Johann Jakob Engel, seinem früheren Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium und jetzt des Kronprinzen, wieder an, mit Biester, dem Herausgeber der deutschen Monatschrift, mit Zellner und anderen Berliner Gelehrten. Daneben ergötzte er sich an dem Umgang mit den beiden jungen Feuerköpfen Ancillon, seinem Vetter, und Wilhelm von Humboldt; er debattirte mit ihnen und ging ein geistiges Wettspiel ein, bei dem zu siegen höchster Triumph, besiegt zu werden Ehre war.

Im September 1789 ging Gentz mit seinen

Eltern zum Besuch nach seiner Vaterstadt Breslau und verlebte daselbst einige glückliche Wochen. Besondere Anziehungskraft übte der Philosoph Christian Garve (geboren 1742) auf ihn aus, der damals privatisirte, und durch seine gehaltvollen Werke über Cicero und Ferguson's Moral zu den Celebritäten der Wissenschaften gehörte. Der schlichte, strenge und klare Geist dieses Mannes entzückte Gentz, und er begann sogleich nach seiner Rückkehr von Berlin aus eine Correspondenz mit ihm,[7] die ebenso sehr seine ungemeine Verehrung für Garve, als die Ausdehnung seiner Studien und die Sehnsucht nach geistigeren Arbeiten dokumentirt. Die Zuneigung zu dem Philosophen steigerte sich bis zur kindlichen Verehrung, und ein sehr lobenswerthes Zeugniß für das gute und weiche Gemüth von Gentz war die Aufmerksamkeit, mit welcher er für Garve sorgte, als dieser auf sein Bitten nach Berlin kam, um dort die Heilung eines lästigen Uebels vorzunehmen. Er besorgte ihm eine Wohnung, verschaffte ihm alle Bequemlichkeiten, strengte sich an, dem Lehrer den Aufenthalt in Berlin möglichst angenehm zu machen und war endlich, als Garve wieder zu seiner Mutter nach Breslau zurückkehrte, untröstlich

[7] Friedrich von Gentz' Briefe an Christian Garve (1789—1798). Herausgegeben von Dr. Schönborn. Breslau 1857.

darüber, daß die Kur nicht vollständig den gewünschten Erfolg erzielt hatte. Der Austausch seiner Gedanken mit denen Garve's war ihm daneben ein sichtlicher Hochgenuß und besonders entwickelte er bei Gelegenheit der vom Grafen Zinzendorf in's Französische übersetzten Schrift Garve's: Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik, alle seine kritische Lust im höchsten Grade. Er zeigte nicht allein, wo sich der Uebersetzer Fehler zu Schulden kommen ließ, sondern analysirte auch die Polemik Klein's, welche dieser damals gegen die Garve'sche Schrift richtete, und debattirte mit nicht geringer Vorliebe die beiden Fragen: Giebt es im Stande der Natur Zwangspflichten oder regiert hier blos das Gewissen? Befinden sich die Regenten als solche wirklich im Stande der Natur? Indem er seine daraus gezogenen Grundsätze auf die Staaten anwandte, fand er, daß es unter ihnen keinen eigentlichen Stand der Natur gebe; daß die Staaten also auch ihre Verbindlichkeiten gegen einander haben und ein Regent der Nation Rechenschaft schuldig sei, der erste Diener des Staates, wie Friedrich es aussprach, sein müsse. Der Richter seiner Handlungen sei die Stimme des Volkes; dieses mag recht oder unrecht handeln: er selbst, der Regent, könne nur treu oder untreu der Ausführer dieser Handlungen sein und

ſei ein Uſurpator, wenn er ſo handelt, als wenn er der Nation keine Rechenſchaft ſchulde. [8]

Während Garve gewiſſermaßen dem jungen Referendar eine erwünſchte Gelegenheit bot, ſeine erworbenen Kenntniſſe reſümiren und prüfen zu können, trachtete dieſer andererſeits danach, dieſelben immer mehr zu vervollkommnen und zu erweitern. Er beſchäftigte ſich fleißig mit der Literatur, mit Göthe, Schiller, mit Leſſing, mit engliſchen und franzöſiſchen Büchern; er hörte Kieſewetter's Vorleſungen in Berlin über Kantiſche Philoſophie, „ſeine alte Pflegemutter"; ja ſeine Beziehungen zu dem ehemaligen Lehrer waren noch ſo innig, das Vertrauen des großen Philoſophen, der inzwiſchen nicht wenig unter der Cenſur des traurigen Regiments Friedrich Wilhelm's II. litt, ſo hoch, daß er Gentz die Correktur ſeines Werkes: Kritik der Urtheilskraft, die 1790 erſchien, übertrug. Daneben beſuchte Gentz Klaproth's berühmte Vorleſungen über Chemie, repetirte mit Petiscus die griechiſche Literatur und den Plato; und warf ſich endlich, als Ancillon aus Paris mit einem Schatz franzöſiſcher Bücher und Journale zurückkehrte, leidenſchaftlich in ihre Lektüre, um ſo mehr, als die meiſten derſelben von

[8] Gentz an Garve d. d. 24. Oktober 1789.

der Censurbehörde verboten waren und Gentz mit zu den eifrigsten Verehrern der französischen Bewegung gehörte.

Die französische Revolution und die Grundsätze, von denen sie ausging und die sie als Programm voranstellte, mußten in Deutschland nur allzusehr verwandte Berührungen finden. Der humane und philantropische Charakter, womit die Anfänge der Revolution von 1789 sich schmückten, hatte in Deutschland seit einem Menschenalter in den Kreisen der Regierungen und Regierten, der Staatskunst und Literatur, ein mächtiges Terrain erobert und die Lehren der physiokratischen Schule, das Evangelium des Genfer Philosophen hatte kaum in Frankreich eifrigere Jünger als im deutschen Reiche und besonders in Preußen, einem Staate, der unter der heillosen Wirthschaft des Nachfolgers Friedrich's des Großen und unter der Maitressenherrschaft der Rietz sichtbar zu Grunde geführt wurde. Gemäß unserer Entwickelung, die sich mehr weltbürgerlich als national gestaltete, die mehr auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens als des Handelns emporgewachsen war, faßten wir in Deutschland die neuen Anregungen vager und theoretischer auf, als in Frankreich, aber darum gerade in den literarischen Kreisen mit einer Erregbarkeit, die unsre

zähe, schwerfällige Natur kaum erwarten ließ. Als die ersten Ausbrüche von 1789 erfolgten, waren selbst trockene Publizisten von der enthusiastischen Strömung ergriffen, und ein Mann wie Schlözer, der die nordamerikanische Erhebung so bitter angegriffen, meinte damals [9], diese Vorfälle seien eine kräftige Lection für alle Menschenbedrücker in allen Weltgegenden und unter allen Ständen. Selbst die ersten blutigen Thaten vermochten diesen Jubel nicht zu trüben und Johannes Müller pries den Tag der Bastilleerstürmung als „den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft."

Dieser Enthusiasmus, der etwas sehr Natürliches und Erklärliches enthielt, den alle Gebildeten, sogar die Fürsten theilten, bis der furchtbare Gang der Dinge ihn abkühlte und ihm eine Reaktion verlieh, ward auch von Gentz getheilt. Er drang „im Namen des Zeitalters, der zunehmenden Freiheit und Glückseligkeit in unserem Geschlecht, der lange, ach, gar zu lange unterdrückten Menschheit, und des Nationalstolzes, der es nicht ertragen mag, daß unsere Nachbarn allein weise sein sollen," in Garve, seinen Aristoteles zu schreiben, damit, wie er einst die Regenten

[9] S. Staatsanzeiger XIII. 466.

ihre Pflichten gelehrt, er nun „auch einmal zu den Völkern von ihren Rechten“ rede. Der Geist des Zeitalters wehte stark und lebendig in ihm. „Es ist wirklich Zeit, schrieb er Garve, daß die Menschheit aus einem langen Schlafe erwache; ich bin jung, und fühle also das gemeine Streben nach Freiheit, was auf allen Seiten aufbricht, mit Theilnehmung und Wärme. Ich selbst mag, ich darf meine Stimme nicht ertönen lassen; ich bin ein Schüler, dessen Produkte man wie Redeübungen betrachten und höchstens als solche loben würde.“ Ein ander Mal ruft er wieder aus, das Scheitern dieser Revolution würde er für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie sei der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf ein zusammenhängendes, konsequentes System gegründet werde. Sie bilde die Hoffnung und den Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufze, und wenn diese Revolution zurückginge, so würden alle diese Uebel zehnmal unheilbarer. „Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle große und kleine Tyrannen

dieſes furchtbare Geſtändniß nutzen würden, um ſich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der franzöſiſchen Nation eingejagt hatte.“ [10] Seine Hoffnung auf die Revolution iſt trotz der Exceſſe im December 1790 noch ſo groß, daß er es für wahrſcheinlich hält, ein glückliches Ende kröne „das größte Werk, was die Geſchichte aufweiſen kann.“

Als in der Monatſchrift von Möſer und Bieſter einige Abhandlungen erſchienen waren, worin über die natürlichen Rechte des Menſchen in einem, für den damaligen Enthuſiasmus unerträglich gleichgültigen Tone gezweifelt und geſcherzt wurde, fühlte ſich Gentz darüber ſo empört, daß er eine Deduktion des Naturrechts, nach ſtrikten und unleugbaren Prinzipien aufgefaßt, zu ſchreiben beſchloß. Er wollte ſogar Bieſter ſelbſt den Aufſatz für ſeine Monatſchrift übergeben, aber er fürchtete ſo ſehr einen erſten öffentlichen Verſuch ſeines Talents, daß erſt Ancillon dieſen Entſchluß hervorſtoßen mußte. Der Enthuſiasmus für die Revolution und ihre Grundſätze, dann auch ſeine Idee, über das Naturrecht eine Abhandlung zu ſchreiben, führten ihn darauf zum eifrigen und mit Vorliebe betriebenen Studium Rouſſeau's, deſſen confessions ihm bei aller

[10] bei Schönborn S. 28. f.

Verirrung des „göttlichen Verfassers des Emil," doch ungemein interessirten. Ebenso studirte er Montesquieu von Neuem und Smith's Werk on national wealth, aus dem er eine Analyse von 40 Bogen machte und das er für die beste Arbeit erklärte, die je über diesen Gegenstand geliefert sei.

Wir haben schon erwähnt, daß die Begeisterung, mit der man gerade in Preußen die Revolution begrüßte, vielfach durch das traurige Regiment Friedrich Wilhelm's II. genährt wurde. Die Maitressenwirthschaft der Gräfin Lichtenau und später der Gräfin von Voß, die fromme Heuchelei Wöllner's, des Justizministers, die gespreizte, fast übermüthige Haltung des militairischen Preußenthums, hatten demoralisirend auf die ganze Gesellschaft der Residenz eingewirkt und die altväterische Einfalt durch Leichtfertigkeit verdrängt, lockere Sitten gefördert und die frühere Nüchternheit und Sparsamkeit, in welcher Preußen groß geworden, durch die modische Genußliebe der Zeit ersetzt. Ueber die damalige Physiognomie der Hauptstadt haben die größten und kräftigsten Köpfe der Nation ein übereinstimmend verdammendes Urtheil gefällt, [11] und die Wirkung

[11] S. die Auszüge in Vehse's Gesch. des preuß. Hofes IV. 127—157. 139. 170.

erſtreckte ſich raſch auf die offiziellen und einflußreichen Kreiſe und vibrirte dann weiter ins Land hinein, um allerwärts die Wirkungen hervorzurufen, welche die troſtloſe Geſchichte Preußens bis 1806 aufweiſt. Ueber denſelben König, der von Mirabeau eine edle Zuſchrift erhielt, als er den Thron beſtieg, und dem Lob und Schmeichelei in der verſchwenderiſchſten Fülle entgegengebracht worden, war nach und nach eine Pamphletliteratur entſtanden, die an und für ſich ſchon als ein trauriges Zeichen der ſtaatlichen Demoraliſation gelten mußte. Die Nation ertrug das Regiment ihres Königs wie eine Laſt und ſah ſchon drei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung auf den Kronprinzen — hoffte nichts mehr als Schlechtes vom König. Ein Zeugniß davon legt auch Gentz ab. Als man ihn verſichert hatte, die Garve'ſche Schrift über die Verbindung der Moral mit der Politik ſei dem Könige empfohlen worden, äußerte er: „Empfehlen Sie doch dieſe Schrift lieber dem Kronprinzen, wenn es thunlich iſt. Sie wiſſen ja, was bei dem Pfropfen auf alte Bäume herauskommt.' Dieſe Abneigung gegen das Regiment Friedrich Wilhelm's II. verhinderte freilich nicht, daß die vornehme Geſellſchaft die von Oben herabſchreitende Genußſucht redlich ergriff und ausbreitete; aber in dieſe vornehmen Cirkel, wo das ausſchweifende Leben

sich im Glanze des Tages spreizte, gelangte Gentz erst später, oder frequentirte dieselben doch nur selten. Gelegenheit sowohl wie Neigung hielten ihn fern davon.

Dagegen ergriff er den edleren Theil des geselligen Vergnügens mit aller Lebenslust. Außer daß er mit Ancillon und Humboldt alle Freitage eine Zusammenkunft abhielt, zu der Niemand zugelassen wurde, damit man mit aller Ruhe und Behaglichkeit die philosophischen und politischen Fragen erörtern konnte, besuchte er noch alle Dienstage Damen-Thee's. Die Gesellschaft derselben versammelte sich bald bei Fräulein Hainchelin, bald bei Madame Herz [12], bald bei der Kriegsräthin Eichmann, bald bei Fräulein Dietrich, früher auch bei der Frau von Phull, die erst durch ihren Irrsinn, der Gentz nicht gering zu Herzen ging, aus jenem Kreise schied. Zu diesen Thee's waren ein für allemal der spätere schwedische Gesandte Gustav Brinckmann, der Gründer dieser Soiréen, Spalding, Humboldt, ein junger Graf Dohna, der spätere Minister, Ancillon und Gentz geladen. Außerdem stellten sich jedoch noch diejenigen Besucher ein, welche die jedesmalige Wirthin gebeten hatte. Andere Kreise hatte dem jungen Mann sein zurückgekehrter Bruder eröffnet und

[12] S. Henriette Herz' Biographie von Fürst, S. 137 ff.

dadurch die Bekanntschaft mit der Tochter des Oberbaurathes Gilly, seiner späteren Gattin, veranlaßt.[13] Den größten Reiz übte aber damals sicherlich Wilhelm von Humboldt auf ihn aus, zu dem ihn eine wirklich leidenschaftliche Freundschaft zog, dessen Witz und Gewandheit des Geistes er bewunderte und über den er selbst Ancillon vernachläßigte, der sich inzwischen durch eine Menge von Verhältnissen mit dem Hofe und der glänzendsten Welt von Berlin, in die ihn der Ruhm seiner Predigten und der Ruf von seinem geistvollen Umgange nach und nach zog, entschädigte, und auch hiedurch wieder für spätere Zeiten Gentz neue und glänzende Kreise erschloß. Die Leidenschaft für Humboldt war bei Gentz so stark, daß er täglich seine Gesellschaft haben mußte, bis tief in die Nacht hinein, ja ganze Nächte durch mit diesem späteren, wenn auch immer hochgeschätzten Gegner philosophirte und gemeinschaftlich die allgemeinen Wahrheiten erforschte. Für ihn war Humboldt der vollendetste Gesellschafter, ein Charakter, dessen nie gestörte Einheit ihm Staunen abnöthigte und in dem er „die Menschheit anbetete." Drei Monate lang lebten diese beiden Geister, die sich nie, selbst bei der größten Divergenz ihrer Grundsätze,

[13] S. Neuer Nekrolog der Deutschen I. S. 457—(1834).

gänzlich trennen konnten, in der engsten Verbindung und griffen, da sie beide durch ihre Amtsgeschäfte viel zu thun hatten, dem Schlaf in seine Rechte, kamen Nachts um zehn Uhr zusammen und schieden oftmals, wenn der helle Morgen da war. Erst als Humboldt im Anfange des Jahres 1791 Berlin verließ, um sich mit Fräulein von Dachröden in Erfurt zu verheirathen, hörten diese für Gentz kostbaren Unterhaltungen auf.

Diese innige Beschäftigung mit der Wissenschaft und Literatur erhielt jedoch mannichfache Störungen durch Gentzens amtliche Beschäftigung. Wir haben schon seiner Anstellung beim General-Direktorium zu Berlin erwähnt. Das General-Direktorium bildete damals die oberste Finanz- und Polizeibehörde des preußischen Staates und hatte, mit Ausnahme der Provinz Schlesien, die unter einem eigenen Minister, damals Hoym, stand, die ganze Verwaltung des Landes unter sich. Diese Behörde bestand aus vier Provinzial-Ministern und einem Vorsitzenden, der den Vortrag beim Könige hatte. Unter diesen Ministern standen fünfzig geheime Finanzräthe und unter diesen siebzig ausfertigende Sekretäre. Es war ein Nebeneinander von Departements, die jenen schwerfälligen Geschäftsgang in der preu-

ßischen Verwaltung hervorbrachten, welcher den Ruin des Staates mit bewirkt hat.[14]

Gentz war einer dieser ausfertigenden Sekretaire. Mit der Beförderung des Grafen von Voß zum Minister über die Marken, Pommern und Südpreußen, ward er mit dessen Vertrauen beehrt und ihm eine Last von Arbeit aufgebürdet, die mit der Zeit um so drückender erschien, als er keine Aussichten auf Beförderung und Erleichterung seiner Stellung hatte. Er mußte mit dem Minister durch die verschiedenen Bezirke reisen und befand sich, als bevorzugter Sekretair, dadurch so sehr in persönlicher Abhängigkeit von seinem Chef, daß er mehr und mehr mit seiner Stellung unzufrieden ward, besonders da der Minister von Voß, wie er einmal an Garve schrieb, „der filzigste und genaueste Aller war, die je Minister hießen, der keine Idee davon habe, was es heißt für und mit einem Andern fühlen, der sich seiner wie jeder anderen Maschine bediene und der weit entfernt sei, ihn für alle seine Plagen je anders als auf dem allerordinärsten Wege zu belohnen.“ Als sein Bruder nun gar noch auf königliche Kosten Italien und Frankreich bereiste, fühlte er sich so unglücklich in der Einförmigkeit seines Schicksals, die

[14] Pertz, Stein's Leben I. 271.

ihn nie aus dem engen Kreise einer genußlosen Geschäftigkeit heraus ließ, daß er sich endlich entschloß, seine Stellung beim General-Direktorium aufzugeben, und um eine Rathsstelle beim Breslauischen Magistrat anzusuchen, um so mehr, als sogar sein Vater, der sonst die Versuche und Unbeständigkeit nicht liebte, die Ansicht hegte, daß sein Sohn unter solchen Umständen kein Glück machen könne. Daß Gentz oft vier Wochen lang nicht Muße fand, die Zeitungen zu lesen, ließ ihn seine Stellung ebenso tyrannisch erscheinen, als es seiner inneren Organisation allzuheftig widersprach. Dieser intellektuelle Selbstmord empörte ihn um so mehr, als er nun schon drei Jahre lang als Kammer-Referendarius und drei ein halb Jahr als expedirender Sekretair gedient hatte, ohne ein festes Gehalt zu erhalten und „da er im besten Falle in Jahr und Tag zu einem Gehalte von 300 Thalern und in 12 bis 15 Jahren zu einem von 600 oder 700 Thalern rückte,“ [15] es hätte denn, was damals nicht zu vermuthen war, ein anderer Minister eintreten müssen. Er wandte sich daher an Garve, damit dieser das Gesuch, welches sein Vater an den Minister von Hoym in dieser Angelegenheit gerichtet hatte, durch ein Urtheil über seine Person

[15] Bei Schönborn 76. 78f.

unterstützen möge. Mit Ungeduld erwartete er den Bescheid, der endlich seine Hoffnungen zertrümmerte und seinen Plan, mit Hilfe der Götter ein Geheimer Finanzrath in Breslau zu werden, vereitelte. Nachdem seine Lage damit entschieden war, fand er sich wieder, seinem Charakter gemäß, mit großer Leichtigkeit hinein; denn das größte Uebel bei Gentz, das er auch sehr wohl erkannte, lag immer nur in der Angst durch die Ungewißheit. Diese war die Peinigerin seines Lebens.

Ueberdies verbesserte sich seine Stellung fast in demselben Augenblick, wo er sein Projekt vereitelt sah, denn er ward durch den unerwarteten Tod eines älteren Kollegen mit einem festen Gehalt von 400 Thalern bedacht, dem noch etwa 100 Thaler Gratifikationsgelder beigegeben waren; daneben hatte er die Aussicht, nächstens mit dem Kriegsraths-Titel geziert zu werden. Gentz nahm diese Verbesserung seiner Stellung keineswegs gleichgültig hin, aber die Klagen um Ueberhäufung mit Arbeit dauerten doch noch an und es machte ihn trostlos, ewig höchstens Kriegsrath beim General-Direktorium bleiben zu sollen. —

Die Revolution fand in Gentz jedoch nicht nur einen lauten Bewunderer, sondern sie rief auch alle seine Fähigkeiten und Kräfte wach und gab denselben ein bestimmtes Ziel. Die Zuneigung zur Literatur,

das raſtloſe Leben und Arbeiten ſeines Geiſtes, die Fülle ſeiner Kenntniſſe und der lebhafte Wunſch, ſeine Urtheile anderen entgegenzuſtellen, führten ihn leicht zur Schriftſtellerei, um ſo mehr, als er die Feder mit einer außerordentlichen Sicherheit und Leichtigkeit, mit einer durch ſeine Briefe längſt von Freunden anerkannten Grazie zu verwerthen wußte. Der ſchon erwähnte Entſchluß, eine Deduktion des Naturrechts zu ſchreiben, war in der That von ihm ausgeführt worden, und Bieſter, der ſeit dem Januar 1791 die Monatſchrift allein redigirte, hatte den Artikel von Gentz in die Märznummer ſeines Blattes aufgenommen und in einer beſonderen Note des debutirenden Verfaſſers lobend erwähnt. Da Bieſter in der Berliner literariſchen Welt gewiſſermaßen den Ton angab, ſo richtete dieſe Empfehlung ſeinerſeits nicht geringe Aufmerkſamkeit auf Gentz, der auch gegen Garve äußerte, daß, „inſofern als Ehre der Lohn der Schriftſtellerei iſt, er alle Urſache habe, mit ſeiner erſten Erſcheinung in der literariſchen Welt zufrieden zu ſein.“ Der Aufſatz ſelbſt, mit dem Titel: Ueber den Urſprung und die oberſten Prinzipien des Rechts, leitete dieſe letzteren lediglich aus Freiheit und Vernunft ab, das heißt, aus der Natur des Menſchen. Der Einfluß Kant's war hier noch entſchieden

sichtbar und eine Parallele mit dem 1795 erschienenen Werke des Königsberger Philosophen: Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, dürfte des Interessanten und Auffälligen in vielfacher Hinsicht darbieten. Gentz war in diesem Aufsatz der entschiedene Apologet der französischen Revolution und er fand noch, daß es Zeit sei, das ganze System der menschlichen Befugnisse zu durchdenken und „die alten Grundsteine, die das ehrwürdige Gebäude seiner Menschenverbindung tragen müssen, aus allen den Steinmassen, die die Sorglosigkeit und der Luxus so vieler Jahrhunderte darüber thürmte, aus so manchen Ruinen, die Barbarei oder Tyrannenmacht darauf wälzte, hervorzugraben.“ [16]

Um dieselbe Zeit war Burke's Werk: Reflexions on the revolution of France mit seinem Ruhm und Aufsehen auch nach Deutschland gedrungen und Gentz nahm die Lektüre desselben vor. Die Entschiedenheit und das Feuer, die Logik und Leidenschaft, mit welcher der berühmte, als liberaler Redner Englands gefeierte Burke die französische Revolution be-

[16] S. Haym's Artikel über Gentz in der Allg. Encyklop. der Wissenschaft. und Künste, herausgegeben von Ersch und Gruber. Thl. 58.

kämpfte und die englische Verfassung vor dem Andringen der englischen Revolutionairs, wie des Grafen Stanhope und des Doktors Richard Price, sowie der Revolutionsgesellschaft von Old-Jewry, vertheidigte, machte auf Gentz keinen geringen Eindruck, obgleich er sich noch gegen Garve, den Uebersetzer des Burke'schen Werkes über das Erhabene und Schöne, äußerte, daß er entschieden gegen die Grundsätze und gegen die Resultate des Werkes sei. „Ich lese dieses Buch trotzdem mit ungleich größerem Vergnügen, als hundert seichte Lobreden der Revolution, wie ich denn überhaupt den Gegner meiner Lieblingsmeinungen, wenn er an sich nur etwas werth ist, lieber höre, als den Vertheidiger derselben." Wie weit Gentz damals noch von den Burke'schen Ansichten entfernt war, erhellt schon daraus, daß er beim Tode Mirabeau's in die größte Trauer versetzt ward, nicht allein, weil er damit das Ausscheiden eines großen Geistes lebhaft beklagte, sondern auch, weil er ihn als einen Wohlthäter der Menschheit liebte, selbst wenn die Revolution ohne Folgen bliebe. [17]

Diese Sympathien für die französische Revolution verschwanden bei ihm erst, als kein wahrhaft gebil-

[17] Gentz an Garve bei Schönborn S. 100.

deter Geist mehr läugnen konnte, daß in Paris an Stelle der Freiheit die Tyrannei der Anarchie und der Pöbelherrschaft getreten sei. Es war nach dem Tode Mirabeau's eine so maßlose, rohe Gewaltherrschaft der Revolutionairs eingetreten, daß man als wahrer Freund einer echten Freiheit sich über den Mißbrauch der anfänglich so edlen Prinzipien empört fühlen mußte. In der That hörte auch plötzlich die Begeisterung für die Revolution auf. Die besten Geister, welche einst für sie geschwärmt hatten, wandten sich im Innern oder öffentlich von ihr ab, nicht, weil sie weniger den Werth der Freiheit erkannten, sondern weil sie an der Entwürdigung derselben nicht Theil haben wollten. Von den Ufern der Themse, der Tiber, der Spree fiel jetzt ein einstimmiger Fluch auf Frankreich. Pepoli schrieb Trauersonette über die Frevel der Revolution. Wieland und Klopstock verzichteten auf den Titel des französischen Bürgers, welcher ihnen verliehen war. Alfieri, einst maßlos im Entzücken über Frankreich, verfolgte es von nun an mit unauslöschlichem Haß. Gerade in Deutschland beklagte man tief diese Fortschritte der Revolution; denn man erkannte den jammervollen Zustand des Vaterlandes, hoffte auf Rettung und sah jede Hoffnung schwinden, als die Regierungen auf das Gebahren zeigen konnten,

welches die Freiheit in Paris hervorgebracht hatte. Als Feind dieser Revolution zu gelten, deren edlere Prinzipien man damit gewiß nicht aufzugeben nöthig hatte, war keine Schande, wohl aber eine Ehre für den gebildeten, sittlichen Grundsätzen folgenden Menschen. Jenem Fanatismus der Revolution noch ferner anzuhängen konnten nur Diejenigen, die sich im Strudel der Bewegung befanden und nie zum klaren Bewußtsein kamen, oder die in ihrem Idealismus die fürchterliche Wirklichkeit ignorirten.

Zu Beiden aber gehörte Gentz nicht. Die Begeisterung für die Revolution hatte ihm nie den klaren Blick für ihre Ausschreitungen benommen, noch weniger aber war er so Idealist, um sich der Idee wegen über die Thatsachen hinfortzusetzen, oder mit einem Male jener royalistischen Romantik zu verfallen, die Friedrich Wilhelm II. antrieb, eine Coalition mit Oesterreich gegen Frankreich zu stiften, um in ritterlicher Weise den Thron der Bourbonen mit preußischen und deutschen Bayonetten wieder aufzurichten. Gentz machte die Umwandlung durch, die das Enttäuschen über das Ideal und der Einfluß der Wirklichkeit hervorbringt; er hatte in der französischen Revolution eine erhabene Idee erblickt und nachdem ihm diese Erhabenheit von profanen Händen geschändet war, verachtete er im Zorn, was

er bewundert hatte und zweifelte selbst an den Menschen, die er bisher geschätzt hatte.[18] Da er kein Dichter war, welcher sich wie Göthe und Schiller gemächlich in die Welt des Scheines zurückziehen konnte und in dem Leben des klassischen Alterthums die Prosa des Lebens zu vergessen vermochte, so suchte er einen edleren Boden, auf dem er stehen konnte, als den entweihten der französischen Revolution. Er bedurfte eines Ideales der gesitteten, nicht zügellos rohen Freiheit und fand England als solches.

Jetzt erst machte sich der Einfluß Burke's bei ihm geltend. Die glänzende, überwältigende Beredsamkeit, mit welcher Burke seine schneidende Kritik gegen die gesammte Thätigkeit der französischen Nationalversammlung richtete und zugleich das englische Verfassungswesen als eine über alle Anfechtungen und Zweifel erhabene Organisation vertheidigte, reizte Gentz in jeder Beziehung, nachdem er Frankreich für England aufgegeben. Aber mit diesem Trost, den er in den englischen Institutionen fand, war es nicht gethan. Wir sind nur allzugern bereit, einer treulosen Geliebten unseren ganzen Zorn empfinden zu lassen

[18] S. Gentzens Briefan Elisabeth aus dem Jahre 1792, bei Schlesier I. 90; ferner Stägemann's Erinnerungen an Elisabeth II. 190.

und uns für die herbe Täuschung zu rächen. England zu lieben, genügte Gentz nicht; aber dabei die französische Revolution, die er vergöttert hatte, die ihn betrogen, enttäuscht, ja empört hatte, die daran Schuld war, daß er sein Ideal von Freiheit und Völkerglück aufgeben mußte, diese niemals von ihm verachtete, aber ehrenvoll gehaßte Geliebte von Einstmals, für alle seine zerronnenen Ideale züchtigen zu können, das entsprach seiner innersten Natur. Er nicht, er hatte sich nicht verändert, wenn man das Aufgeben eines fletrirten Ideals nicht für Charakterveränderung annehmen will, sondern die französische Revolution hatte sich verändert und war in Bahnen gekommen, wohin kein vernünftiger Mensch mehr mit Vertrauen ihr folgen konnte. Von dieser Zeit an, wo ihn die Revolution im Heiligsten verwundet, verfolgte sie Gentz mit unaustilgbarem Haß und mit einer Consequenz, die unglaublich erscheint. Die französische Revolution war nicht mehr für ihn identisch mit dem Drange nach edler Freiheit; also verfolgte er in ihr auch nicht, was er in ihr nicht mehr sah, sondern jetzt in England's Institutionen gefunden hatte.

Mit diesem Umschwung kam Gentz auf den Burke'schen Standpunkt und die Versuchung, einen so geistvollen Autor zu übersetzen, ward noch durch die

Ueberzeugung genährt, daß er damit seinerseits den ersten Schlag nach der französischen Revolution führen könne. Gentz wollte Genosse sein in dem von Burke mit ungemessener Kraft und Energie geführten Kampfe gegen die Doktrinen der Revolution, gegen die neuen Menschenrechte und französischen Ideen, deren Entwicklung Burke mit prophetischem Schmerze betrachtete, indem er zugleich die Hauptwendungen der französischen Revolution vorhersagte. Gentz, als er diese Vorhersagungen durch die Ereignisse bestätigt fand, sah immer gewisser in Burke das Vorbild seines Strebens, und indem er mit ihm die Begeisterung für Englands Verfassung, den Hort wahrer Freiheit theilte, fühlte er auch jene Erhabenheit des Zornes mit, welchem er in seiner Uebersetzung, oft auch neben übertriebenen Invektiven gegen die französische Revolution, bildlichen Ausdruck verlieh.

Im Jahre 1792, wo die preußischen Truppen in Frankreich einrückten, übersetzte er Burke's Werk, welches 1793, in zweiter Auflage 1794, erschien.[19] Die Uebersetzung an sich ist ein Meisterwerk, in der ganzen ersten

[19] Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Englischen des Herrn Burke bearbeitet, mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen und einem kritischen Verzeichniß der in England über diese Revolution erschienenen Schriften von Friedrich Gentz. 2 Theile. Neue Auflage. Berlin. Vieweg. 1794.

Schönheit des Gentzischen Styls geschrieben. Der Autorwerth von Gentz besteht aber in den Umänderungen des Textes im Sinne Burke's und je nachdem sich die inzwischen stattgefundenen Ereignisse in Harmonie oder in Widerspruch mit dem Burke'schen Text von 1790 befanden; ferner in den zahlreichen Anmerkungen, die von seiner ausnehmenden Belesenheit und Kenntniß der englischen Geschichte und Staatseinrichtungen glänzendes Zeugniß ablegen; endlich in dem Vorwort, in dem er alle Schwierigkeiten eines Autors darstellt, der für die Vernunft gegen eine Revolution polemisire, und in den angehängten größeren, selbständigen Abhandlungen über politische Staatstheorien.

Gentz nimmt zuerst Burke und damit sich selbst gegen den Vorwurf der Inkonsequenz und des Renegatenthums in Schutz: „Es ist eine sonderbare Zumuthung, daß ein vernünftiger Mann ein Ding lieben oder hassen soll, bloß, weil es einen gewissen Namen führt, mit dem er einst Liebe oder Haß verbunden hat. Französische Freiheit ist gerade so wenig brittische Freiheit, als die französische Monarchie die brittische war. Wenn auch unter dem ewigen Wechsel der Begebenheiten die Grundsätze in uns nie wanken, so muß sich doch die Anwendung unaufhörlich ändern .... Gesetzt indessen, in Burke wäre eine Veränderung vorgegan-

gen, die man immer nur sehr uneigentlich Inkonsequenz nennen würde — seit wann ist denn eine solche Veränderung ein Schandfleck im Leben eines Staatsmannes oder eines Gelehrten geworden? Allerdings würde ein ewiges Schwanken zwischen entgegengesetzten Meinungen, und eine kindische Leichtigkeit, Prinzipien aufzunehmen und abzuschaffen, wie der Wind der äußeren Begebenheiten bläst, einen denkenden und besonders einen bejahrten Mann nicht zieren. Aber daß die Reihe menschlicher Gedanken vom Anfange bis zum Ende unserer Existenz, Ein Ganzes und Eine Harmonie sein, daß das System unserer Jugend das System unseres hohen Alters bleiben, und daß der gebrechliche Mensch, das, was er einmal für wahr gehalten hat, ohne allen Ansprüchen auf Achtung zu entsagen, nicht mehr verwerfen oder limitiren soll — das ist eine Theorie, gegen welche Billigkeit und Klugheit mit vereinigter Macht protestiren müssen."

In den angehängten Abhandlungen hat er gewissermassen den Gegenstand, den Burke mehr historisch behandelte, philosophisch vorgetragen, und in welcher Weise er damals noch die Kantische Philosophie zur Hilfe nahm, erhellt deutlich aus der Präzision der Begriffe vom Rechte (auf S. 85. 86), die fast identisch mit den Sätzen ist, welche Kant in seinem Werke über

Schönheit des Gentzischen Styls geschrieben. Der Autorwerth von Gentz besteht aber in den Umänderungen des Textes im Sinne Burke's und je nachdem sich die inzwischen stattgefundenen Ereignisse in Harmonie oder in Widerspruch mit dem Burke'schen Text von 1790 befanden; ferner in den zahlreichen Anmerkungen, die von seiner ausnehmenden Belesenheit und Kenntniß der englischen Geschichte und Staatseinrichtungen glänzendes Zeugniß ablegen; endlich in dem Vorwort, in dem er alle Schwierigkeiten eines Autors darstellt, der für die Vernunft gegen eine Revolution polemisire, und in den angehängten größeren, selbständigen Abhandlungen über politische Staatstheorien.

Gentz nimmt zuerst Burke und damit sich selbst gegen den Vorwurf der Inkonsequenz und des Renegatenthums in Schutz: „Es ist eine sonderbare Zumuthung, daß ein vernünftiger Mann ein Ding lieben oder hassen soll, bloß, weil es einen gewissen Namen führt, mit dem er einst Liebe oder Haß verbunden hat. Französische Freiheit ist gerade so wenig brittische Freiheit, als die französische Monarchie die brittische war. Wenn auch unter dem ewigen Wechsel der Begebenheiten die Grundsätze in uns nie wanken, so muß sich doch die Anwendung unaufhörlich ändern .... Gesetzt indessen, in Burke wäre eine Veränderung vorgegan-

gen, die man immer nur sehr uneigentlich Inkonsequenz nennen würde — seit wann ist denn eine solche Veränderung ein Schandfleck im Leben eines Staatsmannes oder eines Gelehrten geworden? Allerdings würde ein ewiges Schwanken zwischen entgegengesetzten Meinungen, und eine kindische Leichtigkeit, Prinzipien aufzunehmen und abzuschaffen, wie der Wind der äußeren Begebenheiten bläst, einen denkenden und besonders einen bejahrten Mann nicht zieren. Aber daß die Reihe menschlicher Gedanken vom Anfange bis zum Ende unserer Existenz, Ein Ganzes und Eine Harmonie sein, daß das System unserer Jugend das System unseres hohen Alters bleiben, und daß der gebrechliche Mensch, das, was er einmal für wahr gehalten hat, ohne allen Ansprüchen auf Achtung zu entsagen, nicht mehr verwerfen oder limitiren soll — das ist eine Theorie, gegen welche Billigkeit und Klugheit mit vereinigter Macht protestiren müssen."

In den angehängten Abhandlungen hat er gewissermassen den Gegenstand, den Burke mehr historisch behandelte, philosophisch vorgetragen, und in welcher Weise er damals noch die Kantische Philosophie zur Hilfe nahm, erhellt deutlich aus der Präzision der Begriffe vom Rechte (auf S. 85. 86), die fast identisch mit den Sätzen ist, welche Kant in seinem Werke über

die Urtheilskraft aufstellte. Frankreich, für Burke ein Heerd satanischer Ideen, war für Gentz ein krankes, vom Fanatismus der Eitelkeit bethörtes Land, dem seine Schmerzen wohlgefielen und dessen Glück dasjenige eines Wahnsinnigen sei, der die Geißel des Kerkermeisters nicht fühle, weil er sich für den König der Könige halte. In den besonderen Abhandlungen zeigt sich auch die erste Kraft der Dialektik, welche Gentz zu Gebote stand. Er macht sich erst über den wirklichen Bestand einer Sache vollkommen klar und stellt das Faktum hin; dann löst er die möglichen Folgen ab, vertheilt sie in eine Alternative und folgt jedem einzelnen Theile derselben in allen Nebennüancen, bis er endlich das Resultat gefunden hat und den Werth desselben prüft. Dieses Auflösen des Objekts in seine Bestandtheile und die Wiederzusammensetzung derselben, bildet vorzüglich den ausnehmenden Reiz der Gentzischen Dialektik.

Die erste der fünf angehängten Abhandlungen erklärt den Begriff über politische Freiheit und das Verhältniß derselben zur Regierung. Indem er von vornherein den Ausdruck „politische Freiheit“ einer Analyse unterwirft, kommt er zu dem Resultat, daß wenig politische Irrthümer tiefere Wurzeln geschlagen, als die „träumerische Eintheilung“ der Staaten in freie und

nicht freie. Er deducirt danach, daß in einem gewissen Sinn des Wortes jeder Staat, in einem andern kein einziger frei sei, da politische Freiheit schlechterdings Maß, Verhältniße und Proportionen, Tradition und Sitten in sich schließe. Ein gewisser Grad von Freiheit finde sich in jeder Staatsverfassung; der höchste Grad in keiner. — Von besonderem Interesse ist ein Aufsatz über die Moralität der Staatsrevolutionen, da hier Gentz gewißermaßen die früher geschriebene Deduktion des Naturrechts erweitert und begrenzt, erläutert und auch berichtigt. Er giebt keine seiner Ideen vom Jahre 1790 auf; aber er setzt diese Ideen auf einen gesunden Boden, ordnet sie mit einer durch Erfahrung gebildeten Strenge und zieht, um zu zeigen, wie er immer noch derselbe geblieben, aber dabei erfahrener geworden sei, eine Parallele zwischen dem Rechte der amerikanischen und dem der französischen Revolution. Die amerikanische Revolution habe ein Recht gehabt, weil die ganze Nation einmüthig und ohne den geringsten inneren Widerspruch dafür stimmte; die französische habe kein Recht, weil sie nach einem gewissen Erfolg nur noch ein Theil der Nation begehrte und ausführte, also ein gewaltsamer Bruch des gesellschaftlichen Kontrakts, eine unmoralische Handlung, stattfand. Dieser Aufsatz ist in jeder Beziehung einer der besten

von Gentz und durchaus in Betracht zu ziehen, wenn man den scheinbaren Umschwung seiner Ansichten, der nur ein ganz natürlicher Uebergang zu einer wirklich festen politischen Gesinnung war, verstehen will.

Der ganze Haß gegen die französische Revolution macht sich aber in den beiden Aufsätzen über die Deklaration der Rechte und über die Nationalerziehung in Frankreich geltend. Die Kritik der Menschenrechte, in allen Details wahr und logisch, leidet doch an dem Fehler der Leidenschaftlichkeit, und hier zeigt sich zum ersten Male, wie Gentz nicht immer die Sache von dem Prinzip zu trennen verstand und ein oft sehr gutes Prinzip verwarf, weil er die darauf erbaute Thatsache verwerflich fand. So kommt Gentz, nachdem er jeden einzelnen Artikel der berühmten Tafel der Menschenrechte kritisirt hat, zu dem Ergebniß, daß sie nach den Regeln der Logik nur ein buntes Gemisch ungleichartiger Partikeln sei, worin sich allgemeine Grundsätze, Staatsmaximen, willkührliche Anordnungen, Definitionen, Sentenzen und specielle Vorschriften aufs Seltsamste durch einander gestreut und oft in einander verflochten finden; daß sie nur ein Werk aufgebrachter Leidenschaften sei, die, mit der Maske der Menschen- und Vaterlandsliebe und aller Bürgertugenden geziert, in dem allgemeinen Getümmel ihre glänzende

Rolle spielten, und daß sie endlich, trotz ihrer Heiligkeit, die Constitution in jedem Punkt übertreten und oftmals ins Angesicht geschlagen habe. — Die Kritik des Planes einer damals angeordneten „Nationalerziehung“ in Frankreich ist ebenso leidenschaftlich, und es ist ein sehr schwaches Argument, auf welches Gentz seine Behauptungen stützt, wenn er die einzige Art von öffentlicher Erziehung in der Religion sieht, und die an und für sich banalen Glückseligkeitstheorien damit bekämpft, daß er ihnen den Mangel der Religiosität vorhält.

Glänzender dagegen ist der Versuch einer Widerlegung der Apologie von Makintosh, dem talentvollsten aller Gegner Burke's und einem der edelsten und beredtesten Historiker Englands. Einem solchen Feinde gegenüber weiß Gentz alle seine Vorzüge wie glänzenden Eigenschaften geltend zu machen und eine Polemik zu führen, die bei aller Logik und Schärfe dem Gegner hohe Achtung abgewinnen muß. In der That ist Gentz, trotzdem er in Makintosh aufs Energischste den Bewunderer der französischen Revolution bekämpfte, später mit ihm in die freundschaftlichsten Beziehungen gekommen, ohne daß die Grundsätze Beider diesem intimen Verhältnis entgegentraten. Makintosh ward überdies, weil er Engländer war, mit der Kaiserkrö-

nung des genialen Sohnes der Revolution entschiedener Gegner Frankreichs und die Beziehungen zwischen ihm und Gentz fanden damit ein nicht geringes politisches Motiv. — Von allen Schriften, sowohl die für, als die gegen Burke erschienen sind, und Gentz beurtheilt deren achtzig, giebt er nur der des Makintosh den Preis, obgleich sie Burke feindlich war. Das angehängte kritische Verzeichniß der bibliotheca Burkia schließt die Uebersetzung Burke's von Gentz, zugleich das erste größere Werk, welches die Fülle seines publizistischen Talentes bekannt machte und seinen Namen mit dem des berühmten Engländers eng und ehrenvoll verbunden durch die Welt trug.

Der glänzende Erfolg, den diese Uebersetzung und Ausarbeitung Burke's fand, der Ruhm eines geistvollen und kenntnißreichen Schriftstellers, den Gentz damit davontrug, gaben ihm selbst nicht allein eine festere Haltung und eine entschiedene Ueberzeugung von der Bedeutung seines Talents, sondern hatten auch den Erfolg, daß der Minister mit einem Male eine höhere Meinung von seinem bisher ziemlich von Oben herab behandelten Geheimsekretair erhielt, ihn enger zu sich heranzog und dafür sorgte, daß ihm der schon mehrfach in Aussicht gestellte Kriegsrathstitel verliehen wurde. Die Verbesserung seines Gehaltes erlaubte nun auch

die Verbindung mit der Tochter des Oberbaurath Gilly enger zu knüpfen und endlich mit derselben die Ehe einzugehen. Gegenseitige Zuneigung war das einzige Motiv dieser Verbindung, die freilich nach einigen Jahren beiden Theilen nicht mehr genügte, am wenigsten Gentz, dessen Charakter wohl plötzlich mit einer außerordentlichen Leidenschaftlichkeit einen Gegenstand vergöttern konnte, aber dauernde Gluth und gleichmäßige Zuneigung nicht zu bieten vermochte. Die Weichheit seines Gemüths nahm Alles auf und ganz auf, was sich ihm zeigte; aber es gewann damit keinen festen Sitz und war immer leicht von einem anderen plötzlichen Eindruck zu verdrängen.

Wie wenig der Beständigkeit seines Gemüths und dem Feuer seines Herzens zu vertrauen war, so zähe dagegen und mit so fester Consequenz hielt sein Verstand den Gegenstand fest, den er einmal ergriffen hatte. Wie oft auch die Gewalt der Gefühle seinen Geist gefangen hielt, immer und bald wieder befreite sich dieser von diesem Einfluß und ging klar und sicher seinem Ziele entgegen. Nachdem Gentz einmal durch den ersten Triumph sein Talent als Publizist erkannt hatte, war sein Entschluß gefaßt, diese Laufbahn unbeschadet seiner Amtsstellung zu verfolgen. Eitelkeit und innerer Drang, Wunsch nach Erwerbung größe-

rer Geldmittel und die feste Ueberzeugung, seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, verliehen diesem Entschluße außerordentliche Festigkeit. So folgte er denn seiner Ueberzeugung, die französische Revolution zu bekämpfen, indem er Mallet du Pan's Buch: Ueber die französische Revolution und die Ursache ihrer Dauer übersetzte (1794), und, gleichwie bei der Burke'schen, auch diese Schrift mit einem Vorwort, Anmerkungen und Zusätzen versah. Die Uebersetzung dieses Werkes mußte ihm um so mehr entsprechen, als Mallet du Pan früher der erste und wärmste Lobredner der Revolution gewesen, wie er, und erst nach dem Uebersteigen alles Maßes bekämpfte, was er einst geliebt, wie er. Mallet du Pan hat in dieser Beziehung eine schlagende Aehnlichkeit mit seinem deutschen Uebersetzer und wie nahe er diesem stand, erhellt aus einem später noch zu berücksichtigenden Artikel in seinem historischen Journal. — Ein ähnlicher, Gentz verwandter Geist, war Jean Joseph Mounier, einst ebenfalls einer der kräftigsten Lobredner, ja Urheber der französischen Revolution. Er war es gewesen, welcher der Nationalversammlung die meisten jener Maßregeln vorgeschlagen hatte, welche die Schritte der Revolution so gewaltig beschleunigten. Mit dem Augenblick jedoch, wo der Jacobinerterrorismus jedem

wahren Freund der Freiheit Erröthen abzwang und die Revolution verhaßt machte, wandte ſich auch Mounier von ihr ab und ſchrieb mit ungemeiner Kraft und Redlichkeit gegen das unwürdige Ende der großen Sache! Gentz, welcher Mounier's Schrift: Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres (1792), geleſen hatte, ward von der Reinheit, mit welcher Mounier darin den Gedanken der Revolution feſtzuhalten verſuchte, ebenſo beſtochen als von der Sympathie deſſelben für die engliſchen Inſtitutionen. Ueberdies lernte Gentz den franzöſiſchen Emigrirten, der ſich über Berlin nach Weimar begab und dort unter der Protektion des Herzogs im Luſtſchloß Belvedere ein Erziehungsinſtitut für Engländer errichtete, perſönlich kennen und ſchätzen. Im Jahre 1795 überſetzte er Mounier's Buch, doch erſchienen unter dem Titel: Entwickelung der Urſachen, welche Frankreich verhindert haben, zur Freiheit zu gelangen, nur zwei Theile des vierbändigen Originalwerkes, die reichlich mit raiſonirenden Anmerkungen und Zuſätzen verſehen waren.

Neben dieſen größeren Arbeiten entfaltete Gentz eine überraſchende Thätigkeit in den angeſehenen Journalen jener Zeit. Eine der intereſſanteſten Arbeiten dieſer Art iſt der Aufſatz gegen Kant. Dieſes Ab-

finden mit dem Kantianismus hat freilich keine weitere Bedeutung, da Gentz, obgleich er ein Schüler Kant's war und auch später noch immer sich ihm anlehnte, im eigentlichen Sinne des Wortes nie Kantianer war, auch nie sein konnte. Er besaß dazu allzuviel Phantasie und Verliebtheit in die Dinge, ganz abgesehen davon, daß die starre Grundsätzlichkeit in allen Theilen der Kantischen Lehre ihr die Männer der Welt und des Lebens entschieden abgeneigt machte. Aber damit war doch immerhin ein neues Merkmal des Umschwunges in Gentz gegeben, der aus der Philosophie in die praktische Welt der Politik getreten war, mit Allem wohl noch zusammenhing und überallhin seine Fühlfäden ausstreckte, um von der Philosophie, der Literatur, der Poesie, der romantischen Schule, dem Lebensgenuße seine Nahrung zu ziehen, aber doch entschieden nur Einem Ziele zustrebte — nämlich der praktischen Staatspolitik, der er zuerst als Publizist, dann als Staatsmann diente.

Kant hatte nämlich im Septemberheft der Berliner Monatschrift von 1793 einen Aufsatz über das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis veröffentlicht und war dabei zu dem Schluß gekommen, daß, was aus Vernunftgründen für die Theorie gelte, auch maßgebend für die Praxis sein müsse. In aller Ehrerbie-

tung gegen seinen früheren Lehrer unternahm Gentz darauf unter dem Titel: Nachtrag zu dem Raisonnement des Herrn Professors Kant über das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis[20], eine „bescheidene Revision" der Kantischen Sätze. Indem er dieselben auf die französische Revolution anwandte, fand er, daß man im Prinzip, d. h. in der Theorie, die Revolution sehr wohl gelten lassen könne, aber deswegen doch durchaus nicht ihre volle Praxis, und daß die Menschenrechte Kant's ganz andere seien, als die praktisch ausgeführten „der großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs, welche die leidende Menschheit mit einem Traume von Genesung äfften, um sie gleich darauf dem doppelten Elende zu überantworten." Für die Staatspolitik reiche in dieser Beziehung die Philosophie nicht aus, sondern die Erfahrung allein sei ihr Fundament.

Andere Artikel richteten sich wieder gegen die französische Revolution. Es war bei dem Widerwillen, den Gentz gegen die damaligen Zustände im preußischen Staate hegte, wohl mehr Zufall, daß diese Artikel mit ihrem Haß gegen Frankreich und ihrer Apologie Englands mit der äußeren Politik der Regierung

[20] In der Berliner Monatschrift vom Dezember 1793. S. 518

harmonirten. Gentz war durchaus dem Prinzip staatlicher und politischer Freiheit zugethan, wie leidenschaftlich er auch gegen die französischen Revolutionsmänner und gegen die Revolution selbst zu Felde zog. Die grenzenlos liederliche Wirthschaft unter Wöllner und der perfiden Creatur Gräfin Lichtenau, die heuchelnde Frömmelei eines sittenlosen Hofes und einer in Genußsucht demoralisirten Gesellschaft; die Tyrannei, mit der man in Preußen die Censur übte, ja selbst der Kreuzzug Friedrich Wilhelm's II. gegen den Convent, waren ihm ebenso verhaßt, als die wahnsinnigen Thaten der französischen Revolutionairs. Sein Ideal war England und darin lag in der That eine große Bürgschaft der Gesundheit seines politischen Charakters, der sich in den Artikeln über den Unterschied der bürgerlichen und politischen Freiheit, über Freiheit als ein Recht betrachtet, über den Begriff des allgemeinen Willens, ein beredtes und glänzendes Zeugniß ausstellte. Freilich strömte in einzelnen seiner Artikel über die Tagespolitik und die Jacobinerwirthschaft seine ganze Leidenschaftlichkeit allzuheftig aus und steigerte die Schärfe ihres Tons und die Herbheit ihrer Sprache, jemehr der Terrorismus mit furchtbarem Hohn und Strömen Blutes aller Feinde der Revolution spottete. Doch Gentz stand nicht isolirt mit diesem Abscheu vor dem

Jakobinismus, den er, wie Burke, schon damals vorhergesehen hatte, als noch die Mehrzahl der Geister für Frankreich in Begeisterung war. Immer mehr rekrutirte sich aus den einstigen Bewunderern der Revolution das Heer ihrer Feinde; die Besten der Nation empfanden gerechten Zorn über den Mißbrauch der Freiheit, und wie einst Schriften für, so überflutheten jetzt Schriften gegen die Revolution den Büchermarkt. Schlosser verachtete nun alles Menschenwerk und trachtete nur noch in der Natur zu leben. Wie Göthe nach China, so zog er sich, um alle Politik zu vergessen, in das Studium der Südsee zurück. Klinger fand die Begebenheiten der Revolution geeignet, allen Glauben an eine Vorsehung mit der Wurzel auszurotten; Wieland gab sein Weltbürgerthum auf; Klopstock, einst der begeistertste Odendichter für sie, schleuderte ihr nun zornige Anatheme entgegen und gab sein Grauen vor den Greueln der neuen Anarchie in der „Klubbergmunicipalguillotinoligokratierrepublik", wie er sie einmal nennt, in sonderbaren Oden kund. Diese Anatheme, obgleich sie sich mit denen enragirter Phrasenmacher, wie Girtanner und Rehberg, und niedriger Obskuranten und Hofdiener vereinten, waren doch edleren Motiven und einem gerechten Zorn entflossen, und wenn Gentz wegen seines Aufsatzes: Ueber die

Grundprinzipien der jetzigen französischen Verfassung nach Robespierre und St. Just's Darstellung derselben,[21] worin er die Terroristen aufs Heftigste bekämpfte, von der Wiener Zeitschrift als Genosse begrüßt ward, so ist darauf nicht allzuviel zu geben, da Wien sich an Berlin zu rächen liebte und der Obskurantismus seinen Grimm auf die Aufklärer losließ. Gentz stand weit über dieser Schaar von Schreibern, denn, wenn er seine Antipathien gegen die französische Revolution auch aufs Heftigste kund gab, so verlor er darüber doch nicht das warme Interesse an dem Fortschritt der Menschheit und fand im progressistischen Conservatismus, nach Englands klassischem Vorbilde, Ersatz für die von ihm bald aufgegebenen Ideale der französischen Revolutionairs. Die politische Gesinnung war damals noch etwas so Vages, daß selbst die freiheitsenthusiastischen Mitarbeiter am „Genius der Zeit," wie Halem, Hennings, Oelsner, ja selbst Voß, ohne eigentliches politisches Bewußtsein die Revolution verherrlichten, Thomas Payne lobten, nur weil er Burke's Gegner war, und Georg Forster's edle Gesinnung in ihrer eigentlichen Größe gar nicht verstanden.

[21] Abgedruckt in Archenholz' Minerva. 1794. April u. Mai.

Nach dem Sturze Robespierre's hörte bei Gentz dieſe Leidenſchaftlichkeit gegen die Ausſchreitungen plötzlich auf. Theils war der Druck nicht mehr da, der einen Gegendruck hervorruft, theils fürchtete er von der, die Reaktion einleitenden jeunesse dorée die Wiederkehr unhaltbarer Zuſtände, die in ſich eine nicht geringere Tyrannei und Miſere als die Fanatismen der Revolution enthielten. Zugleich übte die Reaktion in Frankreich eine natürliche Einwirkung auf manche deutſche Regierungen aus. Einzelne Fürſten hatten wohl in ihren Staaten ſelbſtändig mittelalterliche Mißbräuche längſt abgeſchafft; aber das Regiment in Preußen war immer kleinherzig geweſen und ward um ſo furchtſamer und inquiſitoriſcher gegen freiere Geiſtesäußerungen, je mehr in Frankreich die royaliſtiſche Reaktion das Beiſpiel dafür gab. Dieſe inneren Krebsſchäden ſtimmten Gentz an und für ſich ſchon milder gegen die nun entſchwundene Anarchie in Frankreich; indem er den fanatiſchen Uebermuth der jeunesse dorée verfolgte, fand er die Ausſchreitungen der Jakobiner weniger frevelhaft. Er verdammte ſie, wie die Revolution, noch immer, aber ohne Leidenſchaft und gerechter.

Ein literariſches Ereigniß trug außerdem noch viel dazu bei, daß Gentz dieſem ſänftigenden Einfluß

volle Herrschaft über sich gestattete. Durch Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, welche 1790 erschienen war, hatte die bisher gültige Aesthetik einen Todesstoß erhalten, weniger durch Kant's im Grunde allzu trockene Theorien, als durch die Theilnahme, welche Schiller damals der Philosophie und den Zeitgedanken entgegentrug. Schiller, der Kant's Werk 1791 las, war es, welcher der Materie desselben durch die Form Bedeutung und Einfluß verlieh. Eine ganz neue, politisch gefärbte Aesthetik erstand damit, die sich schüchtern erst in den Aufsätzen der Thalia (seit 1792), glänzend in denen der Horen (seit 1795), beißend und polemisch in den Xenien geltend machte, und jene wundervolle Vermählung der Poesie mit der Philosophie und Staatswissenschaft herbeiführte, die für unsere Bildung und den Styl unserer Autoren so ausnehmend fruchtbar ward. Schiller selbst signalisirte diese Vermählung durch seine mit politischen Tendenzen angefüllten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795); Wilhelm Humboldt folgte ihm darin nach, indem er die Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates verfaßte.

Um jene Zeit war Gentz mit Schiller durch Reinhold in Jena in briefliche Verbindung getreten, und als Schiller nun den Plan seiner Horen fest-

gestellt hatte, forderte er auch Gentz zur Mitarbeiterschaft auf.[22] Obgleich dieser in der Folge niemals wirklicher Mitarbeiter ward, so übten doch die Horen auf ihn einen außerordentlichen Eindruck aus und diese politisch-philosophische Aesthetik begeisterte ihn so sehr, daß er die Neue deutsche Monatschrift[23] gründete, um darin die Aesthetik der Horen auf die praktische Politik anzuwenden.

In der That weist die Neue deutsche Monatschrift (1795—1798) in merkwürdiger Weise diesen abglättenden, alle Leidenschaft sänftigenden Einfluß der ästhetischen Stimmung auf. Bei den von Gleim, Herder, Jean Paul, Böttiger und Wilhelm Humboldt gelieferten Beiträgen fällt dies lange nicht so auf, als bei denen von Gentz selbst, die sich durch eine seltene Ruhe und Mäßigkeit auszeichnen. Die Sympathien mit der

---

[22] Vergleiche hierüber das erste Stück der Horen 1795. S. VIII. Für das Vorhergehende Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung V. 375 f. 403 f. Ebenso W. Humboldt's Brief an Schiller vom 15. August 1795, in dem er ihm unter Anderm schreibt, daß Gentz „überhaupt genommen hier (in Berlin) der denkendste Kopf sei."

[23] Sie erschien im Verlage von Vieweg. Berlin, 1795. Die deutsche Monatschrift, welche Vieweg von 1790 an herausgab, wurde noch einige Jahre von der Sommer'schen Buchhandlung in Leipzig fortgesetzt.

Schiller'schen Darstellungsweise sind unverkennbar, und wenn man von den Horen an schon die eigentliche Niedersetzung des Styles und Geschmackes bei unsern Schriftstellern datiren kann, so scheint es, als wenn unsere Politik und Philosophie dort außer der Fruchtbarkeit der Behandlungsart auch diese Darstellungsweise studirte, die überall zwischen Gedanken und Ausdruck ein so reines Abkommen trifft. Andererseits freilich erhielt der Gentzische Styl, indem er diese schöne und strenge Schreibweise auf die Materien eines lebendigen Interesses anwandte, viel von der Kälte und Vornehmheit, die ihn später als einen „Seelenverkäuferstyl" erscheinen ließ, wo man den Redner mehr als den Weisen und darum die unmittelbaren Schläge des Herzens neben den Rathschlägen des Kopfes wahrzunehmen glaubte.[24] Aber der Umstand ist doch nicht ohne Beachtung zu lassen, daß Gentz, wie Schiller es that, den Weg zur Freiheit durch die Schönheit bahnen wollte.

Die historisch-politische Uebersicht der Hauptbegebenheiten des Jahres 1794, mit der Gentz die Neue deutsche Monatschrift einleitete, zeigte sofort alle Vorzüge dieser ästhetischen Stimmung. Er hebt das Verdammungs-

[24] S. Gervinus a. a. O. S. 404.

urtheil über die französische Revolution auch hier nicht auf; aber er spricht es mit edler Mäßigung aus und weist auf die sittliche, wahre Freiheit Englands von Neuem hin. Diese immer zähere, immer steigendere Sympathie für die englischen Institutionen wird fast Begeisterung, als er in einem späteren Artikel (im Oktoberheft) eine Darstellung und Vergleichung einiger politischen Constitutionssysteme, die von dem Grundsatze der Theilung ausgehen, giebt, darin den Sieyès' schen Plan und die vielfach bewunderte Constitution von 1795 verwirft, um der englischen Verfassung allein den Preis zuzuerkennen. Wie sehr diese Verherrlichung gesitteter Freiheit aber seiner innersten Ueberzeugung von Völkerglück entsprach, geht aus der Zurückhaltung hervor, mit der er in der erwähnten Uebersicht der Ereignisse von 1794 die polnische Revolution und ihren Helden Kosciusko behandelte. Selbst wenn man annehmen wollte, daß er dies aus Rücksicht gegen Preußen gethan, welches durch die polnischen Wirren eine gute Gelegenheit fand, den Krieg gegen Frankreich einzustellen und den Frieden von Basel mit der Republik abzuschließen, so beweist die Universalität seiner Anschauungen doch wieder die Vorliebe für Amerika, in dem er ein Bild auch ästhetisch zu rechtfertigender Freiheit findet, einen Staat, „der der Trost aller Un-

glücklichen und Verfolgten in Europa, die Hoffnung des zagenden Menschenfreundes, vielleicht einst die Pflanzschule von Weisheit und Kraft für unsern alternden Erdtheil ist"; nochmehr aber die Warnung an die Fürsten vor einer „unmäßigen Last von Oben." —

In noch einer, wenn auch minder glänzenden Weise erkennt man den Einfluß Schiller's auf Gentz. Während er sich für die ästhetische Politik der Neuen deutschen Monatschrift entschieden durch die Horen geltend machte, mögen Schiller's Geschichtswerke über den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg, wie bei so Manchem damals, auch auf Gentz nicht ohne eine bei ihm leicht hervorzurufende Anregung geblieben sein und ihn auf die Idee hingeführt haben, sich gleichfalls als Historiker zu versuchen. Er hatte überdies den Bund der Aesthetik mit der Politik voller Begeisterung geschlossen; es war daher unmöglich, daß er die mit beiden verwandte Geschichte übergehen sollte. Die große Vorliebe für England mag alsdann wesentlich dazu beigetragen haben, Gentz auf einen englischen oder doch England nahe berührenden Stoff hinzuleiten; seine Empfänglichkeit für die Romantik, seine gern von üppigen Gebilden umgaukelte Phantasie vielfach maßgebend gewesen sein, um ihn für die Königin Maria Stuart zu begeistern, deren tragisches Schicksal für einen so erreg-

baren und in edlen Aufwallungen sich gefallenden Charakter selbstverständlich die mächtigsten Reize bilden mußte. Wie sehr er hierbei Schiller'schen Ideen folgte, geht ferner daraus hervor, daß er die Geschichte der Königin von Schottland eigends für die Horen schrieb und Schillern übersandte. Schiller selbst muß für diesen Aufsatz große Sympathien gehabt haben, denn er ward dadurch zur Abfassung seines Trauerspieles Maria Stuart angeregt und benutzte die Gentzische Arbeit dabei in bedeutender Weise. Die Geschichte der Maria Stuart erschien trotz alle Dem dennoch nicht in den Horen, sondern Gentz ließ sich das Manuskript behufs einer neuen Durcharbeitung zurücksenden und gab es dann seinem Verleger Vieweg für dessen Berliner Taschenbuch von 1799. Für dieses war der Aufsatz aber schon ihm Jahre 1797 gedruckt und ward in losen Bogen privatim an seine Freunde und einige literarische Zeitschriften vertheilt. Gentz gab sehr viel auf diesen historischen Versuch und glaubte allen Anforderungen, die er an einen Geschichtschreiber stellte, darin genügt zu haben. Seine Eitelkeit fühlte sich hierbei mehr wie sonst von der Kritik verwundet und er verlangte nicht ohne Bitterkeit, daß Böttiger ihn in der Weimar'schen Literaturzeitung rezensire. „Es wäre das erste Mal, schreibt er ihm 1797 im Juni,

daß mir die Ehre wiederführe, in dieser Zeitung rezensirt zu werden, eine Ehre, auf die ich denn doch so guten Anspruch als mancher andere dort Gepriesene zu haben glaube.“ Bei allem Fleiß genügte jedoch diese Arbeit historischen Forderungen nicht, ebenso wenig wie die Schiller'schen es thaten. Gentz war von Hause aus im Irrthume, als er meinte, daß bei diesem oft gebrauchten Stoffe durchaus Alles nur auf Form und Behandlung ankäme. Er gab sich daher außerordentliche Mühe, einen „historischen Styl“ auszufeilen; aber anstatt Thatsachen zu bringen, plaidirte er in einer breiten und ermüdenden Weise für die Unschuld der Königin, vortrefflich um zu bestechen, aber nicht um zu überzeugen. Die Geschichte hat ihren eigenen Styl; sie soll aus einem Reichthum faktischer Anschauungen reden. Wenn Gentz dies befolgt hätte, so würde er nicht in jene rednerische Ausstattung verfallen sein, die das Thatsächliche in Bausch und Bogen behandelte und trotz aller Simplizität und Correktheit des Ausdrucks die Sprache der Thatsachen vermissen ließ. [25] Noch erwähnen wir hier eines andern hi-

[25] Vergleiche hiermit das Urtheil Woltmann's in der zuerst in den „deutschen Blättern“ vom 3. Dezember 1813 erschienenen Charakteristik von Gentz, welche später in die 3. Auflage des Konversationslexikons überging, in späteren

storischen Aufsatzes dieser Art, der im Vieweg'schen Taschenbuch von 1800, welches Gentz mit Jean Paul und J. H. Voß zusammen herausgab, abgedruckt steht und die Geschichte der Gefangenschaft des Königs Johann von Valois behandelt.

Als eine Folge der revolutionairen Erschütterung machte sich in allen Staaten mehr oder minder eine drohende Finanzkrisis geltend. Die Wichtigkeit dieser Frage für die politische Bedeutung der Staaten konnte einem Geiste wie Gentz nicht entgehen. Durch Smith hatte er bereits eine treffliche Basis national-ökonomischer Kenntnisse und Ansichten gewonnen; er erweiterte dieselben nun durch eine ausgedehnte Lektüre französischer und englischer Schriften und erwarb sich neben der gründlichsten, wahrhaft staunenswerthen Kenntniß der französischen und englischen Finanzverhältnisse, eine tiefe Einsicht in das Wesen der Nationalökonomie, die von nun an seine Beihilfe und eine der glänzendsten Seiten seines Wissens wurde.

Auflagen jedoch schon mannichfach variirt ist. — Für das Vorhergehende Haym a. a. O. und den Brief von Gentz an Böttiger bei Schlesier IV. 304.

Eine neue Auflage der Geschichte der Maria Stuart von Gentz erschien bei Vieweg 1827; eine französische Uebersetzung von Damaze de Raymond zu Paris 1820.

Der erste Ausdruck dieses neuerworbenen Wissens zeigte sich in einem gründlichen, wiederum England verherrlichenden Auszug aus des Genfers d'Ivernois Geschichte der französischen Finanzverwaltung bis 1796, den Gentz im Augustheft seiner Zeitschrift veröffentlicht hatte. Der Beifall, den sich Gentz durch diesen raisonnirenden Artikel erwarb, besonders von England her, wo er eine bedeutende Zahl ihn hochschätzender Freunde besaß, ja, wo man ihn damals mehr kannte und las als in seinem Vaterlande, veranlaßte eine spezielle Aufforderung Pitt's an Gentz, das Werk d'Ivernois' vollständig in solcher Weise zu übersetzen. Die Beziehungen, welche Gentz mit englischen Schriftstellern, mit Burke, der bald darauf starb, mit Makintosh und Lord Malmesbury, dem Gesandten Englands in Berlin, der mit Friedrich Wilhelm II. wie mit einem Ludwig XV. durch die Maitressen unterhandelte, bisher angeknüpft und unterhalten hatte; die stete, warme Vertheidigung Englands und der unversöhnliche Haß gegen die französische Revolution, Alles dies hatte die Aufmerksamkeit des englischen Cabinets längst auf den preußischen Kriegsrath gelenkt und jene Verbindung eingeleitet, die später für Gentz eine so außerordentlich reichfließende Quelle von Geldmitteln bildete.

Geschmeichelt durch diese direkte, ehrenvolle

Aufforderung eines von ihm sehr hochgestellten Staatsmannes, unternahm Gentz die Uebersetzung des d'Ivernois'schen Werkes um so eher, als sie ganz seinem inneren Drange entsprach. Im Jahre 1797 erschien die Geschichte der französischen Finanzverwaltung, mit einer Vorrede und raisonnirenden Anmerkungen versehen und von Gentz im Sinne d'Ivernois' selbständig ein Jahr weiter fortgeführt. Das Werk des Genfers, mit dem Gentz darauf in Briefwechsel trat, der besonders lebhaft wurde, als d'Ivernois sich nach England (1798) begab, und den er später unter ganz anderen Verhältnissen als Abgesandten der Schweiz auf dem Wiener Kongresse traf, stellte neben der Schilderung der französischen Finanzzustände schon ein beredsames und anklagendes Gegenstück auf in der Darlegung derjenigen Englands, seiner Administration, seines Beamtenwesens und sparsamen Systems der öffentlichen Ehrenfunktionen. Gentz benutzte diesen Effekt in seiner Fortsetzung der Geschichte aufs Wirkungsvollste. Er analisirt das furchtbare Unheil des Assignatenwesens und stellt die immer größer werdende Demoralisation des Papiersystems als ein Spiegelbild des Verlaufs der großen politischen Ereignisse in Frankreich hin. In alle Verhältnisse der Staatsmaschine gestattet er eine tiefe überzeugende Ein-

ſicht, und indem man die Kenntniſſe und unerbittliche Logik des Verfaſſers bewundern muß, erſchrickt man doch auch vor der dämoniſchen Luſt, mit welcher er von dem Elend der franzöſiſchen Finanzen und Zuſtände ſtolz hinüber auf das unerſchütterte, wahrhaft freie England zeigt, welches, unerſchöpflich an Geldmitteln und Reichthum, Millionen von Subſidien gezahlt habe und noch Millionen opfern könne, ohne zu einem ſo verheerenden und demoraliſirenden Finanzſyſtem greifen zu müſſen, wie das franzöſiſche ſei.

Dritter Abschnitt.

Publizistische Thätigkeit.

1797—1801.

Gentz und Hoym. — Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. — Sendschreiben von Gentz an den König. — Folgen desselben, Urtheile und Verläumdung. — Reorganisation der Verwaltung. — Gentzens Urlaub — Seine Arbeiten über Frankreich und Correspondenz. — Das deutsche Zeitungswesen jener Zeit. — Gentzens Plan des historischen Journals zur Wahrung deutscher Interessen. — Gentz als praktischer Politiker. — Programm des historischen Journals. — Brief an Joh. Müller. — Englands Verherrlichung. — Gentz über Freiheit und Gleichheit. — Angriffe. — Die französische und englische Finanzverwaltung. — Politische Folgerungen. — Die letzten Hefte des historischen Journals. — Gentzens deutsche Politik. — Betrachtungen über den Frieden. — Conflikt mit der preußischen Politik. — Die nordische Neutralität. — Die englische Politik von Gentz unterstützt. — Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen Frankreich. — Auflösung des Neutralitätsbundes durch Paul's Ermordung. — Alexander von Rußland. — Französische und russische Protektion. — Bonaparte als Vorsehung von Hauterive dargestellt. — Gentzens Kritik dieses Autors. — Zwiespalt mit seinem Dienstverhältniß. Chikanen der Censur.

Gentz, seit einiger Zeit schon dem südpreußischen Departement unter dem Minister Hoym zuertheilt, war durch mannichfache Dienste, die er seinem Chef erwiesen, in intimere Beziehungen zu diesem getreten. Hoym's Verwaltung ward von einer intriguirenden Partei bei

Hofe vielfach ungerecht verdächtigt und Gentz wußte durch aktenmäßige und kunstvoll hervorgehobene Thatsachen dem Minister die Mittel in die Hand zu geben, die Kabalen der Gegenpartei unwirksam zu machen. Hoym bewies dem Kriegsrath seine Dankbarkeit nicht allein durch eine königliche Freigebigkeit, sondern auch durch das ungeschmälertste Vertrauen. Er erleichterte seine Dienstgeschäfte, so weit es ging, so daß Gentz selten mehr als zweimal in der Woche auf sein Bureau ging und die übrige Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen konnte.

Am 1. Juli 1797 hatte er eine Reise nach Breslau gemacht, um mit seinem Chef die Angelegenheiten der neuerworbenen polnischen Länder zu ordnen. Kaum war er wieder nach Berlin zurückgekehrt, als die Krankheit des Königs sich so verschlimmerte, daß der nahe Tod vorauszusehen war.

Am 16. November erlag in der That Friedrich Wilhelm II. den langwierigen Leiden der Brustwassersucht und sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm III., ein junger Mann von 27 Jahren, bestieg den preußischen Thron. Eine der schwierigsten Regentenaufgaben erwartete ihn; denn es war nicht genug, wenn die Hoffrömmler und Schmarotzer, welche das Wohlwollen des verstorbenen Königs gemißbraucht, beseitigt wurden,

das ganze Staatsleben bedurfte einer gründlichen Reinigung, das vorhandene Uebel mußte energisch abgeschüttelt, der sittliche Geist in der Nation mußte in hochsinniger Weise wieder erweckt, nach Außen der Weg einer muthigen, grundsatzvollen Politik wieder gefunden, der Geist der Kleinlichkeit und Selbstsucht verbannt, kurz der Staat und die Nation durch eine innerliche Erregung wieder erfrischt werden, wie sie später in Noth und Unglück dem preußischen Lande gekommen ist. So waren denn Aller Augen auf den jungen Monarchen gerichtet. Es galt, den Staat aus seinem Verfalle zu reißen, wohin ihn furchtbar schnell Frömmelei und Geistesdruck gedrängt. Im Anblick und Bewußtsein dieser Gefahr hegten wohl die Besseren der Nation den Wunsch, dem neuen Könige ihre Ansichten kund zu thun, und bei allem Vertrauen in die Weisheit des Fürsten, doch ihr Theil beizutragen, den Weg anzudeuten, der allein noch zur Rettung führen dürfte.

Gentz machte sich zum Vorträger dieser Wünsche und richtete im Bewußtsein, etwas Edles zu wollen, ein Sendschreiben an den König, an demselben Tage, wo er den Thron bestieg. Schon immer hatte er über die traurige Regierung Friedrich Wilhelm's II. auf den Kronprinzen voller Hoffnung hingesehen

und es war zu natürlich, daß er, als diese Hoffnungen sich verwirklichen sollten, auch öffentlich ihnen Ausdruck lieh. Die Kühnheit eines solchen Beginnens, einem Könige Rath zu ertheilen, wie Mirabeau es einst gegen Friedrich Wilhelm II. gethan, war von einem preußischen Kriegsrath freilich außerordentlich und zu damaliger Zeit unerhört; aber Gentz war nie im Beamten aufgegangen; er wußte sich in diesem Augenblicke Bürger eines Reiches, das in höchster Gefahr schwebte, und konnte wohl für Abwendung derselben seine Stimme erheben; er fühlte sich überdies besonders als öffentlicher Charakter, als Schriftsteller von Ruf und Ansehen, als der Vertreter einer sittlichen Freiheit; alle diese Eigenschaften hoben ihn aus der gewöhnlichen Sphäre der Unterthanen heraus und ließen eine Ansprache an den Fürsten entschuldigen. Diese Kühnheit, die ihm das Selbstbewußtsein seines Talents und der anerkannte Einfluß seiner Feder verliehen, gehörte einmal seinem Charakter; es war kein Grund vorhanden, dieselbe dem eigenen Könige gegenüber zu unterdrücken, nachdem sie sich gegen andere Mächte geltend gemacht hatte; ja gerade die Loyalität des Schriftstellers war eine Aufforderung mehr, ihr einen ehrerbietigen, doch offenen und freimüthigen Ausdruck zu leihen. Es handelte sich nicht, dem Könige eine Ergebenheitsadresse

zu geben, sondern um Wohl und Wehe des Vaterlandes, und dafür zu sprechen ist Jeglicher berufen oder vielmehr Keiner unberufen. Es mag auch die Eitelkeit im Spiele gewesen sein, einem Könige vor aller Welt „die Wahrheit zu sagen“; aber der Muth bleibt immerhin anerkennenswerth, es in so edler Weise gethan zu haben und es liegt wirklich Bemitleidenswerthes darin, daß, als Gentz später der Gegenstand des Hasses für eine Partei war, diese sein damaliges Schreiben an den König für unverschämt hielt, obgleich sie doch gerade, wenn auch in anderer Weise, ähnliche Forderungen ohne Unterlaß und ohne solche Gelegenheit an die Fürsten stellt.

Das Sendschreiben von Gentz an Friedrich Wilhelm III. am Tage seiner Thronbesteigung verlangte, daß der Krieg abgewendet werde, dies sei „der Gipfel aller diplomatischen Weisheit“; daß Preußen aber dazu gerüstet sei, denn es besitze eine herrliche ruhmvolle Armee; daß es seine natürlichen Alliancen aufrecht erhalte und eine offene, ehrliche Politik verfolge; daß die Verwaltung der Justiz gerecht bleibe, der Staatseinkünfte sparsam und doch freigebig; daß neue Auflagen des Bürgers vermieden, Gewerbefreiheit gestattet und der Presse eine größere Freiheit gegeben werden

möge. Mehr, aber auch weniger könne Niemand verlangen, wolle er kein Feind der Vaterlandes sein.[26]

Was Gentz hiermit forderte, war nur gerecht, doch traf auch er die eigentliche Lebensfrage des Staates nicht. Auch er rühmte die preußische Armee als die „trefflichste und geehrteste", deren „innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheische", auch er sagte, mit dem Kriege sei nie ein positiver Vortheil verbunden, und rühmte die aufgeklärte Staatskunst, welche den Gedanken, mit Krieg etwas zu gewinnen, in das Reich der Träume verwiesen hatte; während es doch in der That gerade in dieser Hinsicht damals keine verwundbarere Stelle als die Armee und die Neutralitätspolitik Preußens gab. Daß Gentz jedoch mit einer gewissen Berechtigung Preßfreiheit forderte, wird Jedem klar, der von dem Treiben Kenntniß hat, welches damals die theologische Censur begünstigte. Der Wöllner'sche und Bischoffswerder'sche Schweif geistloser Handwerker der Orthodoxie, welcher seine Macht in Chikanen und erbärmlichen Kleinigkeiten suchte,[27] konnte einem

[26] Das Sendschreiben erschien bei Vieweg 1797; wiederabgedruckt ist es bei Schlesier IV. S. 3—32. Ein neuer Abdruck nebst einem angreifenden Vorworte über das Damals und Jetzt kam 1820 in Brüssel (Leipzig, Brockhaus) in den Buchhandel.

[27] Siehe hierüber Menzel Zwanzig Jahre preuß. Geschichte S. 441—460; ferner Häusser Deutsche Geschichte II. 154.

Mann wie Gentz nie Respekt einflößen und er hatte Recht, als er sagte, daß dies System „dem Interesse der Regierung nachtheiliger sei, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann“ .... „Darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung, schrieb er dem Könige. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein; aber die bloße Meinung finde keinen anderen Widersacher, als die entgegengesetzte, und wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor.“

Dies Sendschreiben, welches im Druck erschien, machte natürlich das größte Aufsehen; die meisten Zeitungen druckten es ab und der Name von Gentz wurde damit zum ersten Male auch von dem eigentlichen Volke gehört. Freilich fehlte es auch nicht an Folgen durch einen so kühnen Schritt. Wenn auch der König selbst den Brief nicht übel aufnahm, so empfand er doch von der Zeit an eine gewisse Antipathie gegen

Gentz, die seinem, vor aller Energie und entschiedenem Fordern sich scheuenden Charakter entsprang. Eine alte, intriguirende Hofpartei nährte diesen Widerwillen gegen Gentz überdies reichlich und es war kein Zweifel darüber, daß an ein eigentliches Fortkommen des kühnen Schriftstellers im preußischen Staatsdienste nicht mehr zu denken war. Daß Göthe zu Schillern darüber von einer „liberalen Zudringlichkeit“ sprach, „einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abzutrutzen“, kann weiter nicht auffallen, da Göthe damals nur allzusehr Hofmann war und solche Forderungen höchstens in einem Gedicht oder in Xenien statthaft gefunden hätte. Dagegen hat es etwas geradezu Lächerliches, wenn man hört, Gentz sei das Werkzeug der alten frömmelnden, wollüstigen Partei gewesen, die auf die Tugend und den Edelmuth des Königs in solcher Weise spekulirt habe, um sich in Gunst zu erhalten.

Ganz abgesehen davon, daß Gentz sich niemals zu einem Werkzeug so heuchlerischer Menschen erniedrigt hätte, widersprechen schon die Forderungen im Sendschreiben selbst dieser Behauptung. Gentz war überdies bis dahin in noch gar keinen Beziehungen zu den Diplomaten und Hofleuten, sondern ward

erst durch das Sendschreiben in dergleichen Kreise eingeführt. [28]

Die gleich nach dem Antritt der Regierung vom Könige ins Werk gesetzten Reorganisationen in der Staatsverwaltung schienen für einen Augenblick Gentzens Stellung zu gefährden, besonders da der Minister Hoym nahe daran war, in Verein mit Wöllner, Reck, Buchholz und Graf Blumenthal entlassen zu werden. Durch persönliches Erscheinen in Berlin verhütete Hoym jedoch diesen Schlag und setzte sich im Gegentheil wieder fester in die Gunst des Monarchen. Indessen verlor er

[28] Vergleiche hierüber Merkel Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben II, S. 241. Die überhaupt gehässigen Auslassungen des Verfassers hinsichtlich Gentzens, basiren bei dieser Gelegenheit noch auf einem großen Irrthum. Merkel versichert nämlich, Gentz habe seinem Lehrer Engel, der kurz zuvor als Lehrer des Kronprinzen für diesen den „Fürstenspiegel" geschrieben hatte, das Sendschreiben zur Durchsicht gegeben und habe von diesem eine förmliche Billigung der darin ausgesprochenen Ansichten erhalten. — Gentz hatte aber mit Engel damals keinerlei freundschaftliche Beziehungen und überdies lebte dieser Gelehrte seit dem Jahre 1794 ganz eingezogen in Schwerin und wurde erst 1798 vom Könige zurückgerufen.

Damit erledigt sich auch ein Theil der Angriffe, die in dem Ruge'schen Artikel der Hallischen Jahrbücher 1839. S. 285. (In Ruge's gesammelten Werken II.) gegen Gentz gerichtet sind.

doch das südpreußische Departement, welches nun der ehemalige Chef von Gentz beim General-Direktorium, Graf von Voß, erhielt. Damit waren für Gentz wieder die traurigsten Aussichten verbunden, um so mehr, da er den Charakter des neuen Chefs kannte und nicht allzu beliebt bei ihm war. Er fürchtete daher für seine Bequemlichkeit, seine Ruhe, seine Freiheit, für die ganze Gestalt seiner Dienstverhältnisse, selbst für seine, durch die Generosität Hoym's erhöhten Einkünfte; doch war diese Revolution nicht so gefährlich für ihn als sie sich im ersten Augenblicke anließ. Im Anfange freilich nahm man seine Kräfte wieder stärker in Anspruch; er ward in die Commission zur Aufhebung des Tabaks-Monopols gezogen, dann in die neue Finanz-Commission, welche der preußischen Administration eine ganz veränderte Gestalt geben sollte; aber wenn er schon hierin einen Beweis des Vertrauens sah, mit dem ihn die Häupter der Commissionen beehrten, so mußte er bald darauf, als er den erbetenen Urlaub auf unbestimmte Zeit bewilligt erhielt, vollständig von der Gunst seines Chefs überzeugt sein.[29]

Während sich seine Dienstverhältnisse in solcher

---

[29] Siehe Gentzens Briefe an Garve 1798, bei Schönborn S. 103. 108.

Weise so gut wie möglich gestalteten, wandte er den Dingen in Frankreich eine größere Aufmerksamkeit zu. Die französische Politik stieg in der That zu immer bedeutenderer Wichtigkeit und wenn auch die Kurzsichtigkeit der Cabinette damals gar keine Gefahr für Europa erkennen wollte, so war es doch Scharfsehenden kein Zweifel, daß neue Revolutionen in Frankreich zu erwarten waren, die unmöglich ohne Einfluß auf die Nachbarstaaten bleiben konnten. Gentz hielt sich eine Menge der besten französischen, englischen und deutschen Zeitungen, die er des Montags und Donnerstags las und excerpirte. Außerdem beschäftigte er sich mit der Verfertigung eines Repertoriums über seine zu außerodentlichem Reichthum angewachsenen Materialien zur Revolutionsgeschichte und unterhielt einen Briefwechsel, welcher zur Prüfung der französischen Zustände ihm immer neues und wichtiges Material lieferte. Sein Schwager Gilly war in Paris gewissermaßen der Sammler für dergleichen Material und außerdem befanden sich viele seiner Freunde daselbst, Humboldt, Burgsdorff, Brinckmann, „ein lebendiges Repertorium über alte und neue Zeit und die beste Bibliothek", sogar Vieweg und mehrere ihm befreundete Frauen, die es an Mittheilungen nicht fehlen ließen.

Diese verdoppelte Aufmerksamkeit für die Dinge in Frankreich entsprang jedoch nicht mehr dem alten Haß gegen die Revolution allein, sondern hatte ein entschieden praktischeres Motiv zu Grunde. Gentz hatte sich unmerklich zu einem Politiker von bestimmtem Gepräge herangebildet und ging mit dem Plane um, als solcher zu wirken und dem deutschen Vaterlande positiv zu nützen. Die Neue Deutsche Monatschrift paßte nicht für diesen rein politischen Zweck und ehe man ihr Programm dahin einschränkte, war es ersprießlicher ein ganz neues Organ zu gründen. Gentz fühlte überdies, daß die Presse in Deutschland anfing eine Rolle zu spielen, aber doch noch allzutief stand gegen das Bedürfniß der Zeit. Das Verlangen nach Zeitungslektüre und politischer Bildung war groß, aber zur Nahrung für den Nationalgeist geschah von den Zeitungen ebensowenig als von den Regierungen, die genug gethan zu haben glaubten, wenn sie einzelnen „wohldenkenden Gelehrten landesherrlichen Vorschub" geleistet hatten.[30] Wohl wuchsen vom Jahre 1790 an die Zeitungen in einer Progression, wie die der Ger-

[30] Vergleiche Schwarzkopf, Ueber Zeitungen, ein Beitrag zur Staatswissenschaft 1795; ferner den Artikel über das deutsche Zeitungswesen in der Deutschen Vierteljahrs-Schrift. 1840. 1. Quart.

stenkörner auf dem Schachbrette des Braminen Siska; sie vergrößerten und vervielfältigten sich; aber wie erbärmlich das politische Zeitungswesen damals noch war, erhellt schon daraus, daß sie über deutsche Schlachten ihre Artikel phantastisch aus den französischen Berichten bildeten und ein Franzose, Hyppolyt de St. Abran, mit Recht in seiner Schrift: Deutsche Zustände und Interessen (1840) sagen konnte: Uns ward die feindliche Presse dienstbar, wie gekauft, während wir sie mit nichts zu bezahlen brauchten als mit den Artikeln allein. Daß die deutsche Presse bald darauf Napoleon freiwillig Frohndienste geleistet, war nach alle Dem gar nicht auffällig.

Mit der Absicht, ein tüchtiges, würdiges, politisches Organ zu gründen, die er auch in einem Schreiben vom 8. Mai 1799 an Joh. Müller andeutet, schwebte ihm aber noch ein bestimmter politischer Zweck vor, der sich auf die Wahrung der deutschen Interessen und die Beeinflußung der preußischen Politik richtete. Nach besserer Einsicht der Dinge und Durchschauung der französischen Eroberungsgelüste, hatte Gentz den Irrthum, in dem er sich bei Abfassung seines Sendschreibens befand, daß nämlich der Krieg stets etwas Unheilvolles sei, aufgegeben. Er war auch in dieser Beziehung mehr praktischer Staatsmann geworden. Während

England, Oesterreich und Rußland den Krieg von 1799 gegen Frankreich beschlossen, weigerte sich Preußen hartnäckig, Theil daran zu nehmen. Zwar hatte es, vom Czar Paul mit gewohntem Ungestüm gedrängt, am Schluße des Jahres 1798, wo Suwaroff seine Heere schon nach der Schweiz führte, einen Hilfsvertrag mit Rußland geschlossen, welcher der Keim einer künftigen Alliance werden konnte; allein diese Alliance kam nie zu Stande. Das Mißtrauen gegen Rußland und Oesterreich, denen ein vollständiger Sieg zu viel Macht zu geben schien, wirkte dem Anschlusse eben so sehr entgegen, wie die egoistische und kurzsichtige Berechnung, man könne in der Neutralität seine Kräfte sparen und, während sich die Anderen aufrieben, allein unverbraucht aus der großen Weltkrisis hervorgehen.

Diese thatenscheue Neutralität erschien Gentz als das größte Unglück für Deutschland. Frankreich war ihm nicht mehr das Land der Revolution, deren Konsequenzen er verdammte, sondern er ahnte schon, daß dieser Erbfeind furchtbar werden würde, wenn man ihn nicht, wo es Zeit war, zu Boden werfe. Frankreich zu bekämpfen, um Deutschland zu beruhigen, dafür wollte Gentz mit aller Macht wirken. Hier leitete ihn lediglich nur eine deutsch-patriotische Tendenz, auf die er seine Ansichten und Ideen concentrirte, je mehr

die Schmach und der Verfall Deutschlands sich steigerten.

In dieser Absicht gründete er das historische Journal (1799—1800), eins der ersten musterhaften politischen Organe Deutschlands, mit unerschütterlichen Grundsätzen durchgeführt und von einem Patriotismus beseelt, der sich nicht in stolzen Phrasen erging, wohl aber im energischen Verfolgen eines bestimmten politischen Zweckes bewährte. Der Haß gegen die Revolution und dann gegen Buonaparte, die Verherrlichung des stolzen Albions, die Studien über die Finanzverhältnisse, — Alles drängt sich Einer Idee zu, nämlich Frankreich zu bekämpfen und Deutschland vor seinem Untergange zu retten. Zugleich findet man darin, wie Gentz alle seine früheren Ansichten über Freiheit, Gleichheit u. s. w. staatsmännisch zurecht legt, und ohne sie irgendwie zu verändern oder einzuschränken, ihre praktische Anwendung im Staate ins Auge faßt, freilich oft genug mit einer Einseitigkeit, von welcher Gentz als Staatsmann überhaupt nicht frei war, wenn er einmal gegen eine Sache Antipathien gefaßt hatte.

Seine Absicht kündete er auch deutlich genug in dem Programm des historischen Journals an. Es solle „historische und raisonnirende Beiträge zur

dereinſtigen Bearbeitung der Geſchichte der letztverfloſſenen zehn Jahre liefern und große Gegenſtände der allgemeinen Politik und der politiſchen Oekonomie in ausführlichen Abhandlungen erörtern"; aber „das, was gewiſſe Schriftſteller Unparteilichkeit und Neutralität nennen — ein unwürdiges, ſchnödes Capituliren mit den heiligſten Grundſätzen des Rechts, werde man hier vergebens ſuchen."

Studien über die franzöſiſche Revolution und ihre Detailgeſchichte leiteten das neue Journal ein und wurden immer wieder zwiſchen Aufſätze über England hindurchgeflochten. In allen dieſen Artikeln zeigt ſich neben dem reichſten Wiſſen der Mangel hiſtoriſchen Blickes; aber die Dialektik, die Rhetorik, die Fundamente, von denen Gentz ausgeht, ſind meiſterhaft, und die Zähigkeit, mit welcher er Preußen zur Alliance mit England und Oeſtereich drängt, ſteigt, als es im Mai 1799, wo die Verbündeten die Franzoſen mehrmals geſchlagen haben, den Anſchein gewinnt, als trete auch Preußen endlich der Coalition gegen Frankreich bei. Eine ſolche Unterſtützung von Seiten eines ſo anerkannten Schriftſtellers mitten in der Hauptſtadt des neutralen Preußens mußte Oeſterreich ſowohl wie England und Rußland anerkennen. Die Geſandten dieſer drei Mächte, Fürſt Reuß, Graf Panin und ſeit dem

Jahre 1800 besonders Lord Carysfort zogen ihn in ihre Gesellschaft und schenkten ihm ihr Vertrauen; der Minister Thugut belohnte ihn damit, daß er seinem Journal freien Eintritt in die österreichischen Staaten gewährte — eine damals in Oesterreich sehr seltene Gunst. Gentz selbst knüpfte neue Verbindungen an, besonders mit Johannes Müller, der damals noch in österreichischen Diensten stand und den er für seinen Zweck zu gewinnen suchte. Von dieser Zeit an datirt die interessante und merkwürdige Correspondenz zwischen diesen beiden Geistern, die sich gegenseitig bewunderten und doch einige Jahre später sich nicht mehr begriffen. — Gentz trat auch, als der Mord der französischen Gesandten nach dem Schluß des Rastadter Congresses ganz Europa in Schrecken versetzte, sogleich für Oesterreich auf, um es gegen den Verdacht der Urheberschaft zu vertheidigen. Die Beweise, die heute kaum einen Zweifel lassen, waren damals freilich nur und in übertriebener Gehäßigkeit von französischer Seite beigebracht, so daß Gentz es für besser hielt, denselben gar keinen Glauben beizumessen, sondern vor allen Dingen eine deutsche Regierung in Schutz zu nehmen. „Die öffentliche Meinung, schrieb er an Joh. Müller, ist diesmal gar zu schrecklich irre geführt. Die Guten müßen sich alle vereinigen, um der Bosheit der französischen Unholde ent-

gegen zu wirken.“ In demselben Briefe legt er auch seine Sympathien für die österreichische Monarchie an den Tag und seinen lebhaften Wunsch für das Glück der österreichischen Waffen gegen Frankreich. — „Ich habe überhaupt den sogenannten Erbhaß der Preußen gegen das Haus Oesterreich nie gefühlt: hätte ich mir aber die ganze Portion dieses Hasses, die z. B. der verstorbene Herzberg besaß, einhauchen lassen, so würde dennoch mein unerschütterlicher Grundsatz gewesen sein, für jetzt, da es nur Eine Sache und nur Einen Feind giebt, alle anderen Gefühle, Systeme und Maximen zu vertagen, bis jene große Sache ausgefochten, dieser Feind bekämpft ist.[31]

England, das Vorbild von Gentz, fand in seinem historischen Journal selbstverständlich die entschiedenste Unterstützung, ein Dienst, den Gentz aus Begeisterung für Großbrittanien leistete, den aber England unter den damaligen Verhältnissen wohl zu würdigen und auch zu belohnen wußte. Im Augustheft 1799 stand ein Aufsatz von ihm über den Zustand der Finanzadministration und den Nationalreichthum von Großbrittanien, der ein nicht geringes Aufsehen verursachte, besonders als er auch in einer französischen Umar-

[31] S. Gentz an Joh. Müller bei Schlesier IV. S. 4. 6. 7. 8.

beitung erschien und diese zwischen dem Engländer Graf Montlosier und dem Staatsrath Roederer einen sonderbaren Zeitungsstreit hervorrief, der damit endigte, daß sich beide Parteien endlich die paradoxe Frage stellten: In wie fern wohl ein Staat ohne allen Reichthum bestehen könne? — Im Oktoberheft lobte er das Buch von Herbart Marsh: Ueber die Entstehung des Krieges zwischen Frankreich und England, in dem er Frankreich alle Schuld aufbürdete; zugleich macht er einen Ausfall gegen den „Literarischen Anzeiger," der auf eine frühere Anerkennung des Marsh'schen Buches von Gentz gesagt hatte, daß man nur „bei völliger Abwesenheit des Geistes" dasselbe rühmen könne.

Interessant ist auch eine Abhandlung über Souverainetät im Novemberheft, in der er Rousseau beurtheilt und deducirt, daß dieser wohl die Volkssouverainetät gelehrt, aber auch die Repräsentation, die man unmittelbar darauf gebaut, für ein Unding erklärt habe. Gentz selbst fängt an, fast Alles, was unter den Menschen Weises, Wohlthätiges und Erhabenes geschah, als das Werk eines Einzelnen oder einiger Weniger anzusehen; die Volksrepräsentation erscheint ihm daher rein formeller Natur; die englische Constitution, deren Vortrefflichkeit er fortdauernd anerkennt, däucht ihm von gleicher Glückseligkeit nicht für alle Völker, sondern

gerade nur für England möglich zu sein. „Ich bin, schrieb er an einen Freund, mit Ihnen gänzlich der Meinung, daß, wenn auch die rein monarchische Verfassung nicht die einzig gute sein sollte, doch noch Niemand eine Verfassung aufgestellt hat, und höchst wahrscheinlich Keiner eine aufstellen wird, die an und für sich und in ihrer Beziehung auf die wesentlichen Bedingungen der bürgerlichen Wohlfahrt einen einleuchtenden und überwiegenden Vorzug verdiente.“ [31] In einem anderen hierauf bezüglichen Aufsatz spricht er über Freiheit in ihren äußeren Beziehungen und stellt das Recht, nicht die Freiheit als den unmittelbaren Gegenstand der Staatsgesellschaft hin. „Recht in der allgemeinsten Bedeutung ist die wechselseitige Beschränkung der Freiheit, ohne welche das Beisammensein mehrerer freien Wesen sich nicht denken läßt.“ Da Freiheit unter dem Rechte stehe, so sei sie auch ohne wilde Leidenschaft. „Um Völker mit dieser Idee in Bewegung zu setzen, muß man sie ihres wahren Charakters entkleiden und ihr einen falschen unterschieben.“ Er kritisirt darauf den Begriff „politische Freiheit,“ nämlich den Antheil der Bürger an der Gesetzgebung, und findet, daß dies wohl eine Funktion, Gesetze geben

[32] S. Haym a. a. O.

aber keine Freiheit sei. — Aehnlichen Ideen, welche die Concentration seiner Ansichten über politische Begriffe auf ein praktisch-staatsmännisches Gebiet bekunden, begegnet man auch in dem Artikel über die politische Gleichheit und in der detaillirten Kritik über die französische Constitution, im Januarheft vom Jahre 1800; in dem Vergleich des Ursprunges der amerikanischen Revolution mit dem der französischen, im Aprilheft, in dem auch ein Artikel Ancillon's über die Revolution der vereinigten Niederlande steht. Alle diese Aufsätze tragen unverkennbar die Absicht an der Stirn, die Sympathien für die französische Revolution auszurotten, und so patriotisch es Gentz damit meinte, so bedauerlich ist doch seine Leidenschaft, die ihn gegen manches Gute im Prinzip blind machte und eine Idyosynkrasie gegen alle von der Revolution aufgerufenen Begriffe und Ideen bei ihm ausbildete, die ihn später allzusehr mit der herangewachsenen Generation in Conflikt bringen mußte.

Diese Grundsätze, die durchaus nicht in Widerspruch mit den von Gentz früher aufgestellten Ansichten standen, sondern lediglich eine ganz normale Abklärung seiner schon bei Gelegenheit der Burke'schen Uebersetzung ausgesprochenen Ideen waren, zogen ihm jedoch mehr und mehr die Angriffe von Gelehrten und po-

litiſchen Wortführern des Tages zu. Man beſchuldigte ihn der Käuflichkeit, weil er Geld von Denjenigen erhielt, denen er Dienſte erwies, aber denen er dieſe Dienſte aus freiem Antriebe leiſtete. Man klagte ihn an, gegen ſeine Ueberzeugung zu ſchreiben, weil Gentz dieſelben Ideen, die er als Philoſoph entwickelt, nun vom Standpunkte der praktiſchen Politik aus mannichfach eindämmen mußte. Um ſich hiergegen zu vertheidigen, ergriff er die Gelegenheit des am 11. Mai 1800 erfolgten Todes von Mallet du Pan, dem man Aehnliches vorgeworfen hatte und deſſen berühmtes Journal „le Mercure brittannique“ Gegenſtand der heftigſten Anfeindungen geweſen. „Es iſt ein hartes Geſchäft, ſchrieb Gentz im Juniheft 1800, einen Mann wie dieſen gegen den Vorwurf, daß er wider ſeine eigene Ueberzeugung und aus intereſſirten Abſichten geſchrieben habe, vertheidigen zu ſollen. Aber wir leben in einer Zeit, wo es wirklich ſo weit gekommen iſt, daß man auch einen ſolchen Vorwurf nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen darf.“ Er klagt darauf die Schriftſteller an, leichtſinnig mit dem entehrenden Titel eines „gedungenen Schriftſtellers um ſich zu werfen: Sonſt ſchien dies Privilegium nur den Großen der Erde zu gehören, die, weil ſie die Gelehrten vernichteten, nichts einfacher fanden, als daß ſie ſie kaufen konnten. Jetzt

haben sich die Großen überzeugt, daß die Schriftsteller keine ganz unbedeutende Klasse von Menschen sind; und gleich, als wäre es darauf abgesehen, daß ihnen der Rang nicht bleiben sollte, der ihnen endlich von Rechtswegen zuerkannt ist, bemühen sich jetzt die Schriftsteller selbst, den Glauben an ihre Würde auszurotten, indem sie die Besten aus ihrer Zunft einer Schändlichkeit fähig glauben, vor welcher die Elendesten erröthen sollten."

Die politische Polemik von Gentz gewann inzwischen immer mehr an Energie. In einem Artikel über die französische Constitution von 1795 hatte er mit prophetischem Blick den 18. Brumaire nach dem 30. Prairial gefolgert. Dies Ereigniß traf in der That ein: Buonaparte, aus Egypten zurückgekehrt, ward der militairische Diktator Frankreichs. Viele hielten diese neue Revolution für nicht wichtiger als die vorhergehenden, viele aber, besonders der preußische Hof, sahen in Buonaparte einen Monk der Bourbonen und beeiferten sich, das Lob des Corsen auszuposaunen. Selbst Gentz verkannte den Charakter dieses neuen Umschwunges der Dinge in Frankreich. Er begrüßte den Staatsstreich, weil er nach seiner Meinung die Revolution schließen würde. In der That erkannte man gleich nach den ersten Wochen des Staatsstreiches die feste,

ordnende Hand eines kräftigen Regenten. Die Parteien wurden versöhnt und zur Ruhe gebracht, Ordnung und Gesetze machten sich wieder geltend, selbst die Beziehungen zum Auslande gestalteten sich freundlicher, weil Buonaparte die Maske eines friedliebenden Herrn angenommen hatte. Bald jedoch änderte sich die Sache und Gentz erkante das feine Spiel des Consuls, der bereits seinen Plan mit Kaiser Paul gemacht hatte. Erbitterter, warnender denn je erhob nun Gentz wieder seine Stimme. Er sah Oesterreich zagen, Rußland im Bunde mit Frankreich, Preußen begeistert von Buonaparte: nur England kämpfte noch fort. Diesem Anhänger und Unterstützung, ja selbst Sympathien zu erwerben gegen einen Feind, dessen Furchtbarkeit für Deutschland er erkannt hatte, dafür trat Gentz nun entschiedener in seinem Journal auf. Aus den Zuständen der Finanzen folgerte er seine politischen Argumente. Er detaillirte die französische Finanzverwaltung seit dem 18. Brumaire und den scheinbaren Widerspruch zwischen der Finanzzerrüttung des Staats und seiner kolossalen Militairmacht (im Augustheft 1800); „entweder, folgerte er dann, müsse Frankreich wieder die Lebensweise der übrigen Staaten annehmen, oder alle müssen, wie Frankreich werden. Die Regeneration der französischen Finanzen sei ein

Gegenstand, der die ganze gebildete Welt interessire; ehe sie nicht zu Stande komme, werde und könne es keinen wahren Frieden in Europa geben."

Als Gegensatz dazu entwirft er ein Bild von den brittischen Finanzen. Er stellt England darin hin, wie es unter den ungeheuersten Anstrengungen der Erschöpfung *entgehe*, während Frankreich die Erschöpfung nur *überlebe*; er preist England als das Bollwerk des Widerstandes und zieht Parallelen zwischen ihm und Frankreich. „Frankreich," sagt er, „wird wie ein kühner Spieler, je nachdem das Glück ihn begünstigt oder verläßt, zwischen unnatürlicher Opulenz und verzweifelter Armuth, schwindelnder Größe und trostloser Erschlaffung, zwischen der Herrschaft über die Welt und seinem eigenen Untergange schwanken. England aber wird stets der Mittelpunkt der Industrie, der Gewerbe, aller großen Verbindungen unter den Menschen und dadurch stets ein wichtiger Bundesgenosse für das wohlverstandene Interesse aller Nationen sein." Dieser Aufsatz, der Pitt's Bewunderung erregte und Grenville entzückte, ward von Gentz auf die Zurede des englischen Gesandten, Lord Carysfort, bald nachher ins Französische übersetzt und erschien als Broschüre unter dem Titel: Essai sur l'état actuel de l'administration des finances et de

la richesse nationale de la Grande Bretagne (Londres et Paris 1800).

Das vorletzte Heft des historischen Journals enthält noch einen bedeutsamen Artikel über die Final-Vereinigung zwischen Großbrittanien und Irland, ganz im englischen Sinne, aber trotz der staunenswerthen Detailkenntniß ohne richtigen historischen Blick. In solchen Dingen, wo, wie bei Irland, höhere Interessen als die einer praktischen Politik zu berücksichtigen waren, verräth sich schon die Einseitigkeit der Gentzischen Grundsätze; doch darf man nicht außer Acht lassen, daß diese größer werdende Befangenheit der universalen Anschauungen gewissermaßen den Blick für die Dinge in seinem Vaterlande stärkte. Jemehr er die historische Idee, nach der die Zeit und die Nationen sich immerfort bilden, hintansetzte, jemehr ward er ein deutscher Patriot, wohl berechtigt, neben den Besten seiner Zeit zu stehen. — Mit einem Aufsatz über den ewigen Frieden, im Dezemberheft 1800, schloß er sein Journal. Noch einmal resumirt er den Einfluß der Revolution und wirft ihr den Umsturz des Friedens vor; er stellt sich eine Universalmonarchie vor, die überhaupt bei ihm jetzt eine erste Rolle zu spielen beginnt, und hält in ihr, da sie sich füglich nur durch Kriege erzeugen könne, den ewigen Frieden für unmög-

lich. Ebenso verwirft er den auf einem Isolirsystem errichteten Handelsstaat; dies ist um so merkwürdiger, als sich zu damaliger Zeit gerade Fichte mit der Aufstellung des geschlossenen Handelsstaates als Idealstaat beschäftigte. In diesem Aufsatze ist Gentz übrigens wieder ganz der Philosoph aus der Kantischen Schule, nicht mehr der praktische Politiker. Als solcher mindestens hätte er sich nicht die Frage bejahen können: ob überhaupt die Idee einer weisen Weltregierung sich selbst mit der Unvermeidlichkeit der Kriege noch vereinigen lasse? Im Anhange dieses Schlußhefts theilt er dann mit, daß er, um größere Artikel zusammenhängend veröffentlichen zu können, von nun an alle drei bis vier Monate stärkere Hefte unter dem Titel: Beiträge zur Geschichte, Politik und politischen Oekonomie unserer Zeit erscheinen lassen werde. —

Die Veränderungen, welche das Jahr 1800 in den politischen Constellationen, in Deutschland, Oesterreich und Rußland hervorgebracht hatte, waren von Gentz mit höchstem Interesse verfolgt worden. Sie wiesen ihn von nun an zugleich einer noch bestimmteren Thätigkeit zu und bedingten bei ihm eine ausschließlich praktische, öffentlich wie privatim werbende Politik, die man die deutsche jener Tage zu nennen befugt ist, obgleich sie damals, in den schmachvollen Sterbestun-

den des heiligen römischen Reichs, von keiner deutschen Regierung befolgt wurde, sondern vielmehr eine die andere in Eifer zu überbieten suchte, dem deutschen Namen eine Schande zu machen, die dreizehn Jahre später dann mit so viel Blut abgewaschen werden mußte.

Oesterreich hatte nach den Schlachten von Marengo und Hohenlinden den Frieden von Lüneville geschlossen, der in sich zugleich die Auflösung des deutschen Reiches erhielt und dem Reichstag zu Regensburg sein letztes Werk, den berüchtigten Deputationshauptschluß, überwies. In einer Broschüre, die Gentz gegen Ende des Jahres 1800 erscheinen ließ: Betrachtungen über den Frieden, hatte er die ganze Bedeutung desselben anerkannt und Oesterreich vorgeschlagen, lieber eine Coalition mit Preußen und England einzugehen, als von dem Uebermuth des Siegers von Marengo jene, die Ehre Deutschlands antastenden Bedingungen geduldiglich hinzunehmen. Die Broschüre war mehr eine Aufforderung an Preußen, aus seiner wenig ehrenvollen, sparsamen Neutralitätspolitik herauszutreten und mindestens ans Schwert zu schlagen, als daß sie Oesterreich bestimmen wollte, den Krieg gegen Buonaparte allein fortzuführen. Der König Friedrich Wilhelm III. und ebenso der zag-

hafte Haugwitz sowie sein Vertrauter Lombard, waren indessen so sehr von Liebe zum Frieden beseelt und fühlten sich noch so eingenommen von Buonaparte, der Preußen durch Düroc und dann durch den General Beurnonville zu schmeicheln gewußt, daß sich schon jetzt Gentz in vollständigstem Conflikt mit der Politik seines Vaterlandes befand.

Dieser Zwiespalt ward noch größer, als Preußen sich sogar in die antibrittische Politik der neutralen Mächte verflechten ließ, die Kaiser Paul, nachdem er Oesterreich aufgegeben und Buonaparte bewunderte, mit gleich ungestümem Eifer betrieb, wie früher den Kampf gegen die Revolution. Schon damals fing Gentz an zu ahnen, daß die russische Politik nur auf das Verbluten und Schwächen des deutschen Reiches ausgehe und von dieser Seite niemals Rettung erwartet werden müsse. Diese Ahnung, die einige Monate später Ueberzeugung ward und blieb, sollte ihre Richtigkeit in dem österreichischen Kriege 1805 und im Frieden von Tilsit 1807 bestätigt finden. Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß die nordische Neutralität lediglich ein Werk Buonapartes war, um in dem Augenblicke, wo er den festländischen Frieden erlangt, auch England zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vielleicht Malta und Egypten ihm noch zu entreißen. Der Bund der Neutralen,

in den Preußen hineingedrängt wurde, war daher unter solchen Umständen nichts Anderes, als ein Akt schlecht-verhüllter Feindseligkeit gegen England, wie sich auch bald darauf durch die preußische Besetzung Hannovers und andererseits durch Englands Verfahren gegen Kopenhagen erwies.

England dagegen bot Alles auf, Preußen von diesem Bunde, der an ziemlich sichtbaren Fäden von Buonaparte geleitet ward, abzubringen und Gentz, nicht, weil ihm Lord Grenville Gold sandte, sondern weil es zu allererst seiner Ueberzeugung entsprach, und Deutschlands Interesse wahren hieß, suchte mit allen Kräften dahin zu arbeiten, Preußen aus der gefährlichen Umarmung des Czaren und des fränkischen Diktators zu ziehen. Eine wesentliche Stütze für dies Vorhaben bildete die allmählig herangereifte Kriegspartei in Berlin, die ihren Chef in Prinz Ferdinand sah; die Königin gehörte dazu, Prinz August und eine nicht unbedeutende Zahl von Hofleuten und Räthen des Cabinets. Gentz war inzwischen in die hohen Kreise der preußischen Residenz eingeführt worden und kannte die Günstlinge des Königs, Haugwitz, Lucchesini, Lombard, persönlich ebenso gut, als die Gegner ihrer mehr schwachen und schwankenden, als böswilligen Politik. Es gelang ihm heute Haugwitz zu be-

ſtimmen, dem Könige von einem Bruch mit England abzurathen; morgen verſicherte der Miniſter, daß der König durch einen Bund mit Rußland Ruhe zu erhalten hoffe; übermorgen ſpeiſte er wohl wieder mit ihm und dem engliſchen Geſandten zuſammen und ſie brachten alle drei Buonaparte ein Pereat. Eben ſo war es mit dem noch ſchwächeren Lombard nnd dem geſchmeidigen Marquis von Lucheſini. Aber alle dieſe freundſchaftlichen Verſicherungen änderten doch nichts an der markloſen Politik des Hofes und Gentz fürchtete immer mehr für den Ausgang der Dinge. Wie ſehr er ſelbſt dabei als preußiſcher Beamter und als ſelbſtändiger Politiker, der Preußens Alliance mit England erſtrebte, in Zwieſpalt gerieth, erhellt daraus, daß ihm Lord Carysfort die Ueberſetzung der Publikation der engliſchen Noten gegen Preußen ins Franzöſiſche, und kurz nachher Graf Haugwitz die der preußiſchen Noten gegen England ins Deutſche auftrug. [33]

Um auch durch die öffentliche Meinung auf die preußiſche Politik zu wirken und die des iſolirten Englands zu verdeutlichen, ſchrieb er um dieſelbe Zeit ſeine Broſchüre: Ueber den Urſprung und Cha-

[33] S. das Tagebuch von Gentz, 1801, in den Grenzboten von Kuranda, 1846. Nr. 42.

rakter des Krieges gegen die französische Revolution, zugleich das erste Heft seiner „Beiträge zur Geschichte.“ Die Schrift erschien im April 1801 und ist unstreitig eins der scharfsinnigsten und gründlichsten Dokumente zur Kenntniß der damaligen Politik; sie zeigt den ganzen tiefen Fond von Gentzens deutsch-patriotischer Politik und eine außerordentliche Schärfe der Kritik der damaligen Verhältnisse, die oft in prophetischer Weise die Dinge, welche fast Allen unerwartet eintrafen, vorhersagt. Indem er von Hause aus den Zweck und die Idee der Coalitionen rühmt, mustert er die letzte, welche durch den Lüneviller Frieden ihre Auflösung erhalten hatte. Preußen wie Oesterreich werden hierin mit Vorwürfen bedacht, jenes, weil es seine Freude an der Demüthigung eines deutschen Rivalen gehabt, dieses, weil es den Krieg so lau geführt habe, daß eine Verständigung mit Suwaroff immer vermieden wurde. Die Regierungen zeigten ihre Kraft nur in Kleinlichkeiten und er warnt sie, durch verkehrte Maßregeln „inquisitorischer Wachsamkeit“ gegen die „unschuldigsten Geistesprodukte“ die gefährliche Annahme beim Volke und bei den Franzosen zu begründen, das Revolutionsprinzip sei in der That gleichbedeutend mit Freiheit, und die Deutschen lebten unter einer barbarischen, d. h. illiberalen Herrschaft. Er beklagt darin

die Uneinigkeit Deutschlands, wie es zu jener Zeit kaum noch gehört wurde. Man habe dadurch, sagt er, einen kleinlichen Kampf geführt. Ein großer Führer, ein legitimer Buonaparte hätte Frankreich bekriegen sollen, um „der Revolution durch den geläuterten Geist der Revolution zu begegnen.“ Endlich weist er nach, wie England allein die Aufgabe der Zeit begriffen und mit aller Energie in die Hand genommen; es sei das Bollwerk der europäischen Freiheit und wenn es Krieg führe gegen den genialen Sohn der Revolution, so thue es dies mit ganzer Macht, aber nicht halb, wie Deutschland es bisher gethan. In England allein müsse Oesterreich und Preußen seinen natürlichen Bundesgenossen sehen, dann würde die schmachvolle Protektion Frankreichs und Rußlands gegenüber deutschen Dingen von selbst wegfallen.

Inzwischen war durch die Ermordung Kaiser Paul's die Hoffnung auf eine Veränderung der politischen Systeme gegeben. Von Neuem bot England Alles auf, Rußland und Preußen zu gewinnen. Der Erfolg war von keinem besonderen Erfolg gekrönt. Zwar löste sich der nordische Neutralitätsbund mit dem Tode Paul's von selbst auf; aber der neue Czar, Alexander, trat bald in ein noch innigeres Verhältniß mit dem französischen Consul und war nicht abgeneigt,

mit ihm die Herrschaft der Welt zu theilen. Erst später, als er einsah, daß Buonaparte ihn nur ins Schlepptau genommen hatte; wurde er zum Widerstande gegen Frankreich vermocht. Preußen seinerseits war froh, daß nun auch jeder Bruch mit England vermieden werden konnte, zog seine Truppen aus dem kurz zuvor besetzten Hannover zurück und buhlte mehr wie je um die Freundschaft Buonaparte's.

Die französische Protektion und Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nahm, durch die Schwachheit der deutschen Großmächte begünstigt, einen immer drohenderen Charakter an. Weder in Wien, noch in Berlin oder sonst wo im deutschen Reiche machte dies Bedenken. Im Gegentheil beeiferten sich die verschiedenen deutschen Fürsten in Paris Gesandte zu halten, die um die Gunst Buonapartes für die zu erwartende Länderentschädigung und Mediatisirung der kleinen Fürstenthümer, wie sie eben in Regensburg berathen wurde, sich bewerben sollten, um durch französische Protektion eine möglichst große Beute zu erwerben.[34] Durch diese Erniedrigung der deutschen Fürsten, war es der Buonaparte'schen Politik nur allzuleicht gemacht, die Leitung der zerklüfteten Verhältnisse mit seinem

[34] S. Häuffer II. 361. ff.

Freunde Alexander an sich zu nehmen. Man wedelte ja genug um Rußlands und Frankreichs Hilfe für die neue Staateneintheilung und Reichsverfassung, und als man sich endlich auf dem Reichstage gar nicht vereinigen konnte, erwies Buonaparte in Verein mit Alexander den deutschen Fürsten die Gefälligkeit, das deutsche Ländervertheilen auf sich zu nehmen. Alle waren begeistert davon; keine deutsche Stimme wahrte Deutschlands Ehre, kein römischer Kaiser war da, die Schmach seines Reiches abzuweisen. So konnte Buonaparte in der That mit namenloser Verachtung ein entartetes Volk betrachten, das keine Begriffe mehr von Ehre hatte. Er rühmte sich mit Recht, Deutschland zu einer Verfassung verholfen zu haben.

Mit welcher Empörung diese Schmach Gentz erfüllte, zeigt seine Kritik der Schrift von Hauterive: Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Revolution, eine Prüfung des Buches: De l'état de la France à la fin de l'an VIII, von dem Ende 1801 und Anfang 1802 zwei Hefte erschienen, während ein drittes beabsichtetes ungedruckt blieb — und zwar, weil es Gentz in seiner ewigen Finanzzerüttung und Verschwendung für eine bedeutende Summe, deren Bezahlung erst zwanzig Jahre später erfolgte, versetzt hatte.

Das Buch von Hauterive war nichts weniger als ein offiziöses Manifest Buonaparte's an die Staaten Europa's, worin er sich als die Vorsehung dieses Erdtheils hinstellte. Es erörterte, daß die ganze europäische Verfassung zur Zeit der französischen Revolution unheilbar zerrüttet gewesen sei; die Staatensysteme selbst in einem so krankhaften Zustande, daß sie das letzte Symptom desselben durch die Kriege gegen Frankreich genugsam bewiesen hätten. Der glückliche Ausgang des Krieges habe ein glänzendes Zeugniß von Frankreichs innerer Kraft ausgestellt, und es außerdem noch in den Stand gesetzt, eine neue Föderativverfassung für den ganzen Welttheil zu bilden. Es sei nun der Schwerpunkt dieses neuen europäischen Staatensystems.

Gentz widerlegt die glänzenden Verherrlichungen des regenerirten Frankreichs. Er malt mit einer Meisterhand das Bild Frankreichs nach der Revolution und kommt auf seine frühere Behauptung zurück, daß nur die vergebliche Mühe, im Innern Ruhe zu schaffen, die revolutionairen Regierungen gezwungen habe, ihre Unfähigkeit durch Gewaltmittel und Kriege zu verdecken; daß dieser französische Ehrgeitz, alle Völker zu beglücken, die einzige Mission Buonaparte's sei und er die Größe des Regenten darin setze, mit aller Welt

in Hader zu liegen und durch die Kraft der Faust sich ein vermeintliches Recht zu verschaffen. Auf das gegenseitige Verhältniß der europäischen Staaten eingehend, plaidirt er von Neuem und eindringlicher für den Anschluß an England, dessen Verfassung bewiesen habe, wie kräftig und stark sie sei, wie unerschüttert fest sie den Sturm ausgehalten und wie England von allen Staaten am Nachhaltigsten und Zähesten den Krieg gegen das herrschsüchtige revolutionaire Regiment geführt habe. Von allen deutschen Staaten habe nur Oesterreich einen Versuch gemacht, die Einmischung Frankreichs in deutsche Angelegenheiten zurückzuweisen; aber es sei nicht unterstützt worden und gerade Preußen sei über diesen fruchtlosen Versuch, die Ehre Deutschlands zu retten, im Geheimen erfreut gewesen, weil er für Oesterreich eine physische und moralische Niederlage zur Folge gehabt.

Solche politische Ansichten waren zu kräftig deutsch, als daß sie das damalige Preußen gebilligt hätte. Wie mißliebig die Regierungspartei diese Schrift des preußischen Kriegsraths betrachtete, geht aus der verschärften Censur hervor, die ihr widerfuhr und welche Gentz zwang, viele Stellen in der Broschüre zu streichen und zu mildern. [35] Die Kriegspartei freilich, besonders

[35] S. Tagebuch von Gentz a. a. O.

die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen, ein Theil der Offiziere und die besseren Geister wie Hardenberg, Stein und Andere, stimmten dem Vertreter deutscher Ehre bei; aber gerade dieser Umstand erhöhte Gentzens Mißliebigkeit beim Könige und bei der buonapartischen Partei in Berlin, so daß selbst die Verhältnisse mit seinem Chef, Grafen Voß, dadurch peinlicher und unleidlicher wurden. Unter solchen Umständen, zu denen noch manche anderer Art hinzutraten, mußte Gentz sich denn wohl sehnen, von einem Dienstverhältnisse entbunden zu sein, dessen Fesseln für einen so stolz aufstrebenden Geist immer drückender und unbequemer wurden. —

Vierter Abſchnitt.

Welt- und Genußleben.

1800—1802.

Berlin als Babylon. — Gentzens Natur und Charakter. — Seine gesellschaftlichen Bezüge. — Verhältniß zu englischen, russischen, österreichischen und preußischen Staatsmännern. — Freundschaft mit Prinz Ferdinand. — Pauline Wiesel. — Prinz August. Prinzessin Louise. — Vorstellung bei der Königin. Major Schack. — Jus gentium. — Adam Müller. — Gentzens Freundschaft und Briefwechsel mit ihm. — Häusliches Zerwürfniß. — Dissipationen. Schulden. — Verkehr mit W. Humboldt und Brinckmann. — Reise nach Weimar. — Liebe zu Amalie Imhoff. — Rückkehr nach Berlin. Liebschaft mit Christel Eigensatz. — Marianne Eybenberg Spiel. Finanzzerrüttung. — Rahel's Salon. — Rahel und Gentz. — Haltlosigkeit seiner Stellung in Berlin. — Eheliche Scheidung. — Stadion empfiehlt ihn Oesterreich. — Voß und Gentz. — Auftritt mit seinem Vater. — Aussöhnung. — Letzter Besuch bei seiner Frau. — Abschiedsfest mit Christel und Müller. — Abreise nach Dresden. — Neues Genußleben. — Lord Elliot. Metternich. — Abreise nach Wien.

Die tiefe Demoralisation der Gesellschaft war auch eine der Erbschaften, die Friedrich Wilhelm III., neben der Politik seines Vorgängers, von diesem übernehmen mußte. Der glänzende Schein, mit dem die Hauptstadt ihre Sittenlosigkeit zu bedecken wußte, verhüllte nur naiven Augen den großen Pfuhl der Verderbniß, indem sie sich bewegte, und im Gegensatz zu einem

tugendhaften Könige von ſtrengen, faſt puritaniſchen Sitten, mußte dieſe grenzenloſe Libertinage der Geſellſchaft nur allzuſehr Bedenken für die Zukunft veranlaſſen. Berlin war zu jener Zeit in mehr als einer Beziehung auf dem Wege, eine Welthauptſtadt zu werden, einestheils durch die Aehnlichkeit mit Babylon, anderentheils durch die Conzentration alles geiſtigen Lebens. Frivolität und Sittenloſigkeit wetteiferten mit einem regen Geiſteskultus, wie er damals nirgends ſo eifrige und bedeutende Jünger beſaß. Aber wie ſtark auch Berlin hiermit dem Ruhme einer Metropole der Intelligenz entgegenging, nüchternen Blicken konnte die Gefahr der Sittenloſigkeit in allen Sphären der Geſellſchaft für die Exiſtenz des Staates nicht entgehen. Dieſes Unterhöhlen aller ſtaatlichen Grundveſten und Stützen der Geſellſchaft, dieſe ſteigende Entnervung eines ſinnlichen und für die Wirklichkeit unempfänglichen Geſchlechts, mußte in der That die Kataſtrophe von 1806 zu einer furchtbaren und allgemeinen machen.

Gentz ſollte zu dem zweideutigen Glücke gelangen, eine der erſten und glänzendſten Illuſtrationen dieſes ſybaritiſchen Genußlebens in Berlin zu werden. Als ein Kind ſeiner Zeit ſah er die Dinge auch mit weniger Aengſtlichkeit an, als eine nachfolgende Generation,

die mehr darauf bedacht war, die Laſter des Fleiſches unter der Hülle der Philoſophie und Prüderie zu verbergen. In jener Zeit war das Genußleben gewiſſermaßen eine Nothwendigkeit. Die Beſchäftigung der Gebildeten mit allen Fragen des Wiſſens; die ungeheuere Regſamkeit auf allen Gebieten der Intelligenz und Kunſt; die Triumphe der Poeſie — genug alle dieſe geiſtigen Ueberfruchtungen, welche die Phantaſie zugleich in einer ewigen Thätigkeit ließen, zu Sehnſuchten und Wünſchen verleiteten, die Proſa des Lebens nach den Gebilden der reizenden Einbildungen zu formen, mußten Sinnlichkeit wie Genußliebe in gleichem Grade erhöhen. Unter den mächtigen und immerwährenden Eindrücken einer nie ruhenden Phantaſie vermag die menſchliche Begier, das Leben mit ihr zu ſchmücken, ſich kein Stillſchweigen aufzuerlegen. Man will fühlen, was man genießt und will genießen, was man empfindet.

Die weiche, allen Eindrücken ſich mit ganzer Luſt hingebende Natur Gentzens nahm alle Anregungen eifriger und inniger in ſich auf, um ebenſo eifrig und innig danach zu trachten, das geiſtig Empfangene zu verwerthen. Der lebhafte Geiſt, die reiche Phantaſie drängten gleichmäßig, die Ueberfülle einem Genuße zu Gute kommen zu laſſen, der ſeinerſeits wohl einen

Theil derſelben verzehrte, aber auch das in Aufregungen lebende Gemüth zu erhöhten Reizen antrieb. Eine ſolche Wechſelwirkung des Geiſtigen und Sinnlichen bildet einen ſo natürlichen Prozeß, daß man die Libertinage jener Zeit, bei ſo vielen und ſteten geiſtigen Anregungen, nicht allzu verwerflich, das Genußleben von Gentz, bei ſeinem heißblütigen, leidenſchaftlichen Temperament, nicht allzu auffällig finden kann. Sein Talent, ſein ganzes geiſtiges Weſen, hatte ihn zumeiſt in jene Kreiſe emporgehoben, wo der große Geiſteskultus durch die reichſten und üppigſten Mittel die damit verbundenen ſinnlichen Anregungen zu befriedigen ſuchte. Neigte ſich Gentz an und für ſich ſchon eben durch die ſtete geiſtige Beſchäftigung und glühende Phantaſie, dem Leben des Genuſſes zu, ſo mußte der Glanz und Schimmer, mit dem es in den hohen Kreiſen Berlins getrieben wurde, noch verführeriſcher auf ihn wirken, noch heftigere Leidenſchaft entzünden und glühenderen Wunſch nach ihrer Befriedigung erwecken.

Zugleich bedingte die Anerkennung eines ſo glänzenden politiſchen Schriftſtellers ſein Auftreten in jenen Cirkeln, die neben den Koryphäen der Intelligenz, der Kunſt, der Poeſie, auch die Träger der Politik verſammelten. Seit dem Ende des Jahres 1799, wo

Gentz eifrig von den politischen Geistern gesucht wurde und alle, selbst seine Gegner, sich um ihn bewarben, begann er denn auch wirklich, wie er selbst sagt, à figurer sur la scène du monde. Mit diesem erhöhten geistigen Reiz war durch die Gesellschaft selbst eine Theilnahme an ihren Genüssen geboten und wenn sich Gentz im ersten Feuer seiner Leidenschaft fast übermäßig an dem Schwelgen des glänzenden Lebens berauschte, so haben diese Ausschweifungen doch keineswegs die Sittlichkeit seines Charakters untergraben. Nur allzugern liebt es die neidische Welt, die Begierden der Natur mit der Moral des Charakters zu vereinigen, um mit dem Urtheil über jene zugleich auch diesen abzufertigen. Sie mag dazu verleitet werden, weil in der That ein andauerndes ausschweifendes Leben auch zuletzt alle Moral aufhebt, alle besseren Empfindungen abstumpft; doch ist diese Nemesis meist nur von Hause aus schwachen und haltlosen Charakteren beschieden, während unzählige Beispiele bekunden, daß in sich festgebildete Charaktere ihre Moral auch unverletzt durch die Gluth ihrer Leidenschaften hindurch getragen haben. Die schwachen Eigenschaften von Gentz sind aber ganz mit seinen großen und liebenswürdigen, sowie mit der ausgezeichneten Summe seiner Leistungen verwachsen. Er machte aus seinen Schwächen kein Hehl, ja er gestand sie nur

allzunaiv ein, nicht um damit zu prahlen, sondern weil er keinen Grund sah, eine Schwäche nicht zu gestehen, die jeder Mensch verstand, die mehr oder minder, offen oder geheim, alle Welt mit ihm theilte und die in ihrer Ausdehnung so deutlich vor ihm lag, mit allen ihren Scrupeln und Folgen, daß er ihr keinen Einfluß auf die Sittlichkeit seines Geistes einräumen konnte. Er sagte nicht, daß seine Schwächen ihm zur Zierde gereichten, aber er folgte ihnen auch nicht aus Lust am Bösen und geheimen Sündigen. Er zeigte alle seine glänzenden und edlen Fähigkeiten offen, warum sollte er nicht auch, wie Rousseau, seine Schwächen offen bekennen, da kein Mensch ein Meisterstück der Moral ist? Wie natürlich und unbefangen er Gutes wie Schlechtes über sich eingestand, davon geben seine Briefe und die bekannt gewordenen Bruchstücke seiner Tagebücher ausreichende Beweise.

Durch den Charakter seiner Schriften, durch sein historisches Journal und die von ihm vertretene Politik gewannen Bedeutung und Einfluß seines Namens in immer steigenderem Grade. Die Zahl seiner Freunde wuchs mit der seiner Feinde und wenn auch jene nicht die Grundsätze und Anschauungen von Gentz zu theilen beliebten, so anerkannten doch Alle sein Talent und die glänzende Sprache, mit der er zugleich angriff und

vertheidigte. Mannichfache, theils geschäftliche, theils politische, theils gesellschaftliche Verbindungen ergaben sich damit von selbst; der Kreis seiner Bekanntschaften erweiterte sich, neue, durch Geist und Kenntnisse, oder Witz und Lebensfrohheit glänzende Freunde wurden gewonnen, das Leben ward durch die Salons verschiedener Art und verschiedenen Charakters, durch erhöhte Bedürfnisse, größere Reize, vielgestaltiger und anziehender. Einmal in diese Sphäre als Ebenbürtiger kraft seines Talentes eingeführt, bahnten sich ohne Schwierigkeiten alle weiteren Wege.

Die kräftige und glänzende Unterstützung, welche Gentz durch seine Feder der brittischen Politik angedeihen ließ, führten auf eine ganz natürliche Weise eine Verbindung mit englischen Staatsmännern herbei. Die Liebenswürdigkeit Lord Carysfort's, des englischen Gesandten in Berlin, erhob diese anfänglich mehr aus Aufmerksamkeit und Anerkennung gepflegte Verbindung zwischen ihm und Gentz bald zur Höhe innigster Vertrautheit. Dies Verhältniß zu der englischen Diplomatie gewann überdies noch eine außerordentliche Wichtigkeit für Gentz durch die Quelle reicher Geldzuflüsse, die es seit dem Jahre 1800 für ihn wurde. In dem Tagebuche von 1800 findet sich ein Posten von 500 Pf. St. und ein zweiter von 1000 Pf. St.,

beide von Lord Grenville überſandt, verzeichnet. Gleiche, oft noch höhere Summen floßen Gentz von nun an nach beſtimmten Zeiträumen zu und haben in der Folge den Charakter einer jährlichen Revenue gebildet.

Gentz war mit ſeiner Feder unſtreitig ein unſchätzbarer Gewinn für die brittiſche Diplomatie und unter den damaligen Verhältniſſen, wo ſchriftſtelleriſche Talente für die Publiziſtik hoch im Preiſe waren, würde es mehr als auffallend geweſen ſein, wenn England einem ſolchen Alliirten nicht die eifrigſte Aufmerkſamkeit erwieſen hätte. Die Sympathien von Gentz waren keine gemachten; ihre Feſtigkeit hatte ſich durch langjähriges Schriftſtellern in dieſem Sinne vollauf bewährt und England, von jeher nicht der Art, mit koſtenfreien Ovationen ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, bethätigte auch Gentz gegenüber ihre praktiſche Ausübung. Sie gab ihm, was er brauchte, Geld; ſie bezahlte ihn, indem ſie ihn belohnte. Das mäßige Gehalt eines preußiſchen Kriegsraths und die wenig bedeutenden Honorare, die Gentz durch ſeine Schriften erzielte, ſtanden in gar zu winzigem Verhältniß zu ſeinen angeſtrengten Arbeiten, noch mehr aber zu den Bedürfniſſen, die er ſeit Jugend her und mit dem wachſenden Weltverkehr mehr und mehr an das

Leben stellte. Es konnte bei Gentz um so weniger Anstoß erregen, von einem Staate, dem er aus innerster Ueberzeugung und seit langen Jahren aufs Uneigennützigste gedient, Belohnungen anzunehmen, als er dieselben für seine schriftstellerischen Arbeiten erhielt und dieselben redlich und ausreichend verdient hatte. Eine Käuflichkeit darin zu sehen, wie man es später gethan,[36] war um so ungerechtfertigter, als die Bezahlung unerwartet nach langer Arbeit erfolgte und Gentz, unfähig seine Gesinnungen zu verkaufen, eine gar nicht zu rechtfertigende Tugend an den Tag gelegt hätte, die Mittel zu seiner Existenz durch ein Ablehnen der englischen Jahrgelder zu verringern.

Aehnliche intime Beziehungen, wie zu Lord Carysfort, unterhielt er mit den russischen Staatsmännern, mit dem Baron Krüdener, dem älteren Alopäus und besonders mit dem Grafen Pannin, einem der glühendsten Franzosenfeinde. So lange die russische Politik antifranzösisch war, unterstützte Gentz ihre Sache mit der Englands zugleich, und mit welcher Anerkennung Kaiser Paul dies belohnte, zeigt die Uebersendung einer Uhr mit Brillanten im Anfange des

[36] Der Ausspruch Dahlmann's z. B. ist ein Beleg dafür; ebenso der Artikel, „Gentz als das Prinzip der Genußsucht" in den Hallischen Jahrbüchern 1839 Nr. 46, 1840 Nr. 63 ff.

Jahres 1800.[37] Mit der Errichtung der nordischen Neutralität gerieth Gentz natürlich in ganz gegensätzliche Beziehungen zur russischen Politik und wenn dies auch dem freundschaftlichen Verkehr mit den russischen Staatsmännern wenig Eintrag that, so datirt von der Zeit doch jenes Mißtrauen in den Koloß des Nordens, das sich bis zum Ende seines Lebens und mit sehr glücklichem Instinkt geltend machte. — Auch die österreichischen Diplomaten bewarben sich um einen Mann, dessen Thätigkeit so harmonisch mit ihren Zwecken war. Besonders die Bezüge zu Graf Philipp Stadion, dem späteren österreichischen Minister, wurden die vertraulichsten und späterhin bedeutungsvollsten für Gentz, dessen liebenswürdige Gaben allein jene ebenso ehrenvollen als schmeichelhaften Verbindungen zu einer so innigen Vertrautheit steigerten.

Erklären sich diese Bezüge mit den Diplomaten dreier Großmächte, die gegen die französische Republik erbittert waren, durch die publizistische Unterstützung, die Gentz ihrer Politik angedeihen ließ und deren Tragweite sehr wohl verstanden wurde, so zogen ähnliche Motive, aber auch Rücksichten rein geselliger Natur ihn in die Kreise der preußischen Diplomatie.

---

[37] S. Gentzens Tagebuch von 1800 a. a. O.

Sein Verkehr mit Luccheſini und deſſen Gemahlin war ebenſo vertraut als mit dem Grafen Haugwitz. Dieſe Räthe des Königs nahmen gewiſſermaſſen bei dem preußiſchen Kriegsrath Unterricht in der Politik, ſuchten, auch wohl die politiſchen Geſinnungen und Schritte Englands oder Oeſterreichs zu erforſchen, thaten als wenn ſie ausnehmend wichtige Pläne hätten für Preußen, verläumdeten Einer den Andern, trauten ſich gegenſeitig nicht; aber kamen ſie zum Könige, ſo ſchmeichelten ſie deſſen Friedens- und Neutralitätspolitik, jener ökonomiſchen Mittelſtellung, die in dem Frieden von Tilſit den Lohn aller ihrer ſtolzen Erſparniſſe fand. Andere Cirkel, beſonders bei der Gräfin Voß und der Gräfin Natalie von Goloffkin, führten ihn mit den altpreußiſchen Staatsmännern zuſammen, mit dem früheren Miniſter Reck, mit Graf Alvensleben, Golz und daneben gleichzeitig mit den jüngern, einige Jahre ſpäter für Preußen ſo bedeutungsvollen Geiſtern Hardenberg und Stein.

Von Cirkel zu Cirkel, von Salon zu Salon, immer von neuem Glanze angeregt, von Mannichfaltigkeit und Schimmer geblendet, gerieth Gentz allmählich immer mehr in den Strudel des Weltlebens. Boten ſchon die diplomatiſchen Kreiſe Verführungen genug, denen ſein leicht erregbares Naturell ſich ohne Zögern und

mit voller Lust an dem Reiz der Siege und des Besiegtwerdens in die Arme warf, so führte die immer inniger werdende Verbindung mit der sogenannten Kriegspartei in Berlin ihn vollständig einem nie endenden, von heller Lebensluft, jugendlichem Feuer und romantischem Sinn getragenen Genußleben zu.

Dem glänzendsten Sammelplatz dieser leidenschaftlichen, den schäumenden Lebensbecher genießenden jungen Leute stand Prinz Louis Ferdinand vor, eine ritterliche Gestalt, ein leidenschaftlicher, von flammendem Edelmuth getragener Charakter, der Held der Schlacht und der Frauen, eine geniale Natur, die in übervoller Lebenskraft im Arm der Liebe und der Verführung sich austobte. Sein Salon war der Vereinigungspunkt der militairischen Noblesse, der Schöngeister und Gelehrten, der edelsten, in Liebesleben sich auflösenden Frauen. Allen war Prinz Ferdinad eine imponirende Gestalt; er war das Ideal der Offiziere, ein echter preußischer Prinz, der im reichsten Genußleben einen glühenden Patriotismus und alle ritterliche Kraft bewahrte, der Freund alles Schönen und Poetischen, ein Künstler, ein Schwärmer, ein Abgott der Damen, deren Herzen er nur allzuleicht eroberte. Mit ihm war Gentz auf dem vertrautesten Fuß; ganze Tage lang blieben Beide beisammen, speisten im kleinen Kreise auserwählter Freunde

und zürnten sich nicht, wenn der Gegenstand ihrer Leidenschaften einer und derselbe war. Die waltende Fee dieses Kreises war Pauline Wiesel, die Geliebte des Prinzen, der sie einer leidvollen Ehe mit einem Berliner Pendant zu Rameau's cynischem Neffen entführt hatte, die Freundin von Gentz, die ihm ihr volles Vertrauen schenkte und ihre Stütze in ihm fand, als die Nemesis Preußens zuerst den königlichen Helden bei Saalfeld zum Opfer begehrte. Andere Personen, von nicht minder großen Vorzügen, aber auch nicht geringeren Neigungen zum Genußleben, illustrirten diesen Salon. General Tauenzien fand sich dort ein, der Fürst Anton Radziwill, der Herzog von Braunschweig-Oels; Allen trat Gentz mehr oder minder nahe; reiche Einblicke in die Gesellschaft und ihre Reize wurden ihm dadurch gestattet und neue Kreise erschlossen sich damit. Er erwarb sich die Freundschaft des Prinzen August; die Prinzessin Louise zog ihn in ihre Salon; der Major Gualtieri, Flügeladjutant des Königs und eine der originellsten, selbstsüchtigsten, aber wegen ihrer Laune und Offenheit beliebtesten Persönlichkeiten der Berliner Salons, stellte ihn der Königin Louise vor, aus deren Munde er ermunternde und schmeichelhafte Worte vernahm.[38] Ein ähnlicher Charakter war der

[38] S. Varnhagen vermischte Schriften II. 12. Ebenso dessen Gallerie von Bildnissen. Ferner den interessanten Aufsatz

Major von Schack, der stete Genosse von Gentz und der beeiferte Lobredner seiner geselligen Vorzüge, ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieser doppelten Bezeichnung in sich vereinend. „Gelernt hat er Nichts, charakterisirte ihn einmal der schon mehrfach genannte Freund Gentzens, Gustav von Brinckmann, er spricht nicht einmal richtig deutsch; aber dafür hat er die reichste Dosis Mutterwitz."

Der Wirbel eines solchen Lebens brachte genug Zerstreuungen und Genüsse; Gentz gab sich diesen in vollem Maße hin. Er trat den Höchsten und Mächtigen mit seiner bürgerlichen Geburt nicht demüthig vor Augen und ließ sich am allerwenigsten als ein unterthäniger Sachwalter behandeln, den man mit Geld oder gnädigen Worten abfindet. Er trat ihnen im Bewußtsein seiner großen Geistesgaben an die Seite, um zugleich an ihren Vortheilen, Genüssen, und Begünstigungen Theil zu haben. Sein persönliches Benehmen mit aller seiner Liebenswürdigkeit und einschmeichelnden Grazie war dabei dreist. Er schonte Niemanden mit seiner Kritik und stieß bei mancher gefährlichen Eitelkeit an.

„Rahel Levin und ihre Gesellschaft 1801", Grenzboten 1844. Nr. 23. S. 719 f.

Nichts empörte ihn mehr, als wenn ungebildeter Stolz ihn demüthigend wollte auf den Unterschied der Rangverhältnisse aufmerksam machen. Einem Minister, der ihn ungebührlich lange hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel, der Gatte Paulinen's, ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache nehmen!“ Doch als der Freund auflachte und dies neue „jus gentium“ höchst lustig fand, lachte Gentz selber über seinen kindischen Grimm.[39]

Neben den rauschenden Vergnügen der Welt, die mit ihrem ewigen Anreiz doch zuletzt eine erschlaffende Wirkung nicht auslassen, hatte Gentz einen Kreis intimer Freunde, durch deren sprudelnden Geist und glückliche Gaben er sich ewig die Frische seines Geistes bewahrte. Die interessanteste und innigste Freundschaft war darunter die zwischen ihm und Adam Heinrich Müller, mit dem ein immerwährendes Zusammenhalten und Ineinanderleben, ein bedeutsamer und

[39] S. Varnhagen, vermischte Schriften. II. 11.

reicher Briefwechsel unter allen Verhältnissen bis zum Tode des Letzteren unterhalten wurde.

Adam Müller war damals etwas über zwanzig Jahre und eben von der Universität Göttingen nach seiner Vaterstadt Berlin zurückgekehrt. An ihm sollte sich ein Beispiel zeigen, welche entscheidenden Einwirkungen die romantische Schule, die deren fast in allen Richtungen des Lebens suchte, auf die Staatswissenschaft und Politik hatte, wie sie sich gegen den Volkssinn der wissenschaftlichen Geister auflehnte und Staatskunst mit Schöngeistigkeit, Politik mit religiöser Mystik zu vereinigen trachtete. Müller war ein Mann von glühendster Phantasie, beredt, immer spekulirend und gesonnen, aus allen Dingen den geistigen Extrakt zu ziehen. Die glänzende Rhetorik von Gentz, das romantische Element, welches sich trotz aller praktischen Anschauung bei diesem geltend machte, die ungemeine Deutlichkeit der Natur desselben, machten auf Müller den entschiedensten Eindruck und erweckten eine Begeisterung für den Publizisten, die sich wiederum aus der Hilflosigkeit Müller's hinsichtlich des Gebrauchs seiner großen, eine die andere überwuchernden Geistesgaben erklärte. Müller lernte Gentz kennen, als dieser aus inneren Kämpfen sich eben emporgearbeitet hatte, um einem bestimmten Ziele zuzuschreiten, alle seine Geistes-

gaben darauf zu concentriren und die größte Kraft in einen Punkt zu legen. Für einen Charakter, wie der seinige, war diese gute Ordnung im Geiste etwas Erstaunenswerthes, und da er selbst in dem Chaos seiner großen Ideen, in dem Wirrwar seiner schönen Gedanken kein Arrangement zu treffen wußte, so glaubte er in der Nachahmung von Gentz dieses Fehlende zu ersetzen. Gentz seinerseits erwärmte sich nur zu gern an dem romantischen Feuer des jungen, mit Leidenschaft ihm ergebenen Mannes und anstatt es mit der Kälte praktischer Ansichten zu dämpfen, liebte er es, sich von dem Enthusiasmus begeistern zu lassen. Auch dies war ein Genuß, dem er nie entsagte; er folgte gern und mit Eifer dem Flug in alle Sphären, ohne doch durch solche Abstecher auf geistigem Gebiet sein Ziel außer Augen zu verlieren. Und wer ihn, wie Ganymed, selbst willenlos aus seinem Anschauungskreise in ihm ungekannte Sphären entführte, dem war er dankbar dafür, erkannte alle Schönheiten mit an, aber kehrte immer wieder, nur erfrischt, zu seinem heimischen Heerde zurück. Für ihn war Adam Müller ein unbezahlbarer, kostbarer Freund; er hatte ewig neue überraschende, blendende Ideen, ewig schmeichelnde Phantasien, Thorheiten, Mystik, Ueberspanntheit, — Alles was Gentz ungewohnt war oder abging. Und so kam es, daß er

ihm stets eine fast begeisterte Anhänglichkeit erwies, ihn für den genialsten Menschen hielt, aber doch, wenn er von dem mit ihm getheilten Rausch entnüchtert war, das Desarrangement seines Freundes erkannte, ihn belehrte, zurechtwies und jedem Widerstand der Phantasie eine niederschmetternde Wahrheit der Dinge entgegenstellte. In diesem Kampfe gefielen sich Beide und bewunderten ihre geistigen Ressourcen; aber Müller blieb doch immer nur der Schüler, der Nachahmer, der, um originell zu scheinen, sich auf die Lehre vom Gegensatz steifte und einen mystisch-religiösen Boden suchte. Dann that er wohl gegen Gentz, als wenn er selbständig sei und glaubte dies zu beweisen, wenn er ihm Lehren gebe; doch für Gentz ward dies Spiel damit nur interessanter und ging es gar einmal über das Spiel hinaus, so zeigte er seine Ueberlegenheit ohne Anstrengung. Sobald es das bloße Schwärmen galt, gehorchte er Müller, denn darin war er Meister; aber wenn dieser praktische Anwendungen von seinen Phantasien zu machen begehrte, bewies ihm Gentz, daß er doch nur immer noch Schüler sei. Müller wollte die Welt mit der Romantik erobern; da es mit der poetischen Welteroberung nicht ging, wie er gehofft, so fiel er in eine Weltverachtung und setzte endlich an die Stelle der Poesie die Religion, da das, was

er mit der Poesie bezweckte, an nichts so klar abgesehen werden konnte, als an der Religion. Er krönte die romantische Richtung, die mit Novalis und Wackenroder begann, der Lavater, Werner und besonders Friedrich Schlegel angehörte. [40]

Bei dem Genußleben, welches Gentz in den Jahren 1800 bis 1802 in Berlin führte, war die Erwerbung eines so idealischen, mit guten und tollen Ideen umherwerfenden Freundes, wie Adam Müller, einer der kostbarsten Anreize. War er matt des Leichtsinns, erfrischte er sich bei ihm an dem sprudelnden Quell noch urreiner Idealität; war er der Arbeiten müde, regten die Plauderstunden mit dem ihn verehrenden Müller hundert neue Gedanken in ihm an. Gentz, überdies schon nahe den vierziger Jahren, war nicht mehr ganz frei von einer gewissen Steifigkeit und Blasirtheit und in Müller sah er zu seinem Entzücken Alles vereinigt und jene ewig erweckende Kraft, die im Stande war, ihm eine immerwährende Jugend anzu-

[40] Vergleiche Adam Müller's Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur. (1807).

Ebenso den Artikel von Oppermann im „Deutschen Museum" 1857. Nr. 43 S. 610 und von H. Marggraff in den Blättern für literar. Unterh. 1857. Nr. 51 Seite 926. 930 ff.

wehen. Außerdem bedurfte seine Natur des Anschmiegens an Andere; er war zu weich, zu schwach, wenn man allzu große Empfänglichkeit des Gemüths so nennen kann; er mußte immer Stützen haben, selbst wenn diese Stützen nur seine Einbildung beruhigten. „Sie allein sind," schrieb er Müller einmal, „bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe, den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen; und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter emporhebt, wenn ich nicht sinken soll." [41]

Bildete in der ersten Zeit für Gentz das Leben in der Familie, mit seiner Gattin, seinen Eltern, Schwestern und Schwiegereltern noch einen Reiz, dem er sich gerne hingab, so entfremdete er sich diesem stillen Genuße doch mehr und mehr, je eifriger er den Spieltisch und die Orgien der haute volée besuchte. Einmal dieser Leidenschaft preisgegeben, war ein Eindämmen derselben bei ihm nicht mehr möglich. Der häusliche Zwist, der durch dieses ausschweifende Leben entstehen mußte, machte ihn überdies noch unglücklich; aber anstatt ihm die Ursache zu nehmen und

[41] S. Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, Cotta. 1857. S. 12.

den allzu ausgedehnten Leichtsinnigkeiten ein Ziel zu setzen, suchte er nach Art aller schwachen Naturen, seine Scrupel und seine Verdrießlichkeit über sich selbst durch immer erhöhte Genüsse, immer zügellosere Verschwendungen zu betäuben. Das Spiel wurde eine Leidenschaft bei ihm, der er blindlings Alles opferte, den häuslichen Frieden, sein Geld, selbst die diplomatischen Verbindungen. Er vernachlässigte Alles und suchte durch die unglaublichsten Verschwendungen die Gewissensbisse seines besseren Selbst zu beschwichtigen. Er gab an die Geliebten, die er besaß, mit königlicher Freigebigkeit Geschenke und vergeudete mit einer ihm selbst unbegreiflichen Leichtigkeit.[42] Alle seine Honorare, sein Gehalt, seine englischen Zuschüsse reichten nicht hin, der immer wachsenden Geldverlegenheit und der Contrahirung neuer Schulden ein Ziel zu setzen. Er versetzte Manuscripte und verlor die Summe, die er am Morgen erhalten, am Abende am Spieltisch. Wie Mirabeau durchraste er alle Orgien und ertränkte doch Nichts von der Hoheit seines Geistes darin. Er stürzte aus den Salons der Spieltische ohne Pfennig in die Villa seines Freundes Humboldt, schwelgte mit ihm dann Tagelang auf seinem Landsitze Tegel bei

[42] Varnhagen, Vermischte Schriften II. 13.

Berlin in ästhetischen Genüssen, die der schwedische Geschäftsträger Brinckmann theilte; dann, gesättigt im Geiste, kehrte er wieder heim in seine Häuslichkeit, vernahm gerechte Vorwürfe und antwortete darauf, indem er am Abende neue Bälle und Spielpartien aufsuchte.

Mitten in diesen Rasereien reiste er mit seinem Bruder Heinrich nach Weimar, um durch eine Veränderung der Gesellschaft möglicher Weise einen Umschlag seines von ihm selbst angeklagten Lebens zu bewirken. Der Herzog, Göthe und Schiller bildeten Anfangs die Hauptgegenstände seiner Aufmerksamkeit, bis der Zufall ihn mit Amalie Imhoff, der edlen, liebenswürdigen Dichterin der Schwestern von Lesbos zusammenführte. Beim Anblick dieser schönen Gestalt, beim Erkennen dieses feurigen dichterischen Gemüths erwachte die ganze Leidenschaftlichkeit seines Naturells, und wie einst Elisabeth so ward nun Amalie die Königin seines Herzens. Beide waren in der Beziehung gleiche Charaktere, daß sie mit der romantischen Poesie die Prosa des Lebens zu schmücken liebten und einer idealen Steigerung des Lebens hold waren, die damals jene auffallenden Erscheinungen leidenschaftlicher Liebesverhältnisse, unglücklicher oder gebrochener Ehen und zügelloſen Wesens mit herbeiführen half. Nach vier-

zehn Tagen höchsten Genusses bei der Geliebten, reiste Gentz wieder nach Berlin zurück. Der Einfluß der Dichterin hatte die besten Vorsätze in ihm wach gerufen, wieder ein geregeltes und mit seiner Gattin ein friedliches Leben zu führen. Nichts wollte er sich gönnen, als in der Liebe für Amalie zu schwärmen, wiewohl er sich in nüchternen Augenblicken fragte: Wozu, wohin soll das führen? Die traurige Antwort, die er sich hierauf geben mußte, machte sofort alle guten Vorsätze zu Schanden; mehr wie je suchte er Betäubung der ihn quälenden Gefühle; von Neuem begann das Leben bei Spiel und nächtlichen Gelagen und ruhte er ja einige Augenblicke davon aus, so geschah es, um sechs bis acht Bogen lange Briefe voll glühendster Leidenschaftlichkeit an Amalie zu schreiben.

Obwohl diese Liebe sich in einer steten Verehrung bis ans Ende seines Lebens erhielt, so war Gentz doch kein Charakter, dem eine so platonische Neigung auf die Dauer genügt hätte. Die Bekanntschaft mit einer der reizendsten Schauspielerinnen, Christel Eigensatz, verdrängte durch ihre positiven Genüsse den Reiz jener mehr quälenden, und in Sehnsucht lebenden Liebe. Ihr widmete er den ganzen Rest seines Aufenthaltes in Berlin und gerade, daß es galt, einen Nebenbuhler auszustechen, erhöhte die tolle Leidenschaft für Christel.

Mit ihr begann nun eine neue Reihe von Orgien und Debauchen; er machte, um ihr Geschenke geben zu können, von Neuem Schulden, die mehr und mehr zu einer drückenden Last anwuchsen und drohende, für Gentz sehr fatale Forderungen ungeduldiger Gläubiger hervorriefen; außerdem war er nicht gesonnen, andere Geliebten, wie z. B. Marianne Eybenberg, die ehemalige, heimlich angetraute Gattin des Fürsten Reuß, zu vernachläßigen. So kam Gentz immer tiefer in einen Strudel, aus dem die Rettung immer schwieriger, der Untergang in ihm aber immer gewisser wurde. Alle Vorstellungen waren vergeblich; er fühlte selbst, daß dieses Leben endlich gemäßigt werden müsse, aber die tolle Passion für Christel erdrückte alle aufkommenden Scrupel durch die damit verbundenen Spielparthien, Soupers und Soiréen. Nur ihretwegen noch besuchte er jetzt die Salons, die ihn sonst durch andere und geistigere Genüße gefesselt hatten.

Unter diesen Salons müssen wir noch dessen von Rahel Levin gedenken, in den Gentz im Anfange des Jahres 1802 in Folge seiner Liaison mit Christel eingeführt wurde. Die geistige Genossenschaft, die er hier fand; die Dame des Hauses selbst, die hier ihren Hof hielt, konnten von ihm, trotz der Leidenschaft für die Eigensatz, doch nicht übersehen werden und wurden

für ihn eine Quelle neuer und bedeutender Verbindungen. Rahel selbst mit ihrem reichen Wissen, ihrem Geist, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem ganzen von Poesie und Edelsinn getragenen Wesen mußte für Gentz, dem das feinste Erkennen darin zustand, eine außergewöhnliche Erscheinung sein, wie sich auch durch den Briefwechsel, den er mit ihr bis zum Tode unterhielt, hinlänglich erweist. Sie war eine Dame, bei der man nicht durch Leidenschaftlichkeit Gefallen hervorrief, sondern die nur durch Geist und Witz sich zur Anerkennung bereit fand. In ihr sah Gentz ein neues, ganz verschiedenes Frauenthum repräsentirt, das er sehr richtig einmal in einem Briefe an sie charakterisirte: „Sie sind der erste der Männer..“ Eine so universelle Bildung, so wenig von den Schwächen und Launen eines Frauencharakters beschnitten, bildete für Gentz nicht damals allein, sondern Zeitlebens einen stets neuen Reiz zum Austausch der Gedanken, bei dem es vornehmlich galt, sich über die ersten Fragen des Verstandes und Herzens zu verständigen, sich geistige Gefälligkeiten zu erweisen und die Achtung des Einen vor dem Geist des Anderen zu erhöhen. So verstanden denn auch Wenige Gentz so richtig, wie Rahel, die noch den Tod des Freundes kurz vor ihrem eigenem Ableben innigst beklagte. Gentzens reizbarer Em-

pfänglichkeit für großartige Eindrücke ward von Rahel in außerordentlichster Weise Genüge gethan, und dies mag mit eine Haupturſache ihrer langen und immer herzlichen Verbindung geweſen ſein. Außerdem war Anhänglichkeit für einmal erworbene Freunde bei Beiden ein gemeinſamer Zug des Charakters, und wie wenig auch oft Rahel mit der öffentlichen Thätigkeit von Gentz in ſpäterer Zeit harmonirte, ſie verkannte doch nie das Gute und Große in ihm, er nie die große Seele Rahel's, die mit vollem Vertrauen entgegenkam, um volles Vertrauen zu erwarten.[43] —

Wie anregend indeſſen auch Rahel und ihr Salon auf Gentz wirkten, ſo fühlte er nach den Stunden geiſtigen Genuſſes, die er dort verbrachte, nur lebhafter die Sehnſucht nach den ſinnlichen Anregungen bei Chriſtel, bei Spiel und Feſtgelagen. Sein ganzes Leben war ſichtlich unterminirt; die einlaufenden Gelder, die großen Summen aus England ſchmolzen bei der Deckung der allerunbequemſten Schulden in Nichts zuſammen und doch ſtellte das erhöhte Genuß-

[43] Vergleiche Varnhagen Rahel, ein Andenken für ihre Freunde; auch in deſſen Denkwürdigkeiten. II. S. 1 ff. — Schleſier I. 96 f. — Schmidt-Weißenfels Rahel und ihre Zeit. S. 5 ff. — Rahel und ihre Geſellſchaft 1801, in den Grenzboten a. a. O.

leben immer neue Forderungen, bedingte immer neue Anlehen. Die Zerwürfnisse mit der Gattin hatten sich außerdem bis zu dem Punkte gesteigert, daß man gegenseitig eine Scheidung für das Beste hielt. Diese Leichtfertigkeit von einer Seite wie auf der anderen, die Ehe aufzuheben, sobald sie anfing eine lästige Fessel zu werden, war damals nichts Auffallendes und gehört zu den charakteristischen Zeichen jener Zeit. Vielleicht würde der Bruch, der im Innern beider Familien der Gatten viel Gram bereitete, noch geheilt worden sein, wenn Gentz sein tolles Leben eingestellt hätte. Aber gerade das Gegentheil fand statt; die Passion für Christel mit dem Gefolge von Dissipationen bildete den Ableiter für all den Verdruß, der Gentz durch seine zerstörten Familien- und Geldverhältnisse wurde. Unter solchen Umständen war eine Scheidung denn unausweichlich, da der Eine sich in seiner Freiheit behindert glaubte, der Andere gerechtermaßen sich beleidigt fühlen und für die Zukunft fürchten mußte.

So kam denn Alles zusammen, um Gentz den Aufenthalt in Berlin, trotz allem Genußleben, verhaßt zu machen. Für eine Natur, wie die seinige, mußten die Zerwürfnisse in der Familie, das Bewußtsein der Schuld und die Ueberlast der Schulden, die ihn stets einer von ihm gefürchteten leidenschaftlichen Mahnung

oder wohl selbst roher Ansprache aussetzten, Gründe genug sein, ein anderes Terrain, einen neuen Aufenthalt zu wählen. Dazu kam noch die sparsame Verwaltung in Preußen, die keine günstigen Förderungen versprach, die größer gewordene Spannung mit seinen Vorgesetzten, endlich die politische Richtung, die Preußen verfolgte und die so sehr seinen Sympathien widersprach. Schon dieser letztere Umstand wies ihn der mehr mit England harmonirenden Politik Oesterreichs zu.

Graf Stadion, der österreichische Gesandte, zögerte nicht, Gentz in dieser Verlegenheit eine kräftige Unterstützung in Wien zuzusichern. Er wußte sehr wohl, wen er seinem Staate empfahl und wie sehr Oesterreich einem solchen Talente die Mittel zur vollsten Entfaltung zu geben vermochte. Mit einer solchen, von der besten Seite gegebenen Aussicht, in Wien unter allen Umständen eine Verbesserung seiner Stellung zu finden, beschloß Gentz in der Mitte des Jahres 1802 die Reise nach der Kaiserstadt zu unternehmen. Um jedoch nicht unvorsichtiger Weise alle Brücken hinter sich abzubrechen, erbat er sich von seinem Chef, dem Minister von Voß, einen Urlaub nach Teplitz. Die fast stete Dispensation von den Amtsgeschäften, die Gentz schon seit dem Jahre 1799 mit der Herausgabe des

hiſtoriſchen Journals geſtattet wurde, noch mehr aber die Abneigung, welche Graf Voß gegen ſeinen allzu ſelbſtändig handelnden Kriegsrath hegte, beſtimmten ihn, das neue Geſuch deſſelben abſchlägig zu beſcheiden. Gentz gab damit aber keineswegs die Hoffnung auf; er wandte ſich an den König durch Lombard und dieſer brachte ihm endlich die Bewilligung des Urlaubs, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nach ſeinem Ablauf fernere Dispenſation von den Dienſtgeſchäften nicht mehr geſtattet werden könne, eine Klauſel, die der Graf Voß in unwirſchem Tone dem ſich bei ihm verabſchiedenden Kriegsrath einſchärfte, der ſich ſeinerſeits nicht mit den devoteſten Ausdrücken ſeinem Chef empfahl.

Noch ein bitterer Auftritt erwartete ihn in der Familie. War auch ſeine Frau ohne Zögern bereit, ſich gerichtlich von ihrem Manne zu trennen und ſetzte dem ihre Familie keine Hinderniſſe entgegen, ſo war doch der brave Vater von Gentz zu unzufrieden mit den Handlungen ſeines Sohnes, als daß er ihm, wo er ſich nun ſogar aus Berlin entfernen wollte, nicht die ernſteſten Vorſtellungen gemacht hätte. Gerade daß der Sohn beabſichtigte, den preußiſchen Staatsdienſt für den öſterreichiſchen aufzugeben, erregte den Unmuth des Vaters. Ein heftiger Auftritt zwi-

schen Beiden war die Folge und Gentz, der fest auf seinem Willen bestand, schied von einem grollenden, von Zorn übermannten Vater, um bei Christel Trost und Vergessen dieser ergreifenden Scene zu suchen. Indessen söhnte er sich bald mit dem Vater und seinen Geschwistern wieder aus; ja der Vater gab ihm sogar noch Geld zur Reise, und so schied der Sohn beruhigt aus dem väterlichen Hause, um nie wieder dahin zurückzukehren. Nachdem er auch seiner, in Schöneberg lebenden Frau ein ewiges Lebewohl gesagt und den letzten Abend mit Christel und Müller bei hellem Gläserklang und Spiel gefeiert hatte, reiste er am 20. Juni in Begleitung Adam Müller's nach Dresden ab.

In Dresden fanden sich leicht Anknüpfungen mit den dortigen Diplomaten, mit Lord Elliot und Graf Metternich, welcher letztere die Reisekasse von Gentz reichlicher, als sie war, versorgte. Eine Menge anderer Bekanntschaften ergaben sich aus diesen, bald zu freundschaftlichen Vertrautheiten angewachsenen Verbindungen und der Aufenthalt Gentzens füllte sich durch splendide Diners, Soupers, Spiel- und Landpartien aufs Erwünschteste aus.

Endlich jedoch war es Zeit, den kleinen Rest des Urlaubs für den eigentlichen Zweck zu benützen

und sich von dem Genußleben in Dresden zu trennen. Am 15. Juli reiste Gentz denn auch wirklich nach Wien ab, vertrieb sich die langweilige Postreise damit, daß er mit dem Grafen Frohberg Piquet spielte, und kam am 27. Juli in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie an. [44]

[44] Vergl. hierüber Gentzens Tagebuch 1800—1802 a. a. O.

Fünfter Abschnitt.

Der Eintritt in den österreichischen Staatsdienst.

1802—1805.

Gentz in Wien. — Seine Anstellung. — Abreise nach Dresden. — Das Entlassungsgesuch an den König. — Reise nach Weimar. — Antwort des Königs. — Reise nach London. — Aufnahme in England. — Rückkehr nach Wien. — Seine Stellung. — Seine Correspondenz. — Gentzens Agitationen gegen Napoleon. — Johannes Müller. — Der Mord Enghien's und der Reichstag. — Gentz erhält den Nordstern-Orden. — Correspondenz mit Ludwig XVIII. — Das Ministerium Cobentzl. — Oesterreich als Erbkaiserthum. — Gentz sucht die Vereinigung Oesterreichs und Preußens zu bewirken. — Memoire an den Erzherzog Johann. — Gentz und Johannes Müller. — Die Coalition von 1805. — Oesterreichische Kabinetsrevolution. — Gentzens Urtheile. — Briefe an Johannes Müller. — Pitt an Gentz. — Gentz an Gustav von Schweden. — Nowosiltzoff's Sendung. — Der Charakter des österreichischen Cabinets. — Kriegsrüstungen. — Gentzens Irrthum. — Sein Mißmuth, daß Preußen nicht gewonnen werde. — Ausbruch des Krieges.

Die Empfehlungen Stadion's bewirkten, daß sich die beiden Minister Colloredo und Cobentzl der Gentzischen Sache mit mehr als geschäftlichem Eifer annahmen und durch die beiden Günstlinge des Kaisers Franz, Landriani und Fasbender, die Anstellung desselben betreiben ließen. Letzterer besonders, ein Gentz sehr schnell befreundeter Mann, gab ihm die Mittel

und Wege an die Hand, möglichst schnell und sicher zum Ziele zu gelangen. Er stellte ihn dem damals noch mächtigen Erzherzog Karl vor und bewog ihn nach allen Vorarbeiten zur Abfassung eines Memoires, auf das die entscheidende Antwort erfolgen mußte.

Die Tage, während welcher das Memoire bei dem Kaiser lag, verlebte Gentz theils in Gesellschaft des von ihm bewunderten Johannes Müller, theils im Umgange mit so routinirten Lebemännern, wie Graf Cobentzl und Collenbach waren. Die Tage in Wien waren eine glänzende Fortsetzung derer von Berlin und Dresden. Endlich jedoch ward Gentz zum Kaiser beschieden, der bekanntlich nicht eben große Sympathien für schriftstellerische Geister besaß und auch wenig Lust bezeigte, einen Mann in Dienst zu nehmen, der nicht mehr als sein publizistisches Talent in die Wagschale legen konnte. [45] Die Gentz günstige Umgebung hob jedoch mit Eifer die Wichtigkeit eines solchen Talents für die politische Beeinflußung hervor, so daß schon einige Tage nach der wenig verheißenden Audienz beim Kaiser, Gentz zu Cobentzl beschieden ward, der dem sichtlich Erstaunten eröffnete, daß der Monarch ihn

[45] Das Folgende ist theils aus dem Tagebuch, theils aus Schlesier V. S. 14 ff. geschöpft.

mit 4000 Gulden Gehalt als Rath in seine Dienste nehme. Am 11. September erfolgte das offizielle Patent. „Seiner kaiserlichen Majestät, hieß es darin, wird es angenehm sein, einen Schriftsteller, wie Euer Wohlgeboren, dessen seltene Einsichten und Geschicklichkeit von dem rühmlichen Eifer für die Erhaltung der Regierungen, Sitten und Ordnung begleitet werden, in Ihren Staaten auf den Fall zu behalten, daß Sie die Entlassung von Ihrer dermaligen Dienstleistung überkommen.“ In einem Begleitschreiben des Baron von Collenbach sagte dieser, daß die letztere Bedingung lediglich als eine Form zu betrachten sei „et que la résolution de S. M. à votre égard n'en est pas moins sûr et positive.“ Die erbetene Erlaubniß, zur Abwickelung seines preußischen Dienstverhältnisses noch einmal nach Berlin zurückkehren zu können, ward gern gewährt, und Gentz verließ darauf in der Mitte des Monats September Wien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Prag und dann in Teplitz, „blos um mit Chotek's und Clary's und Rottenhan's und anderen vornehmen Leuten Schnickschnack zu treiben,“ kam Gentz am 22. September in Dresden an. Hier erst faßte er den Entschluß, die aus vielfachen Gründen peinliche Rückkehr nach Berlin aufzugeben, und schriftlich um seinen Abschied nachzusuchen. Am 26.

September verfaßte er dieſes in vielfacher Hinſicht bemerkenswerthe Entlaſſungsgeſuch an den König, das mit einer Offenheit zu dem Monarchen ſprach, die lebhaft an das Sendſchreiben von 1797 erinnert. „Die beſchränkte Sphäre von Dienſtgeſchäften, die man mir angewieſen hatte," ſchrieb er, „und die weder meinem Beſtreben nach Thätigkeit, noch den Gegenſtänden und Richtungen meiner Studien, noch ſelbſt — ich darf es wohl ſagen — den Anſprüchen, zu welchen mein Eifer für das Gute und meine Fähigkeiten mich berechtigten, angemeſſen war; die Disharmonie, die ſchon dieſer einzige Umſtand, verbunden mit der Ueberzeugung, daß ich nie eine günſtigere Dienſtlaufbahn zu erwarten hatte, in meiner ganzen bürgerlichen Exiſtenz unterhielt; der Vorzug, den ich eben deshalb meinem Verhältniſſe als Schriftſteller, woraus ich nichts als Ruhm, Vortheil und Annehmlichkeiten aller Art ſchöpfte, nothwendig einräumen mußte; endlich ſelbſt meine häuslichen Umſtände — Alles forderte mich auf, einem Antrage Gehör zu geben, den meine Vernunft von allen Seiten billigt, ſo ſehr ſich auch von mehr als einer, meine Wünſche und Neigungen dagegen auflehnen mögen."

In der Abſicht, die Antwort ſeines Geſuches zu erwarten, blieb Gentz in Dresden und feierte ſeine

verbeſſerte Lage durch neue Spielpartien und Feſtivitäten, zu denen Graf Metternich und Lord Elliot mit ihren Freunden die mannichfachſte Gelegenheit boten. Er trat hier auch in ein ſehr inniges Verhältniß mit dem ruſſiſchen Grafen Panin, einem der glühendſten Feinde des Buonapartismus, ſowie mit dem bekannten ſchwediſchen General von Armfeldt, ſpäteren Geſandten in Wien. Muth, Leichtſinn, Geiſt und Genialität ſtritten gleichzeitig um dieſen Liebling der damaligen Geſellſchaft, der in vielfacher Beziehung auffallende Charakterähnlichkeiten mit Gentz beſaß; Ganz zufällig machte Lord Elliot einmal Gentz den Vorſchlag, mit ihm eine Reiſe nach England zu unternehmen. Der Vorſchlag hatte ſo viel Verlockendes, England war ſo ſehr das Ideal von Gentz; eine ehrenvolle ihm ſchmeichelnde Aufnahme daſelbſt ſo ſicher, daß er mit Begeiſterung das Anerbieten Elliot's annahm und, mit Wechſeln auf London vom Grafen Metternich und General Armfeldt verſehen, einen Abſtecher nach Weimar machte, um ſich dort mit dem engliſchen Geſandten ſpäter zur gemeinſchaftlichen Reiſe zu vereinigen.

Am 3. Oktober kam Gentz in Weimar an und erneute ſeine Bekanntſchaften mit den beiden Dichterheroen, mit der noch immer leidenſchaftlich geliebten Amalie Imhoff und dem Herzoge Karl Auguſt. Hier

traf ihn auch die vom 4. Oktober datirte Cabinetsordre des Königs an den Staatsminister von Voß, welche sein Entlassungsgesuch gewährte und die kühle Höflichkeit enthielt, „daß Seine Majestät in Absicht der Schätzung seiner schriftstellerischen Verdienste dem allgemeinen Beifall beitreten, den er sich dadurch so rühmlich erworben habe.“ Nachdem er sich, um seine Reisekosten bis England bestreiten zu können, noch 40 Louisdors von dem Herzoge hatte vorstrecken lassen, reiste er, von Lord Elliot abgeholt, mit diesem nach Frankfurt a. M. ab. Ein Brief Stadion's erreichte ihn hier. Der besorgte Freund warnte ihn, sich nicht allzu lange dem österreichischen Dienste, ehe er ihn noch angetreten habe, zu entziehen, ja er fürchtete sogar, er möchte, bei seiner Anerkennung in England, dort ein neues Verhältniß abschließen, und den eben erworbenen Platz im österreichischen Staatsdienste aufgeben. Gentz beruhigte ihn jedoch durch ein Schreiben darüber; verkaufte dann seinen Wagen und ging mit seinem Begleiter, der ihn durch Empfehlung englischer Anstandsregeln weidlich quälte, über Coblentz, Brüssel, und Calais nach London.

So war er denn endlich in dem Lande, dessen Institutionen und Politik er bisher mit so viel Begeisterung gepriesen hatte. Die Eindrücke, die ihm

wurden, konnten nur dazu dienen, seine Sympathien zu erhöhen. Pitt war freilich nicht mehr Minister, sondern statt seiner, seit dem Frieden von Amiens, Lord Addington, der Vertreter der Friedenspartei; aber dieser Umstand verhinderte nicht, daß selbst die für den Moment das Ruder führende Partei Gentz als einen hochverdienten Publizisten mit ungemeinen Ehren empfing und es keineswegs an Ermunterung für fernere Arbeiten fehlen ließ. Selbstverständlich war die Aufnahme bei Pitt selbst noch herzlicher. Der berühmte Staatsmann vereinbarte sich mit Gentz über dessen, von Oesterreich aus gegen Buonaparte zu richtende Thätigkeit und gab deutlich zu erkennen, daß die Politik Lord Addington's nur ein Provisorium sei, der Frieden von Amiens Nichts in der Gesinnung gegen Frankreich und seine Uebergriffe geändert habe und es die Sicherheit von ganz Europa erheische, Oesterreich und Preußen, selbst Rußland ins Interesse der englischen Politik zu ziehen, um vereint gegen die immer drohendere Macht des französischen Consuls aufzutreten.

Die außerordentliche Freundlichkeit, mit der die ersten Geister Englands den deutschen Publizisten auszeichneten, führte diesen von selbst zu einer reichen, auch für die Dauer unterhaltenen Verbindung mit den

hervorragendsten politischen Männern jenes Landes. Lord Grenville war ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit und dem Geiste Gentzens; mit Makintosh, dem er einst als ein so ritterlicher, aber entschiedener Kämpe gegenüber getreten war, schloß er ein inniges, durch eine später bis nach Indien sich ausdehnende Correspondenz genährtes Freundschaftsverhältniß, um so mehr, da Makintosh jetzt ebenfalls zu den Bewunderern von Burke und Gentz gehörte. Sheridan, Erskine, Graf Spencer, Windham, Canning waren nicht minder glänzende Eroberungen; auch mit dem Herzog von Orleans, dem späteren König Louis Philipp, der sich damals in London aufhielt, trat Gentz hier in ein persönliches, später immer intimer werdendes Verhältniß. Von größtem Interesse war auch für ihn die Eröffnung des Parlaments am 16. November, die Reihe der stürmischen Sitzungen, die Debatten zwischen Pitt und Fox, die Feierlichkeit, mit der hier das Volk über das Wohl des Landes berieth. Aber wie großartig auch der Eindruck war, den er von diesen parlamentarischen Kämpfen mit hinfort nahm, durch ihn wuchs auch die Ueberzeugung, daß eine ähnliche Institution in Deutschland unter den obwaltenden Verhältnissen, bei seiner Zerrissenheit, dem Mangel politisch gebildeter Geister und von Ehernheit patriotischer Gesin-

nungen, nicht möglich sei. Diese Ueberzeugung, damals sichtlich gerechtfertigt, verlor Gentz niemals, wiewohl im Laufe der Zeit sich die Dinge doch anders gestalteten und es mehr und mehr ungerechter ward, dem Volke eine Mündigkeit absprechen zu wollen.

Im Januar 1803 kehrte Gentz von London zurück und trat, nach der Ankunft in Wien, förmlich in die Büreaux der Staatskanzlei ein. Ein bestimmtes Dienstverhältniß war jedoch nicht geboten, im Gegentheil nahm Gentz mit seinem offiziellen Charakter als kaiserlicher Rath eine ganz private, außerordentliche Stellung ein, die ihn wohl einer politischen Thätigkeit in höherem Styl, und wie man sie damals zum ersten Male einführte, zuwies, aber doch zu keinerlei, im Amtsreglement vorgesehenen Dienstarbeiten verpflichtete. Der Kaiser zahlte ihm den Gehalt wie eine Pension; er hatte freie Wahl für politische Thätigkeit und Schriftstellerei, da man dem Charakter derselben volles Vertrauen schenkte, und so kam es, daß Gentz damals schon und noch mehr in der Folge eine eigene Staatskanzlei bildete, die freilich unter dem Ministerium Cobentzl geradezu, bis zu einem gewissen Punkte, einen der Staatspolitik entgegenstehenden Charakter trug. Das Ministerium Cobentzl mit allen seinen seltsamen Bestandtheilen, mit Colloredo, dem alten, lenksamen Lehrer

des Kaisers, mit Collenbach, dem Günstling, mit dem Erzherzog Karl und seinem Anhang — alle diese verschiedenartigen Parteien um den Kaiser, gaben der inneren wie äußeren Politik einen so schwachen und uneinigen Charakter, daß Gentz, nach näherer Einsicht in die Dinge, für den von England gehegten Plan kaum noch eine Hoffnung hegte, den traurigen Zustand des Reiches tiefer als je empfand und an eine, mit jedem Tag nothwendiger werdende, entschiedene Bekämpfung Buonaparte's mit Hilfe Oesterreichs immer weniger glaubte. —

Die erste Zeit des Wiener Aufenthaltes, die an und für sich eine mehr beobachtende Haltung bedingte, gewann jedoch durch das Beisammensein mit Johannes Müller einen eigenthümlichen Reiz; erhöht wurde derselbe, als auch Adam Müller im März nach Wien kam und bis zum Mai dem neuen kaiserlichen Rath persönlich die Bedeutung seiner damals erschienenen Schrift vom Gegensatz erklärte. Daneben suchte Gentz sich mit allem Comfort zu umgeben, an dem er so leidenschaftlich hing; er schmückte seine Wohnung auf dem Kohlmarkt mit den schönsten Möbeln, hielt sich einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, und während er in Berlin „vom Tisch des Lebens ein gesättigter Gast," sich emporgehoben hatte, begann er

an der reicheren Tafel der Genüsse in der üppigen Kaiserstadt sich zu demselben Zwecke niederzusetzen.

Dieses Leben in der Literatur und im Genuße kürzte jedoch nicht die Thätigkeit für den großen Zweck, dem er sich gewidmet hatte. Eine reiche Correspondenz suchte dahin zu wirken, den Widerstand gegen Buonaparte zu organisiren, und je ferner gerade das österreichische Cabinet von der Theilnahme an einem solchen in activer Kundgebung war, um so kriegerischer waren doch die Gesandten an den verschiedenen deutschen Höfen gesonnen. Mit ihnen berieth Gentz über die politischen Maßregeln, schlug sie dann in Form von Abhandlungen dem Minister Cobentzl vor, und berichtete über die Gesinnungen desselben an Metternich in Berlin, an Stadion in Petersburg und an die englischen Staatsmänner. Die gewaltsame und wider alle Rücksichten auf Deutschland erfolgte Besetzung Hannovers durch französische Truppen im Juli 1803, war die faktische Aufhebung des ohnehin nicht gern geschlossenen Friedens von Amiens. England seinerseits blockirte die Weser und Elbe und begann den Krieg zur See. Aber alle Versuche, das deutsche Reich aus seiner schmachvollen Ohnmacht zu reißen, wie es die englischen und selbst deutsche Staatsmänner, wie Gentz, Stein und Andere versuchten, blieben erfolglos. Preußen

glaubte genug gethan zu haben, daß es Buonaparte bitten ließ, gefälligſt wieder umzukehren, und als er dies nicht that, fand es für beſſer, ihm ſeine Freundſchaft noch eifriger zu bezeigen denn bisher. Oeſterreich mit ſammt dem Regensburger Reichstage hielt es gar nicht für werth, ſich um ein deutſches Land wie Hannover zu bekümmern, und wie jämmerlich es mit der deutſchen Ehre beſtellt war, geht aus einer Reichstags-Correſpondenz hierüber hervor, die meinte: der ruſſiſche Hof würde wohl am beſten die hannöver'ſche Angelegenheit in Ordnung bringen.[46]

Unter ſo traurigen Umſtänden ward es Gentz nur allzu ſchwer, ſich einer erfriſchenden Hoffnung hinzugeben. Er war wohl entſchloſſen, wie er an Rahel ſchrieb, „ſich forthin nur für große Objekte in Bewegung zu ſetzen," aber er klagte auch einige Zeit ſpäter entmuthigt Johannes Müller, daß er ſeine ganze Thätigkeit verwünſche. Nichtsdeſtoweniger ergriff er mit Eifer jede Hoffnung, die ſich für eine beſſere Geſtaltung der deutſchen Angelegenheit hegen ließ. Als Johannes Müller am Ende des Jahres 1803 nach Weimar reiſte, drang Gentz darauf, daß ihn Cobentzl von dem Plane des Fürſtenbundes in Kenntniß ſetze,

[46] Vergl. Häuſſer. II. S. 488.

den damals Preußen in einer Anwandlung von Furcht vor Buonaparte durch den Herzog Karl August von Weimar zu vermitteln suchte — freilich, um diese Idee, als sie sich einer Möglichkeit der Verwirklichung zuneigte, aus Furcht vor dem Unwillen des Consuls wieder fallen zu lassen. Er gab an den Herzog selbst ein Memoire mit, worin er die Idee Preußens befürwortete, falls es den Bund im Verein mit Oesterreich errichte; er forderte Müller auf, nach Berlin zu gehen, um dort die Gesinnungen zu erforschen. Johannes Müller gelang es wirklich, den Herzog zu bestimmen, der nun Sachsen zuerst zu gewinnen suchte; aber was der Geschichtschreiber von Berlin aus berichtete, war nicht geeignet, Gentz zu der Annahme zu verleiten, es sei eine Verbindung Preußens und Oesterreichs und anderer deutscher Staaten gegen Frankreichs Anmaßung und Rußlands Protektion vorauszusehen. Johannes Müller hatte in der That auch nichts weiter erreicht, als daß er zum preußischen Historiographen ernannt wurde und bald darauf von Wien nach Berlin übersiedelte. Er war damals noch so echt deutsch, sein Haß gegen Buonaparte noch so glühend, daß Gentz seine Stellung am preußischen Hofe in Rücksicht des gemeinsamen Zweckes nur mit Freuden begrüßen konnte. In der That ist es merkwürdig, wie

zwei, zu jener Zeit einträchtig denkende Patrioten, ihren bisherigen Aufenthalt und Wirkungskreis förmlich auswechselten; der Eine, bisher in Berlin, sich nützlicher in Wien; der Andere, bisher in Wien, sich wichtiger in Berlin zu machen dachte.

Die Irrthümer, in denen sich England noch immer über die Dinge in Deutschland befand, gaben Gentz jetzt auch Veranlassung, die noch immer genährte Hoffnung auf eine Alliance mit Preußen und Oesterreich durch eine Abhandlung über die wahre Sachlage der Verhältnisse beider Staaten bedeutend herabzustimmen, und England zögerte daher nicht länger, besonders als Pitt im Mai 1804 wieder die Regierung übernommen hatte, durch einen engeren Anschluß an Rußland zu versuchen, was mit den deutschen Staaten unmöglich war, und gab sich dabei der Hoffnung hin, daß die stets wachsende Gewaltthätigkeit Buonaparte's endlich selbst den deutschen Geduldsfaden zerreißen werde. Aber auch hierin täuschte man sich; denn selbst die empörende Völkerrechtsverletzung, welche dem Morde des Herzogs von Enghien voranging, rief im deutschen Reiche nicht die geringste Lust hervor, von Buonaparte Genugthuung zu fordern. Als endlich Rußland, das schon mit Frankreich zerfallen war, und dann auch Schweden, sich zu Wahrern der preisge-

gebenen deutschen Ehre in dieser Sache aufwarfen, kam der Reichstag darüber in die größte Verlegenheit und hoffte durch ein tiefes Stillschweigen dergleichen kitzliche Fragen begraben zu sehen, ja stimmte fast der Note Talleyrand's bei, der sich nicht entblödete, bezüglich der Ettenheimer Frage „um Deutschlands Ruhe und Würde Willen" den Uebergang zur Tagesordnung zu fordern. Von dieser Seite her hoffte Gentz nichts mehr, er wandte sein Augenmerk bereits einer ganz anderen Gestaltung Deutschlands zu. —

Während er so dem Verfalle des Reiches ingrimmig zusehen mußte, erhöhte sich seine Thätigkeit nach jenen Seiten hin, von denen der Widerstand gegen das französische Diktaturregiment energisch betrieben wurde. Die Correspondenz mit dem König von Schweden, der Gentz zuerst durch die Erhebung zum Ritter des Nordstern-Ordens öffentlich ausgezeichnet hatte, ward lebhafter denn je; ebenso die mit dem in Mitau residirenden Ludwig XVIII., der viele seiner Pläne und Absichten Gentz mittheilte und von diesem ihre Kritik verlangte. Als Buonaparte sich zum Kaiser der Franzosen ernannt hatte, schrieb Gentz für den exilirten König eine Deklaration gegen den von Napoleon usurpirten Titel, die auch, besonders in englischen Blättern und später selbst im Peltier,

abgedruckt ward. Dagegen theilte er ihm auch unumwunden mit, daß, wie lebhaft er auch die Wiederherstellung des Bourboniſchen Thrones wünſche, unter jetzigen Umſtänden die Realiſirung eines ſolchen Wunſches doch unmöglich ſei und er, Ludwig XVIII., durch voreilige Agitation in ſolchem Sinne nicht Alles verderben möge. Der Hauptzweck ſei zu allererſt die Demüthigung Napoleon's.

Eine ſolche ſchien nach den letzten Ereigniſſen jedoch mehr denn je zweifelhaft. Napoleon's Uebermacht war unläugbar; die Küſten Frankreichs ſtarrten von Waffen, das Lager von Boulogne war im Angeſichte Englands errichtet und jeden Tag erwartete man die Nachricht, der fränkiſche Cäſar ſei mit ſeinen Heeren auf Albions Boden gelandet. Ganz Irland, dieſer wundeſte Fleck Großbrittaniens, befand ſich in Gährung; — Pitt war der Mann der Noth, auf den Alles blickte, alle Patrioten, alle Nationen, ſein eigenes Volk. War dieſes letzte Bollwerk europäiſcher Freiheit gefallen, ſo mußte in der That jede Hoffnung auf Rettung begraben werden. Oeſterreich, bisher der zäheſte Kämpfer gegen die franzöſiſche Anmaßung, war unter dem Miniſterium Cobentzl faſt in dieſelbe „Politik der Negation“ verfallen, der Preußen ſich thatenſcheu in die Arme geworfen. Zwiſchen Berlin und Wien war ein

trauriger Wetteifer, das neue Regiment in Frankreich anzuerkennen, und Cobentzl machte Napoleon das Compliment, daß sich die Monarchen Europa's nicht zu schämen brauchten, einen solchen Collegen zu erhalten. Nur wegen des Titels zögerte Oesterreich noch mit seiner Anerkennung. Man fühlte in Wien, daß die römisch-deutsche Kaiserkrone, wie sie das österreichische Haus seit Jahrhunderten getragen, neben dem in Frankreich neugeschaffenen Cäsarenthum vollends in Schatten treten würde. Ueberdies war die Oberhauptswürde des heiligen römischen Reiches vielleicht schon in den nächsten Jahren ein Name ohne Sinn geworden, und so erschien die Schöpfung eines österreichischen Erbkaiserthums der natürlichste Weg und das einzige Mittel, der Buonaparte'schen Erbmonarchie eine von gleichem Range entgegenzustellen. Darüber ward vom Mai bis August 1804 in Paris weitläufig unterhandelt; es galt für die Anerkennung des Buonaparte'schen Kaiserthums zugleich die Anerkennung der eigenen neu geschaffenen Würde im höchsten Range zu gewinnen. Nachdem dies erreicht war, erschien am 14. August die Alle überraschende Proklamation, welche Oesterreich und seine Staaten zu einem Erbkaiserthum erklärte. Nach allen diesen Vorgängen schien es in der That, als sei zwischen den beiden Staaten Alles in bester

Ordnung und als werde es der brittischen Politik nicht gelingen, zu der neuen kriegerischen Diversion gegen Frankreich, die sie auf dem Festlande durch Gentzens Mitwirkung vorbereitete, auch Oesterreich mit fortzureißen. Gleichwohl barg sich unter dieser Hülle freundlichen Verkehrs tiefe Abneigung gegen das Buonaparte'sche Wesen. Ein Mann wie Cobentzl, so echt hofmännisch und Edelmann der alten Schule, ward freilich von dem Glanze des neuen Cäsars nicht wenig gefesselt; aber aus der alten Schule der Staatsleute hatte er neben aller Leichtsinnigkeit auch List, Verschwiegenheit und einen glücklichen Intriguengeist geerbt. Es war damit freilich unter damaligen Umständen eine würdelose Politik gegeben; aber die Schlauheit des Cabinets wußte sich auch wieder so gut zu verbergen, daß sie selbst ein so nahestehender Mann wie Gentz nicht erkannte. Cobentzl, mit seiner Furcht vor den Grobheiten Buonaparte's und seinem Respekt vor der Macht Rußlands, unterhielt nach beiden Seiten hin ein Spiel, dessen Doppelsinnigkeit bei seinem schwachen Charakter allerdings nirgends Vertrauen erweckte, aber überall Anstoß erregte. Napoleon blickte auf Cobentzl's Koketterie mit Rußland in um so größerem Verdruß, als Oesterreich eine Reihe von militairischen Vorbereitungen traf, deren Zweck man in

Paris nicht recht einsah, und denen man wiederum von anderer Seite her keine Bedeutung zumessen wollte.

Gentz verfolgte inzwischen seinen Zweck, die Vereinigung Oesterreichs und Preußens, die dem Cabinet Cobentzl gar nicht nöthig erschien, anzustreben. Er erlangte in Berlin die Zustimmung der Königin und der ganzen, immer mächtiger werdenden Kriegspartei. Prinz Louis Ferdinand nahm den von seinem Freunde vorgeschlagenen Dualismus mit Begeisterung auf; aber der König war in dieser Sache ganz der Meinung des österreichischen Ministers Cobentzl: daß man nicht durch kühne Schritte folgenschwere Verantwortlichkeit auf sich zu ziehen trachte. Gentz legte darauf seine Ideen über diesen Dualismus dem jungen Erzherzog Johann vor, der, gleichwie Prinz Ferdinand in Preußen, so in Oesterreich die Hoffnung aller Patrioten war. Dieses denkwürdige Memoire von Gentz, vom 6. September 1804, wirft zuerst die Fragen auf, warum Deutschland nicht das Centrum der politischen Macht? warum die Nation so klein sei, da wir uns doch so groß als Einzelne bewährten? — „Die Ursache ist einfach und klar. Wir sind ein zerstückeltes Volk. .. Hätte Eine Religion, Ein Gesetz und Eine Regierung diese mächtige Völkerschaft verknüpft, ihr ein gemeinschaftliches Streben, eine gemeinschaftliche

Bildung, ein gemeinschaftliches Interesse verliehen, ihre Wünsche und Kräfte in einem Ziele vereint, — so ständen wir heute an der Spitze der civilisirten Welt.“ Als Ursache dieses Zwiespalts sieht Gentz dann die Reformation an und die durch vielfache Ursachen genährte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Nach den letzten Erfahrungen bleibe nur noch Eins übrig, nämlich eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen; dies sei Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Von dem Augenblicke an, da Oesterreich und Preußen auf einer Linie stehen, und sich nach einer Richtung bewegen, gebe es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr. Unter die Flügel dieses Bundes würden sich sogleich alle großen und kleinen Fürsten begeben, die Reichsgesetze würden wieder Ansehen, der Einfluß der auswärtigen Mächte Abnahme erhalten: diese vereinigten Kräfte von Deutschland, mit Energie und Einsicht benützt, seien auch heute noch beträchtlich genug, um gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Selbst Buonaparte würde in diesem Falle einen Krieg mit Deutschland schwerlich unternehmen. „Unter andern unschätzbaren Resultaten würde dieser große germanische Bund auch der gefahrvollsten und drohendsten aller politischen Combinationen — der Vereinigung zwischen

Frankreich und Rußland — ein immerwährendes Hinderniß bieten. Wir haben erfahren, wie theuer dieſe Combination, ſelbſt in der rohen und unvollkommenen Geſtalt, in welcher ſie zwei bis drei Jahre lang über unſeren Häuptern geſchwebt hat, Europa zu ſtehen gekommen iſt.“ Gerade gegen Rußland bedürfe man Schutz. „Es iſt klar, daß es nur der Vorſehung gefallen dürfte, einen ehrgeizigen, eroberungsſüchtigen Fürſten auf den ruſſiſchen Thron zu erheben, um ſchon unter den jetzigen Umſtänden die Unterjochung von Deutſchland, die Auflöſung aller noch beſtehenden Reiche und eine doppelte Univerſal-Monarchie zu vollbringen; und dies wird, wenn das jetzige Syſtem, oder vielmehr die jetzige troſtloſe Erſchlaffung noch einige Jahre fortdauern ſollte, über kurz oder lang Europa's unvermeidliches Schickſal ſein.“ [47]

Charakteriſtiſch iſt es, daß Gentz in dieſem Memoire entſchieden auffordert, alle Die, welche einem ſolchen Bündniß feind ſeien, als Feinde des Reichs zu behandeln. Genau derſelbe Paſſus findet ſich bekanntlich auch in dem Vertrag, den England und Rußland am 11. April 1805 ſchloſſen, ferner in den Stein'ſchen Memoires, in Scharnhorſt'ſchen Briefen und endlich

[47] S. Das Memoire bei Schleſier IV. S. 23—34.

in dem preußisch-russischen Manifest von 1813. Gentz selbst schreibt am 6. Juli 1805 an Johannes Müller, daß dieser von ihm proponirte Dualismus eigentlich „ein häßliches Despotenprojekt“ sei, aber die Verzweiflung gebe es ihm ein. „Denn das gestehen Sie mir doch, daß es besser ist, zweien ja selbst einem deutschen Despoten zu gehorchen, als gar von Franzosen und Russen, die sehr tief, tief unter uns stehen, gemißhandelt zu werden.“

Gentz machte diese Vorschläge selbst dem Könige von Preußen; er setzte, während Napoleon immer gebieterischer in Deutschland regierte, alle möglichen Hilfsmittel in Bewegung, eine Verbindung der beiden deutschen Großmächte zu bewirken: „Ich sehe, wie Sie, schrieb er an Müller, in der Aufhebung aller Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, in der möglichsten Annäherung dieser beiden Staaten, in einer endlich treuen Vereinigung derselben, eines der letzten noch übrigen Mittel zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit von Europa, und zur Abwendung einer Sündfluth von Uebeln, die mit jedem Tage furchtbarer ausbricht. Ich weiß sehr wohl, daß, so lange das jetzige österreichische Ministerium besteht, an eine solche Verbindung so wenig wie an irgend eine andere große und entscheidende Maßregel zu denken ist; aber die Zeiten können und

die Zeiten werden sich ändern; und deshalb scheint es mir weise, nothwendig und ächt patriotisch, daß Männer, wie wir, die diese und andere große Gegenstände, als wahre Deutsche, nicht als kleinliche Provinzialisten von diesseits oder jenseits der böhmischen Berge zu betrachten und zu behandeln gewohnt sind, bei Zeiten mit einander darüber zu Rathe gehen, was eigentlich gethan, und wie und wo, und von wem es am besten gethan werden muß. Unser Beruf zu solchen Untersuchungen und Berathschlagungen ist endlich klar und beurkundet genug .. In uns Beiden liegt Alles vereinigt, was dem großen Zwecke förderlich sein kann; Kenntniß der jetzigen Lage; vertraute Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten; wahrer Eifer für das Große und Gute, und für Deutschlands bleibenden Ruhm.. Es läßt sich nicht berechnen, was wir — zumal seitdem der Eine in Berlin, der Andere in Wien postirt ist, — durch treue Gemeinthätigkeit Gutes stiften können." —

Inzwischen bereitete sich, Gentz selbst unbewußt, die Coalition von 1805 vor. Oesterreich schloß im November 1804 mit Rußland einen, von Cobentzl mit wirklich anerkennenswerther Verschwiegenheit geheim gehaltenen Vertrag, der, anstatt in der Gentzischen Auffassung und Wirksamkeit Preußen zu bedenken, das

größte Mißtrauen gegen dieſen Staat an den Tag legte und Oeſterreich verpflichtete, ein Beobachtungskorps in Böhmen aufzuſtellen. Reichten ſich die Mächte ſo im Süden die Hand zum Bunde gegen Napoleon, ſo geſchah daſſelbe auch im Norden. England ſchloß im Dezember eine Alliance mit Schweden, der im Januar 1805 ein Vertrag Schwedens mit Rußland folgte, ſo daß zwiſchen den vier verſchiedenen Mächten vier Separatabkommen zu einem Stoß gegen die buonapartiſche Macht beſtanden. Preußen befand ſich faktiſch iſolirt und die Mittel, die Rußland gebrauchte, um es aus ſeiner Neutralität zu reißen, mußten eher das Verhältniß beider Staaten unfreundlicher, als inniger geſtalten.

In dieſer Zeit, wo die Diplomatie ihre Fäden ſchürzte und das gegenſeitige Mißtrauen der Verbündeten ſelbſt ſo groß war, daß einer von dem anderen nicht rechte Verläßlichkeit erwartete, lebte Gentz eifrig ſeinen Privatneigungen und der von ihm nie vernachläßigten Literatur. Im September 1804 hatte er eine Reiſe nach Steiermark und Tyrol gemacht; die neuern franzöſiſchen Werke wurden von ihm rezenſirt und erſchienen, mit den Chiffern Z. oder Zg. verſehen, Ende 1804 und Anfang 1805 in der Jenaer Literatur-Zeitung; von beſonderem Intereſſe ſind die über

Rayneval's institutions du droit de la nature et des gens und die Beweisführung der Unächtheit von einem damals vielgelesenen Werke der Madame Williams: correspondance politique et confidentielle de Louis XVI. Im März 1805 kam auch wieder sein geliebter Schüler Adam Müller nach Wien, unglücklich darüber, daß er gar Nichts sei, und, trotz aller Mühe, seinem Vorbilde Gentz nicht nahe komme. Gentz lebte förmlich wieder auf, als er diesen Schwärmer und Schmeichler um sich sah. Die Anhänglichkeit und die geniale Thorheit, die ihm Adam Müller entgegenbrachte, übten auf ihn ihren Reiz, ja ließen ihn, weil er sich von jeder Sache leicht begeistern ließ, wenn sie der Begeisterung werth war, an den mystischen Seltsamkeiten Müller's selbst eifrigen Antheil nehmen, so lange das Verliebtsein in diese Dinge dauerte. Er durchforschte mit ihm die Lehre vom Gegensatz, gefiel sich in meteorologischen Beobachtungen und fing an die Ereignisse der Natur mit denen der Tagesgeschichte in Verbindung zu setzen — eine Beschäftigung, die nachher noch lange Briefe füllte. Er ward ergriffen, als Müller, um nun doch zu etwas Positivem zu gelangen, in Wien feierlich zur katholischen Kirche übertrat; fing selbst an, der Bußfertigkeit seines Freundes mit einer ernsten Frömmigkeit zu be-

gegnen, und liebte es, mit dem Neubekehrten religiöse Fragen zu behandeln, bis mit dem Reiz der Neuheit auch sein Interesse daran verschwand. In den ersten Tagen des Mai reiste Müller endlich wieder ab und Gentz, der mit einem gewissen Bedauern aus jener phantastischen Region schied, in die ihn sein Freund zu heben wußte, sah die Dinge der Welt wieder mit größerer Klarheit und Nüchternheit an. —

In der nächsten Nähe hatten überdies Ereignisse stattgefunden, die Gentz in ihrer vollen Bedeutsamkeit zu würdigen wußte. Napoleon hatte an den Grenzmarken Oesterreichs das Königreich Rom gegründet und sich selbst zum Könige der Longobarden erwählt; am 18. März verkündigte er, daß er seiner Schwester Elise das Fürstenthum Piombino ertheilen werde — der erste kleine Anfang, die Buonaparte'sche Familie als feudale Ableger der französischen Monarchie in fremdes Erdreich zu verpflanzen. Angesichts dieser napoleonischen Thaten hatte sich das österreichische Cabinet selber verändert, und wenn auch nicht die Cobentzl'sche Politik, so doch einige hinderliche Personen, wie den Erzherzog Karl und seinen Gesinnungsgenossen Duca aufgegeben. An Stelle dieser, mit unbeschränkter Machtvollkommenheit bekleideten Leiter des Kriegsdepartements, hatte der Kaiser den General Mack

und den Fürsten Karl Schwarzenberg, sowie Graf Latour, „die alte Kriegtrommel,“ [48] berufen. Diese Personen, wenn man außerdem Cobentzl noch im Einflusse wußte, konnten einen Mann wie Gentz freilich nicht zu der sanguinischen Hoffnung berechtigen, daß damit nun auch energischere Politik verfolgt werden würde; aber in Ermangelung eines hoffnungsvolleren Wechsels war diese Cabinetsrevolution doch immerhin eine leise Idee von Fortschritt zu nennen. Gentz wußte sehr wohl die Feldherrentalente des Erzherzogs zu würdigen, aber er war auch nicht blind gegen die Schwäche, mit der sich dieser hohe Geist von kleinen und unbedeutenden Naturen leiten ließ. In ihm sah er eines der größten Hindernisse zu einer kräftigeren Maßregel, da der Erzherzog den Krieg in einem Grade scheute, den man kaum glaublich finden sollte; was er sprach und schrieb, war nur auf Nachgiebigkeit und Frieden gerichtet und der Kaiser hörte, wenn er ihn fragte, nie Anderes, als daß man kein Geld und keine Armee habe, um Krieg führen zu können. In der That war die Armee trotz der großen Reformen, die der Erzherzog seit dem Jahre 1802 in dieser Hinsicht unternommen hatte, durch die nachlässige und schlechte

[48] S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 469.

Verwaltung Duca's in einem wenig ermunternden Zustande. In Mack sah Gentz mindestens ein großes Organisationsgenie und, wenn dies auch nicht ausreichte für einen Krieg, so war es doch unendlich viel werth zu seiner Vorbereitung. „Da, wo Mack jetzt ist, schrieb er an Johannes Müller, ist er der Erste nicht bloß in Oesterreich, sondern, wie ich glaube, überall. Als Généralquartiermeister thut er es jedem zuvor; nur bewahre der Himmel, daß er je weiter gehe!"

Wenn diese Veränderung denn mindestens geeignet war, ihn nicht noch mehr in seinen Hoffnungen herabzustimmen, so geschah dies in demselben Augenblicke jedoch durch die unverständige Art und Weise mit der Graf Wintzingerode, der russische Gesandte in Berlin, Preußen zur Freundschaft mit dem Czaren zwingen wollte. Gentz hatte dem Grafen schon nach Berlin seine Ansichten über die Art und Weise einer möglichen Gewinnung Preußens zugehen lassen, und wußte in dem Prinzen Louis Ferdinand, sowie in der Königin einflußreiche Personen für die von ihm erstrebte Verbindung Preußens mit Oesterreich und dadurch auch mit Rußland. Aber mit dem Drohen, das Wintzingerode gebrauchte, stieß er selbst der preußischen Kriegspartei vor den Kopf und Gentz erging sich, als

der Graf im April 1805 in Wien war, um die österreichische Politik zu kräftigeren Maßregeln zu drängen, darüber in den bittersten und gerechtesten Vorwürfen gegen ihn. „Für den, der wie wir, schrieb er darauf bezüglich an Johannes Müller, eine Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen für das einzige durchgreifende Mittel zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit von Europa hält, mag es zweifelhaft sein, ob aus diesem Hauptgesichtspunkte betrachtet, die Wintzingerode'sche Mission, und die ganze Unterhandlung zwischen Oesterreich und Rußland nicht ungleich mehr Schlimmes gestiftet hat, als sie je, auch unter den kühnsten Voraussetzungen, Gutes bereiten kann."

Die Coalition gewann inzwischen an Charakter, als am 11. April 1805 auch England und Rußland ihren Alliancevertrag abschlossen. Derselbe war in ganz bestimmten Formen abgefaßt und sollte bei dem ersten neuen Uebergriffe Napoleon's zum Krieg gegen denselben verpflichten, um das Gleichgewicht von Europa wiederherzustellen, Holland und die Schweiz unabhängig zu machen und Italien zu befreien. Der Beitritt Oesterreichs war darin in Aussicht gestellt und England übernahm die Zahlung der Subsidien. Erst jetzt, nachdem Pitt selbst diese gegenseitigen Verträge Gentzen angedeutet hatte, glaubte dieser an eine

entschiedenere Annäherung Oesterreichs und Rußlands, doch noch keineswegs an die leiseste Idee eines Krieges, zu dem Oesterreich die Hand biete. Ein ewiges Aufstacheln zum Widerstande hielt er durchaus für nothwendig, nicht allein gegenüber dem markloſen Cabinette Cobentzl's, als auch hinsichtlich der öffentlichen Meinung und der vielen entschiedensten Widersacher bei Hofe. Als England deshalb den Krieg gegen das mit Frankreich verbundene Spanien unternahm, machte Gentz die Ursachen desselben zum Gegenstande einer besonderen Darstellung, die indessen erst ein Jahr später im Druck erschien. Eine andere Gelegenheit bot sich dar, als Gustav von Schweden Preußen dadurch kränkte, daß er den schwarzen Adlerorden zurückschickte, weil er es für keine Ehre mehr ansah, eine Auszeichnung zu haben, die er mit Napoleon zu theilen gezwungen. Gentz richtete darüber einen Brief an den König von Schweden, in dem er dessen Handlungsweise als die That eines heroischen Patriotismus pries. Dieser Brief, niemals gedruckt, ging doch als Manuskript durch die Hände aller besseren Geister und war seinem Inhalt nach nicht minder bekannt, als wenn er öffentlich erschienen wäre.

Drohender wurden die politischen Constellationen,

als Herr von Nowosiltzoff mit einem Ultimatum an Napoleon gesandt wurde. Rußland hätte diese Zögerung freilich gern vermieden und ohne Weiteres den Krieg begonnen; aber Pitt hatte durch Gentz und den englischen Gesandten in Wien, Paget, von der geringen Kriegsbereitschaft gehört, in der sich Oesterreich noch immer und trotz aller Künste Mack's befand. Ueberdies war man Oesterreichs noch immer nicht sicher und nur eine derartige Friedenssendung verschaffte unter allen Umständen eine vortheilhafte Frist, um die letzten Aengstlichkeiten des Kaisers aufzuheben. Wie wenig aber von Seiten Napoleon's auf Annahme der hochgespannten Forderungen zu hoffen war, die Nowosiltzoff überbrachte, erkannte Gentz auf den ersten Blick. „Personne ne s'imagine, schrieb er damals, que les négociations de Mr. Novosiltzoff produiront la paix. On en connoit, si non la teneur, du moins le sens et le but; on sait, qu'il ne s'agit pas de moins que de faire descendre Bonaparte de son trône d'Italie, de lui arracher si non le tout, du moins une partie de Piémont, d'étendre la frontière de l'Autriche jusqu'au Mincio etc. Il faudroit s'aveugler d'une manière bien étrange, pour supposer un instant que Bonaparte se prétera à ces propositions,

ou seulement, qu'il ne les repoussera pas de prime abord et avec indignation et fracas.“ [49]

Nach der Einverleibung Genua's mit Frankreich und nach den Drohungen, die Napoleon bei Gelegenheit der Paraden während seines Besuches in Italien im Juni deutlich genug gegen Oesterreich ausstieß, war in der That die Sendung Nowosiltzoff's zu Ende und der Bruch mit Frankreich vorauszusehen. Gentz zweifelte selbst nicht mehr daran, er vermuthete sogar, daß Oesterreich einen Vertrag mit Rußland geschlossen habe — aber trotz aller Anzeichen, trotz aller Kriegsrüstungen Mack's, der auf dem Papiere ein wahrhaft glänzendes Bild der militairischen Organisation in zwei Monaten zu Stande gebracht hatte, war es ihm immer noch nicht möglich, an einen wirklichen Krieg von Oesterreichs Seite zu glauben. Es war ein schlichtes, aber tiefsinniges Wort, das Gentz damals aussprach: Ich sehe noch nichts ringsum, was mir einen Umschwung der Personen ankündigt, wie er nur einigermaßen dem Umschwung der Dinge entspricht. — Der Kaiser Franz liebte nach wie vor keine energische Sprache noch That; noch standen um ihn als Rathgeber die Cobentzl, Colloredo und Collenbach, deren klägliche

[49] S. Schriften von Gentz a. a. O. IV. 51. 61.

Mittelmäßigkeit die Lähmung und Erniedrigung Oesterreichs mit verschuldet. Das einzige Verdienst dieses sonst so unglückseligen Ministeriums bestand in der großen Verschwiegenheit Cobentzl's, die bis zum letzten Augenblick nichts von dem mit Rußland geschlossenen Vertrage durchdringen ließ, so daß der sonst so gut berichtete Napoleon im Grunde, trotz aller Märsche und Rüstungen an der italienischen Grenze von Seiten Oesterreichs, an eine offene Feindseligkeit dieser Macht nicht recht glaubte und im Lager von Boulogne noch unausgesetzt die Landung in England vorbereitete; und daß Gentz endlich bis auf den letzten Augenblick das brittische Ministerium warnte, nichts Großes und Entscheidendes zu erwarten. Aber selbst dies Verdienst Cobentzl's sollte vor den anderen Fehlgriffen verschwinden. Noch war das alte Thugut'sche System in Blüthe. Jeder freie Aufschwung aus dem Schooße der Nation war als Jakobinismus verdächtigt, Spionage, geheime Polizei, Brieferbrechen galten hier wie in Preußen noch für die unentbehrlichen Stützen einer wohlgeordneten Staatsverfassung. Der Krieg mit Napoleon, der wirklich jetzt betrieben wurde, ward wie jede andere diplomatische Angelegenheit im Style der Cabinetskriege alter Zeiten geführt; von einer geistigen und sittlichen Erhebung zeigte sich

nirgends eine Spur, und Pitt konnte mit Recht jenes bittere Wort aussprechen: Jene Herren in Wien sind immer um ein Jahr, um ein Heer und um eine Idee zurück. Wenn Gentz den Charakter dieser Personen, die Minister, die von Mack bevorzugten Generäle und den zöpfigen Hofkriegsrath, wenn er Mack selbst, den großen Generalquartiermeister, in's Auge faßte, so mußte er in der That einen wirklich ernsten Krieg bezweifeln, ja er vermuthete sogar, daß das allzuscheue Cabinet sich im Geheimen mit Napoleon darüber verständigt habe, daß es nur negative Maßregeln ergreife, um sich dem Andrängen Rußlands bei bester Gelegenheit wieder zu entziehen.[50] Eine Verstärkung seiner Ansicht fand er darin, daß Paget, der englische Gesandte, über die von England unumgänglich zu erwartenden Subsidien noch mit keiner Silbe von Collenbach befragt worden. Wenn er dann die fortgesetzte Weise betrachtete, mit der die Russen Preußen durch Drohungen zur Coalition zwingen wollten, so mußte er es auf jeden Fall für besser halten, der Krieg breche nicht aus, als er werde mit so traurigen Aussichten eröffnet.

Diese hartnäckige Ungläubigkeit von Gentz, die

[50] S. Schriften IV. 56 ff. 66.

alle Tage durch die stets großartiger entfalteten Truppenmärsche an die Grenze auffallender erschien, beruhte aber auf dem Mißtrauen zu den am Ruder befindlichen Personen. Die Besten, wie Prinz Johann, sah er ohne Einfluß; die Unfähigen hatten das Heft in Händen. Was Mack als Feldherr war, bewiesen seine früheren Thaten und Gentz machte sich über ihn keine Illusionen. Er bewunderte sein Organisationstalent, das in wenigen Monaten hunderttausend Mann aufstellte, während man vorher nicht zwanzigtausend ausrüsten konnte; aber er übersah es doch nicht, daß damit noch keine schlagfertige und kriegsbereite Armee geschaffen sei. Er behielt immer mehr die Menschen, denn alle diese Maßregeln im Auge und deßhalb schrieb er noch im August nach England, nach Schweden und an Ludwig XVIII., daß man doch gar nicht an einen Krieg glauben solle — „le tout est une farce indigne.“ An demselben Abend schrieb ihm Fasbender: „Nun ist es ganz entschieden, die Grenzregimenter marschiren, General Strauch geht nach Lemberg.“ Gentz wankte nicht; er glaubte an Alles, aber nicht an Krieg.

Die Doppelsinnigkeit Cobentzl's machte es in der That unmöglich, über die Wiener Politik ins Klare zu kommen. Man rüstete zum Krieg mit einer ungeheuern Macht; man entwarf die Operationspläne und

nirgends eine Spur, und Pitt konnte mit Recht jenes bittere Wort aussprechen: Jene Herren in Wien sind immer um ein Jahr, um ein Heer und um eine Idee zurück. Wenn Gentz den Charakter dieser Personen, die Minister, die von Mack bevorzugten Generäle und den zöpfigen Hofkriegsrath, wenn er Mack selbst, den großen Generalquartiermeister, in's Auge faßte, so mußte er in der That einen wirklich ernsten Krieg bezweifeln, ja er vermuthete sogar, daß das allzuscheue Cabinet sich im Geheimen mit Napoleon darüber verständigt habe, daß es nur negative Maßregeln ergreife. um sich dem Andrängen Rußlands bei bester Gelegenheit wieder zu entziehen.[50] Eine Verstärkung seiner Ansicht fand er darin, daß Paget, der englische Gesandte, über die von England unumgänglich zu erwartenden Subsidien noch mit keiner Silbe von Collenbach befragt worden. Wenn er dann die fortgesetzte Weise betrachtete, mit der die Russen Preußen durch Drohungen zur Coalition zwingen wollten, so mußte er es auf jeden Fall für besser halten, der Krieg breche nicht aus, als er werde mit so traurigen Aussichten eröffnet.

Diese hartnäckige Ungläubigkeit von Gentz, die

[50] S. Schriften IV. 56 ff. 66.

alle Tage durch die stets großartiger entfalteten Truppenmärsche an die Grenze auffallender erschien, beruhte aber auf dem Mißtrauen zu den am Ruder befindlichen Personen. Die Besten, wie Prinz Johann, sah er ohne Einfluß; die Unfähigen hatten das Heft in Händen. Was Mack als Feldherr war, bewiesen seine früheren Thaten und Gentz machte sich über ihn keine Illusionen. Er bewunderte sein Organisationstalent, das in wenigen Monaten hunderttausend Mann aufstellte, während man vorher nicht zwanzigtausend ausrüsten konnte; aber er übersah es doch nicht, daß damit noch keine schlagfertige und kriegsbereite Armee geschaffen sei. Er behielt immer mehr die Menschen, denn alle diese Maßregeln im Auge und deßhalb schrieb er noch im August nach England, nach Schweden und an Ludwig XVIII., daß man doch gar nicht an einen Krieg glauben solle — „le tout est une farce indigne.“ An demselben Abend schrieb ihm Fasbender: „Nun ist es ganz entschieden, die Grenzregimenter marschiren, General Strauch geht nach Lemberg.“ Gentz wankte nicht; er glaubte an Alles, aber nicht an Krieg.

Die Doppelsinnigkeit Cobentzl's machte es in der That unmöglich, über die Wiener Politik ins Klare zu kommen. Man rüstete zum Krieg mit einer ungeheuern Macht; man entwarf die Operationspläne und

verstand sich endlich in Folge von Englands und Rußlands Drängen wirklich zu entscheidenden Maßregeln; aber nebenbei cachirte man mit einer unglaublichen Würdelosigkeit alle diese Rüstungen durch versöhnliche Deklarationen an Napoleon, der, noch schlauer als der schlaue Hofkriegsrath, von den Höhen zu Boulogne herab und umgeben von einer imposanten Armee, die jeden Tag sich nach den bedrohten Punkten werfen konnte, das Spiel der Wiener Diplomaten beobachtete und den Krieg mit Oesterreich schon früher voraussah, als dies selber. So ließ das Wiener Cabinet, gleich nach den Conferenzen, in denen der Kriegsplan ausgearbeitet war, in London, Petersburg, Paris und Berlin eine Erklärung abgeben, die im Tone bescheidenster Friedensliebe gehalten war und allen Mächten eine versöhnende Vermittelung Oesterreichs anbot. Gentz war außer sich; denn wie wenig er auch von Oesterreich für den Krig hoffte, so schlug diese bescheidene Sprache doch selbst die Bescheidensten zu Boden. „Und dies gottlose, dies unerhörte Aktenstück erscheint in einem Moment, wo wir 160.000 Mann auf den Beinen haben, Buonaparte kaum die Hälfte in Italien hat, unsere Armee vom besten Geiste beseelt ist, die Russen nur das Signal zum Aufbruch von uns erwarten, kurz solche Conjunkturen vorhanden

sind, wie sie sich vielleicht nie wieder darbieten. . . . Ein so verworfenes Ministerium hat die Sonne noch nicht beschienen.“ [51]

Er war diesmal im Irrthum; das Ministerium maskirte seinen Bund mit Rußland vor Napoleon, wie Baiern einige Wochen später sein Schutz- und Trutzbündniß mit Napoleon vor Oesterreich. Eine Erklärung vom 5. August lautete schon ganz anders als das friedfertige Rundschreiben vom Juli; Oesterreich sprach sich darin mit einer Entschiedenheit aus, wie sie nur das Bewußtsein vollendeter Waffenrüstung einflößen konnte. Die letzten Differenzen mit England wegen höherer Subsidien erledigten sich im Sinne des österreichischen Begehrens und am 9. August wurden zu Petersburg die Urkunden zwischen den brittischen, russischen und österreichischen Gesandten ausgewechselt, welche den Beitritt des Kaiserstaates zur Alliance vom 11. April förmlich bestätigten.

Das Geheimniß, mit dem das Ministerium die Coalition umhüllte, um Napoleon, wie es in seiner Leichtgläubigkeit meinte, mit dem Kriege zu überraschen, erhielt Gentz noch einige Zeit darüber im Irrthume, ob es mit dem Krieg wirklich Ernst sei. Er bezweifelte es um

[51] S. Schriften IV. S. 73. — Häusser II. 585 ff.

so lieber, als alle Bedingungen, die er zu einem glücklichen Ausgang für nöthig hielt, unerfüllt waren. Die ausschließliche Verbindung Rußlands und Oesterreichs war in seinen Augen ein Unglück: die Russen, das wußte er, sind als Freunde immer gefährlicher, denn als Feinde. Eine Alliance mit Preußen war nicht einmal mit Aufrichtigkeit versucht worden und in ihr sah er einzig und allein Heil und Rettung. „Diese Alliance, sagte er, wird im Lande immer mehr und mehr populair; aber das Ministerium wird sich ihr bis aufs Letzte widersetzen. Immerhin! So lange dies Ministerium nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist, kann doch nichts Gutes geschehen. Ich aber hoffe que l'hiver les emportera." Seine Hoffnung war auf den Erzherzog Johann gesetzt und in Preußen auf den Prinzen Louis Ferdinand. „Solche an die Macht zu bringen, schrieb er Johannes Müller, das ist eigentlich für uns die wesentlichste Aufgabe."

Die Rüstungen Oesterreichs entwickelten sich Ende August indessen immer imposanter; beinahe 200.000 Mann rückten unter den Erzherzogen, denen Mack als berathender Generalissimus beigegeben war, an die bairische und italienische Grenze. Das Ministerium ahnte nicht, daß Napoleon in demselben Moment eine ebenso große Armee von Frankreich her und von Han-

nover gegen die Donau führte. Gentz saß inmitten dieser kriegerischen Entwickelung, sah an seinen Fenstern ungeheure Artillerietrains vorüberführen — es war kaum möglich, nun noch länger den Krieg zu bezweifeln, und doch war er noch ebenso ungläubig als bisher. Er beobachtete ganz richtig, daß der Hof sich irrthümlich schmeichelte, der Krieg würde sich von selbst machen; aber er unterschätzte auch ebenso wie dieser die Entschlossenheit und die Lage Napoleon's. Er meinte, daß dieser einen Krieg gar nicht wolle, [51] sich auch dessen gar nicht versehe: daß er schon viel zu sehr von Glück verweichlicht sei, um sich noch nach einem Feldzuge zu sehnen, und daß andererseits dem österreichischen Cabinet der wahre Wille noch immer fehle. „Das Wahrscheinlichste, folgerte er aus diesen nur allzu irrigen Annahmen, ist mir immer, daß eine Art bewaffneter Mediation im Schilde geführt wird, irgend ein Schaugepränge von Congreß, wo Buonaparte über einige Nebensachen nachgeben, und einige illusorische Vortheile bewilligen möchte, ohne daß in den Hauptpunkten das Geringste sich änderte." Er wünschte sogar lebhaft um des allgemeinen Besten Willen, sich in die-

---

[52] Gentz an Mackintosh d. d. 19. August 1805, bei Schlesier. I. 296.

sen Berechnungen nicht geirrt zu haben, „denn von dem Kriege, den Rußland und Oesterreich jetzt führen werden, verspreche ich mir nichts. Ohne Preußen kann nun einmal nichts Rechtschaffenes gegen Frankreich ausgeführt werden; und so lange der hiesige Hof nicht ernsthafte Schritte thut, um Preußen zu gewinnen (noch geschah kein einziger), ist an ein wahres und großes System durchaus nicht zu denken.“ Von einer unter so unglücklichen Auspicien begonnenen Unternehmung versprach er sich nur allzuwenig. Rußland bot ihm gar keine Bürgschaft, im Gegentheil war er überzeugt, daß dies nur darauf hinarbeite, Deutschland verbluten und schwächen zu lassen. Wie er von dem österreichischen Cabinet dachte, wissen wir, und daß er in Mack als Feldherr nur den „elendesten Politiker“ sah, der nicht einmal die Nothwendigkeit des Krieges begreife, sprach er ohne Scheu aus. So um einen wesentlichen Theil seines Strebens und Hoffens betrogen, ist es nicht zu verwundern, wenn er im ersten Verdruß einen Widerwillen gegen alle Politik empfand und in dieser Stimmung Johannes Müller sogar den Vorschlag machte, mit ihm zusammen eine historisch-politisch-kritische Zeitschrift herauszugeben. [53] —

[53] S. Schriften IV. 74. 86 ff.

Mit dem Kriege war es jedoch bitterer Ernst. Die letzten Noten wurden zwischen Oesterreich und Frankreich gewechselt und der Krieg endlich förmlich erklärt; mit den größten, übertriebensten Hoffnungen auf der einen Seite, mit einer großartigen Entschlossenheit und Präzision auf der des Feindes. Da mußte endlich der hartnäckigste Unglaube weichen und Gentz, mit seinem empfänglichen Charakter, gab sich nun ganz der ansteckenden Hoffnung einer Siegesgewißheit hin, die nie bestimmter ausgesprochen, nie fürchterlicher zertrümmert wurde. Er schämte sich seiner bisherigen Zweifel nicht; aber als er seinen Irrthum erkannt hatte, ward er, wie Alle, dermaßen von dem Ernst der Dinge geblendet, daß er die grenzenlosen Fehler der ganzen Mack'schen Kriegführung gar nicht inne ward, und sich von dem tollen Spuk, welcher dem offiziellen Oesterreich damals die Binde um die Augen legte, so sehr mit berauschen ließ, um triumphirend auszurufen: „das Gestirn des Tyrannen erbleicht!“ — in einem Augenblick, wo es glänzender und drohender als je über Europa aufging. In den Tagen, wo die französischen Armeen schon anfingen, den verlorenen Mack mit einem ehernen Kreis zu umschließen, schrieb er noch: „Einen solchen Moment erlebte der Theatermonarch noch nie, und die Kammer-

herren und Ceremonienmeiſter, die er nach Straßburg kommen läßt, werden ihm nicht heraushelfen.“ — Wie bitter dieſe Fata Morgana ihn enttäuſchte, ſollte er nur zu bald erfahren!

Sechster Abschnitt.

Von Ulm bis Jena.

1805—1806.

Gentzens Agitationen gegen Napoleon. — Ueber Rußland. — Capitulation von Ulm. — Gentz an Johannes und Adam Müller. — Der Schrecken in Wien. Die Flucht nach Brünn und Olmütz. — Gentz sucht Cobentzl zu stürzen. — Schlacht von Austerlitz. — Abreise nach Breslau. — Die Rußen. — Die geheime Gesellschaft. — Gentz in Dresden. — Der Presburger Friede. — Stillleben in Dresden. — Adam Müller. — Gentzens Werk: Ueber den Ursprung des spanischen Krieges. — Seine Fragmente über das europäische Gleichgewicht. — Auflösung des deutschen Reiches. — Johannes Müller. — Thätigkeit für England und Oesterreich. — Gentzens Plan einer neuen österreichischen Monarchie. — Die preußische Politik. — Stein und Gentz. — Gentz an Stadion, an Götzen. — Schreiben nach England. — Graf Haugwitz ladet Gentz ins Hauptquartier. — Seine Abreise dahin. — Unterredungen mit Kalkreuth, Haugwitz und Lucchesini. — Revision des preußischen Manifestes. — Reise nach Weimar. — Schlacht bei Saalfeld. — Gentzens Abreise. — Falsche Gerüchte. — Ankunft in Dresden. — Jena und Auerstädt.

Die übergroßen Hoffnungen, denen Gentz sich plötzlich hingab, als der Ausbruch des Krieges eine Wahrheit war, mögen vornehmlich durch die Annahme genährt worden sein, daß im Augenblick der Gefahr sich auch

der bisher so trostlose Zustand der österreichischen Politik verändern werde. Zweierlei war in seinen Augen nothwendig, um an einen Erfolg des Krieges zu glauben; vor Allem die Coalition mit Preußen und, um diese zu erreichen, der Sturz des unfähigen Ministeriums Cobentzl-Colloredo-Collenbach. Daß sich das Letztere noch halten würde, wenn einmal der erste Schuß gethan, erschien ihm ganz unmöglich — und als es zu seiner Erbitterung dennoch am Ruder blieb, konnte er auch mit wahrer Innigkeit an einen glücklichen Ausgang des Kampfes nicht mehr glauben. Von nun an arbeitete er an dem Sturz dieses Cabinets mit allen seinen Kräften, mit ebenso großer Zähigkeit aber auch an der schwierigsten Sache jener Zeit, an der Gewinnung Preußens für die Coalition. Was er in dieser Hinsicht erstrebt und agitirt hat, ist eine der würdigsten Arbeiten, die in jener Zeit der deutsche Patriotismus unternommen.

Seinem Andringen ist es zuzuschreiben, daß sich der Wiener Hof in Ermangelung größerer Anstrengungen im Anfange des September zur Absendung des Generals Meerveldt an den preußischen Hof entschloß. Gentz setzte in diesen, ihm befreundeten Mann das größte Vertrauen und gab ihm mit einer wahr-

haften Begeisterung Wink und Rath, um seiner Sendung einen möglichst glücklichen Erfolg zu verschaffen. Seine Idee war, daß man in dieser entscheidenden Krisis durch einen großen Pazifikationsplan den ängstlichen König von Preußen am Besten gewinnen könne, der so durch seinen Beitritt und in einer Stellung, als wolle er zu der Coalition stoßen, den offenbar mehr oder weniger überraschten Napoleon zum Nachgeben zwänge. Diesen Plan sollte Meerveldt dem Könige als das einzige Mittel vorstellen, dem Kriege auszuweichen und zugleich den politischen Systemen eine feste Basis für die Zukunft zu verschaffen. Er hatte zu diesem Behufe ein Memoire geschrieben; doch sollte Meerveldt nur in dem Falle davon Gebrauch machen, wenn er nicht glaube, daß etwas noch Wirksameres zu erreichen sei. Er forderte zugleich Johannes Müller auf, „doch alle seine Kräfte anzustrengen, ob nicht etwas zu ersinnen wäre, was den König von Preußen für dieses, von allen fremden und verdächtigen Motiven so reine, und diesmal so ganz auf das allgemeine Beste gerichtete Bündniß zu gewinnen vermöchte.“ Er schrieb an Pitt, daß er einen Krieg anfange, ohne doch das österreichische Ministerium verändert und den König von Preußen gewonnen zu haben. „Vous vous repentirez dans peu de ces deux fautes capita-

les! La guerre ne peut pas être heureuse!“ — Und doch hörte man allzu wenig auf diese Cassandrastimme. [54]

Zwar suchte Pitt in Folge dieser Warnung den Fehler gut zu machen, indem er Preußen durch die Zusicherung Hollands zum Beitritt im Kriege gegen Napoleon zu bewegen suchte; zwar ließ die Aufnahme Meerveldt's am preußischen Hofe auf eine Theilnahme des Königs mehr und mehr hoffen; aber was in dieser Weise vielleicht Günstiges erreicht war, zerstörte Rußland augenblicklich, indem es drohend seine Armee gegen die schlesische Grenze führte und ohne Weiteres von dem neutralen Staate den Durchmarsch der Truppen verlangte. In solcher Weise gekränkt, wies der König plötzlich alle Coalitionsgedanken zurück und machte seine Armee sogar, offenbar in feindseliger Haltung, gegen Oesterreich und Rußland, mobil. Graf Haugwitz mußte nach Wien gehen, und melden, daß man Böhmen occupiren werde, wenn ein Russe preußisches Gebiet betrete. So war durch die Ungeschicklichkeit Rußlands das in seiner Schwäche nur allzu empfindliche Preußen sogar Napoleon in die Arme gedrängt worden.

[54] Dies und das Folgende ist zum größten Theil aus den Briefen von Gentz an Johannes Müller und aus seinen Schriften geschöpft IV. S. 103. ff. 160. — Häusser II. 644 ff.

Eine plötzliche Revolution in den Gesinnungen des Königs zu erwarten, war Gentz selbst zu weit entfernt gewesen. Aber durch die Taktlosigkeiten der Russen fast jede Hoffnung auf Erfolg zerstören zu sehen, erbitterte ihn noch mehr gegen dieselben, die er überhaupt nicht gern im Vordergrunde der Coalition sah. Ihm waren sie als Feinde immer noch lieber denn als Freunde. Alopeus berichtete ihm über die böse Stimmung am preußischen Hofe, und Gentz machte seinem Zorn über „eine so abgeschmackte, so verächtliche Idee," wie die der russischen Politik sei, Luft. Doch bald schlug diese Stimmung am preußischen Hofe wieder ins Gegentheil um. Napoleon hatte ohne Weiteres, um gegen Mack zu marschiren, das ansbachische Gebiet verletzt und dergestalt in einer brutalen Weise ausgeführt, was der Czar doch zuerst nur gedroht hatte. Die Erbitterung gegen diesen beleidigenden Schritt Napoleon's vernichtete die gegen den Czaren, der überdies dadurch eingelenkt hatte, daß er dem Könige eine Unterredung an der Grenze vorschlug. Alle offiziellen Kreise Berlins loderten plötzlich im Haße gegen Napoleon auf. Gentz erfuhr im Augenblicke diese Veränderung der Dinge, und nun hoben sich alle seine Hoffnungen stärker denn je empor. Er freute sich jetzt sogar, daß Rußland durch seine an-

fängliche Drohung die Mobilmachung der preußischen Armee hervorgerufen und „so das Gute doch auch aus den Narrheiten hervorsprieße.“ Außerdem versprach ihm Haugwitz, noch ehe er nach Berlin zurückreiste (am 6. Oktober), daß er nach Veränderung der Dinge nun allen Einfluß aufbieten werde, Preußen zur Coalition hinüber zu führen. Die erwartete Zusammenkunft des Czaren mit dem Könige erhöhte die Hoffnung auf ein endliches Gelingen seines unaufhörlichen Strebens. „Nur auf solchem Wege,“ schrieb er Adam Müller, — und ich predige es hier immer — „ist der König von Preußen zu gewinnen; regierende Kaiser, Erzherzöge, diese allein, nicht Minister, und selbst die klügsten nicht, ja diese am wenigsten, weil er ihnen nicht traut, wirken bei ihm. Jetzt oder nie; schlägt er ein, so ist Buonaparte geliefert. — Ueberlebte man denn wohl diese Freude?“ — „Es ist ein Traum,“ schrieb er aber auch zu eben der Zeit an Johannes Müller, „was seit zwei Monaten geschah; fürchterlich wäre es aber, wenn es nur ein Traum gewesen sein sollte.“

In der That war Preußen im Laufe einiger Wochen von einer drohenden Haltung seiner Armee gegen Rußland zu einer ebensolchen gegen Frankreich übergegangen. Seine Feindseligkeit gegen Napoleon

legte es in der energischen Note vom 14. Oktober deutlich genug an den Tag und jeden Augenblick war zu erwarten, daß der Anschluß Preußens an Oesterreich und Rußland gesichert sei. Fürst Dolgorucki, der russische Gesandte in Berlin, setzte Gentz von allen Rüstungen und Schritten des Hofes in Kenntniß. Es waren für ihn die schönsten Stunden seit langer Zeit, da erfolgte der furchtbare Schlag von Ulm und der so eben begonnene Krieg schien mit dieser Capitulation der österreichischen Armee unter Mack bereits zu Ende zu sein. Gentz war wie vom Donner gerührt und seine Verzweiflung stieg, je schrecklicher das Unglück durch das Bekanntwerden seiner Details wurde. „Wir sind geschlagen, schrieb er Adam, und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen, Buonaparte uns nach Astrakan treiben — ein größerer Schmerz, als den ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dies Leiden ist das höchste. In Berlin scheint es gut zu gehen! Aber das tröstet

mich nicht: Redde, redde mihi legiones! Meine göttliche Armee von Mack! Meine himmlischen Cavallerieregimenter! Meine braven Generale! Solch eine Armee giebt es gar nicht mehr! Und geschlagen — warum? Ha! weil es nicht erlaubt ist, in großen Dingen auf alberne Eingebungen schaler Privatgefühle zu hören.“[55] — „Das Unglück,“ schrieb er an Johannes Müller, „welches uns getroffen hat, ist wirklich von der Art, daß es die Seele vernichtet und das Denken aufhebt . . Das Unbegreiflichste ist mir, daß ich hoffen konnte; Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mich spät, sehr spät zum Hoffen entschloß; aber endlich hoffte ich doch auch. Es war eine unverzeihliche Verblendung; denn ich kannte Mack und ich kannte die, die ihn verschrieben und gebraucht hatten. Mack hatte ich ergründet. Ein schwacher, weinerlicher, fast niederträchtiger Charakter, eine Seele ohne wahre Energie, ein Kopf voll schiefer und halber Gedanken — das war der Mann: als Soldat durchaus nur für den zweiten Rang geboren, in diesem leicht der Erste unter den jetzt Lebenden. Aber als man ihm unbeschränktes Commando, das Schicksal der Armee und des Staates übertrug, da mußten wir

[55] S. Briefwechsel mit Adam Müller S. 61. ff.

besser Unterrichteten vor einem bösen Ausgange zittern.“ In dieser entscheidenden Krisis und wenn er alle diese mit der Macht bekleideten Personen, die zitternden, unmännlichen Minister, die unfähigen und unentschlossenen Generäle betrachtete, wurde es ihm klar, daß es Oesterreich damals wirklich an Männern fehlte. Er hielt Mack für wahnsinnig und gefiel sich darin, die furchtbaren Verluste an Soldaten und Materialien aufzuzählen. „Alles dies ist verloren, rief er aus, und nun die Ehre!“ Als ein Glück inmitten dieser Schreckniſse sah er es an, daß man sich am Hofe entschlossen hatte, Wien den Franzosen preiszugeben. „Denn geschah dies nicht, schrieb er, so war in weniger als vierzehn Tagen der schändlichste Friede unterzeichnet..“

Nach diesem namenlosen Unglück der österreichischen Armee bangte ihm aber nicht allein vor dem so nahe geglaubten Beitritt Preußens, sondern auch vor dem Festhalten Rußlands. Der Kaiser Alexander war am 25. Oktober nach Berlin gekommen und schien auf die Nachricht von der Niederlage bei Ulm mit seiner Hilfe zu zögern. Die Diplomatie bot alle ihre Kräfte auf, die beiden Souveraine zur Unterstützung der Coalitionssache zu bewegen und Oesterreich nach dem ersten Gewaltstoß, dem es fast erlegen war, nicht zu verlassen. Gentz entfaltete in dieser Beziehung eine au-

ßerordentliche Thätigkeit; seine Correspondenz mit Metternich in Berlin behandelte nur diese Sache; Cobentzl, der in seinem Unglück sich enger an den sonst ungläubig vernommenen Gentz anschloß, bestimmte auf seinen Rath hin den Kaiser, an den preußischen Hof seinen Bruder, den Erzherzog Anton, zu senden, um den endlichen Anschluß Preußens zu erreichen. Gentz fühlte freilich, daß Oesterreichs Sache so schlecht stand, um wohl an dem Erfolg der so späten Sendung zu zweifeln und daß nichts leichter sei, als dem Könige zu zeigen, in welches Wagestück er sich stürze, wenn er jetzt mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache mache. Aber anderseits hoffte er auch wieder auf die Erbitterung des Königs gegen Napoleon seit der ansbachischen Gebietsverletzung, auf sein edles Gefühl der Theilnahme und auf die Unterstützung durch Rußland. „Der König von Preußen," schrieb er an Johannes Müller, „ist jetzt im eigentlichsten Verstande der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht Alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehen. Wenn er groß und weise handelt, so kann noch — Vieles gerettet werden. Ich bin nicht einer von Denen, die jetzt keine andere Politik kennen, als das Geschrei: „Kömmt denn Preußen nicht bald?" Ich finde, daß

wir Alle sammt und sonders bei Dem, was die preußischen Armeen jetzt unternehmen sollen, in einem solchen Grade interessirt sind, daß unser höchster und einziger Wunsch sein muß, es möge dort nur Alles mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Zeit und Klugheit geschehen. Das allein ist unser Interesse; denn der Erfolg einer preußischen Unternehmung ist jetzt geradezu der auf immer entscheidende Punkt in dem gemeinschaftlichen Schicksal von Europa."

Am 3. November schloß endlich Preußen mit Rußland und Oesterreich den Traktat von Potsdam, in dem es sich verpflichtete, ein Ultimatum an Napoleon zu stellen und nach Verwerfung desselben seine Armeen gegen ihn losrücken zu lassen. Graf Haugwitz, dieser leichtfertigste aller preußischen Minister, ward sonderbarer Weise zum Ueberbringer dieses Ultimatums ausersehen, und wie schwer ihm diese Mission ward, die ganz anders enden sollte, als sie beschlossen war, bewies schon die Langsamkeit, mit der er sich zur Reise anschickte und nach dem Hauptquartier Napoleon's in Bewegung setzte. Erst vier Wochen später war er über diese Schwierigkeit hinfort.

Gentz, ohne die Leichtsinnigkeit des preußischen Gesandten in's Auge zu fassen, sah mit der Nachricht von dem Potsdamer Traktat den Triumph seiner An-

ſtrengungen als geſichert. Er war außer ſich vor Freude. „Der König von Preußen,“ ſchrieb er Adam, „iſt nun — ich wette mein Leben darauf — mit Leib und Seele unſer. „Er wird negociren,“ ſo ſchreit und klagt man um mich her. Ja, er wird negociren; aber geben Sie nur Achtung, wie. Ein Friede, wie wir ihn wünſchen, beſſer, weit beſſer, als wir nach unſeren Unglücksfällen ihn hoffen durften, oder — Krieg mit der ganzen preußiſchen Macht, ſo wird, glauben Sie mir, die Negociation lauten. Wir ſind gerettet. Wer hätte je geglaubt, daß dieſer König eine ſolche glorreiche Rolle ſpielen ſollte!“

Mit dieſen ſtolzen Hoffnungen von Gentz ſtand die Erſtarrung und die Furcht in Wien in ungeheurem Contraſt. Die leitenden Perſonen waren wie gelähmt. Die Kataſtrophe von Ulm legte eine trübe, bleierne Luft auf die ſonſt ſo lebensvolle Reſidenz. Die vornehme Geſellſchaft ſah nur die nächſte Zukunft; nirgends Leben, nirgends die heilige Wuth auflodernder Vaterlandsliebe, die man im Volke noch nie geſucht — und darum auch nie gefunden hatte. Der Kaiſer fühlte ſich allein inmitten dieſer ſcheuen Geſellſchaft und ſprach zum erſten Male in bewegtem Tone an ſein Volk, erinnerte es an die Erhaltung deſſen, was ihm heilig und theuer ſei, und

wie die österreichische Monarchie sich aus jedem Sturm im Laufe des letzten Jahrhunderts mit neuer Stärke erhoben habe. „Ihre innere Kraft ist noch unversiegt. Noch lebt in den Herzen der guten und biederen Menschen, für deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländische Geist, der bereit ist zu jeder That und jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß, Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück. Von diesem Geiste der Vaterlandsliebe meiner Unterthanen erwarte ich mit hoher und ruhiger Zuversicht alles Große und Gute; vor Allem aber Eintracht und festes, schnelles, muthvolles Zusammenwirken zu Allem, was angeordnet werden wird, um den raschen Feind so lange von den Grenzen fern zu halten, bis jene große und mächtige Hilfe wirken kann, welche mein erhabener Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, und andere Mächte zum Kampf für Europa's Freiheit und die Sicherheit der Throne und Völker bestimmt haben."

Am 6. und 7. November entfernten sich der Hof, die Diplomatie, die Minister und alle vornehmeren Stände aus der von den Franzosen bedrohten Kaiserstadt nach Presburg und von da nach Brünn. Die Auswanderung war allgemein und es gab nicht Wagen und Pferde genug, alle Personen ihren Asylen zuzu-

führen. Am 8. November, in der Nacht, fuhr auch Gentz in Begleitung Fasbender's aus Wien. Alles war schwarz und hohl rasselten die Wägen durch die Thore. Es war, als wenn man den Leichenzug des Kaiserreiches machte, so feierlich schwärzlich, so angstvoll und leidvoll war Alles. Daneben machte die dicke finstere Nacht die panische Furcht vor den herangekommenen Franzosen noch schrecklicher. Und doch war die Gegenwart noch trüber als diese Nacht, die Zukunft in einen Schleier gehüllt, als läge eine Welt dazwischen! —

In Brünn, wo Gentz in Paget's Haus gastvolle Aufnahme gefunden, war der ganze diplomatische Apparat Wiens zusammengedrängt. Der Hof, die Minister, die Gesandten saßen dort und Keiner wußte etwas von den Schicksalen der Armee. Nur daß Wien, schmählicher als zu erwarten, gefallen war, hatte man vernommen — dann blieb man noch mehr denn vorher von aller Welt abgeschnitten. Der größern Sicherheit wegen übersiedelte der Hof, und die Diplomatie nach Ollmütz. Am 18. November kam endlich auch der Kaiser von Rußland mit seinem ganzen Ministerium dorthin, um mit dem deutschen Kaiser über die nächsten Schritte zu berathen. Die russischen Truppen nahmen, nachdem sie ihren ehrenvollen Rückzug be-

werkstelligt hatten, ihre Positionen unweit vom kaiserlichen Hoflager, um vereint mit den Trümmern der österreichischen Armee, dem siegreich vorrückenden Feinde die letzte Verzweiflung entgegenzustellen.

Während so unter den Augen der Kaiser die Vorbereitungen zur letzten entscheidenden Schlacht getroffen wurden, war das österreichische Cabinet in völlige Todeserstarrung versunken. Es fehlte der Armee an Proviant — das Ministerium wußte keine Hilfe. Seine einzige Beschäftigung war, thatenlos das Resultat der vereinten politischen und militairischen Operationen der Russen und Preußen zu erwarten. Nie erschien die Nullität dieses Cabinets in einem so traurigen Lichte. Gentz hatte bisher umsonst darauf hingewiesen; man hatte seinen Warnungen kein Gehör gegeben. Jetzt endlich sah man ein, welches Verderben Cobentzl und seine Leute über die so hoffnungsvoll begonnene Sache gebracht hatten. Zwar ward nun Colloredo entlassen; aber um das ganze Cabinet fortzuschicken, fehlte Wille wie Muth. Gentz setzte von Neuem alle seine Mittel daran, den Sturz dieses unseligen Ministeriums zu bewirken. Er warnte überall; er drang persönlich in den Czaren. „Si S. M. l'Empereur de Russie," schrieb er an den Fürsten Czartorisky, „peut déterminer l'Empereur d'Allemagne

à renverser et à reconstruire tout l'édifice de son gouvernement (mais il faudrait qu'il n'en restât pas pierre sur pierre) — c'est alors qu'il doit être proclamé à la face des siecles — le sauveur et le conservateur de l'Europe . . . Si au contraire le séjour, que S. M. fera ici, ne produit point cette révolution salutaire . . vous vous couvrirez de tous les genres de gloire — mais l'Europe sera perdue!"

Nachdem er fünf Tage lang in Ollmütz seine Kräfte zu dieſem Zwecke aufgeboten hatte, ging er erſchöpft und mit dem tiefſten Mißtrauen gegen die letzte Unternehmung nach Troppau. Hatte er noch eine Hoffnung für das Gelingen der Sache genährt, ſo war ihm nach Einſicht der Dinge in Ollmütz auch dieſe genommen, ſelbſt wenn Preußen wirklich ſeine Armeen mit denen Rußlands verbinden ſollte. Er hatte gehofft, der Kaiſer von Rußland würde mit Energie auf die Entfernung ganz untauglicher Leute dringen, die in Ollmütz aufgethürmten Geldfäſſer des Kaiſers Franz ohne Weiteres aufſchlagen laſſen, um damit die ſchleſiſchen und polniſchen Nachbarn, die um Papiergeld keinen Proviant zu liefern Luſt hatten, zum Verkauf ihrer großen Vorräthe zu bewegen. Der Czar hatte ſich aber als ein ſehr weichmüthiger, die Lage

der Dinge gar nicht erkennender Fürst gezeigt und Gentz sah auch „keinen Mann von niederschmetternder Seelenkraft“ bei ihm. Es flossen allerlei schöne Reden und ritterliche Worte aus russischem Munde; aber es war Gentz nur zu klar, daß sich der Czar nicht um Oesterreichs Heil, sondern höchstens um seine eigene Ehre schlagen werde. Der schon damals widerliche Respekt vor Rußlands „kolossaler Macht“, der einem Cobentzl natürlich war, hatte die Folge, daß man den Czaren allein schalten und walten ließ und dieser doch nur auf sich, nicht im mindesten aber auf Oesterreich bedacht war. Gentz sah diese Hervordrängung Rußlands als Hauptakteur mit sehr richtigem Blicke an. So lange dies der Fall war, bestärkte der Czar die unselige Meinung der österreichischen Staatsmänner, als sei Rußland hinreichend, um selbst ohne irgend welche Mitwirkung einer anderen Macht Frankreich Gesetze zu geben. Daß man sich also nicht beeilen werde, die preußische Hilfe zu verlangen, lag auf der Hand.[56] Wie wahr Gentz leider combinirte, zeigte sich bei der Sendung von Haugwitz; ohne den Kaiser Alexander, der den preußischen Minister unnütz aufhielt, hätte sich wohl schwerlich dessen folgenreiche Audienz

[56] S. Brief an Johannes Müller IV. 159.

bei Napoleon erst unmittelbar vor der Schlacht von Austerlitz ermöglichen können.

In Troppau widmete sich Gentz wieder einer Arbeit für das Publikum; er schrieb hier und zwar gerade an dem Tage von Austerlitz seine herrliche Vorrede zu der Broschüre über den spanischen Krieg. Auch lernte er hier näher die Gräfin Lankoronska kennen, mit der er von nun an ein inniges und dauerndes Verhältniß unterhielt. Daneben verlor er die Politik keineswegs aus den Augen. Er setzte sich mit dem ihm von früher her befreundeten Minister Hoym in Verbindung, der in Breslau residirte, und suchte sowohl durch diesen auf die preußische Politik zu influenciren und den kriegerischen Geist des Königs zu erhöhen, als auch Kenntniß von den Schritten des preußischen Ministeriums zu erhalten und die österreichischen, englischen und russischen Staatsmänner daraufhin zu instruiren.

Mitten in diesen Arbeiten traf ihn die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz. Jede Hoffnung war damit begraben. „Jetzt ist es wirklich rein aus mit Europa," schrieb er an Adam. „In der Periode vor diesem unseligsten Kriege sagte ich oft auch: es ist aus! aber ich wußte, daß es noch Mittel gab, und ich sagte es nur, um diese, welche diese Mittel in Be-

wegung bringen sollten, anzuspornen. Jetzt sage ich es mit inniger Ueberzeugung .. Es kann nichts mehr gelingen. Die Schlacht von Austerlitz, der Waffenstillstand Oesterreichs, die preußische Negociation in Wien, und Alles, was zu diesen drei Hauptschreckniſſen als vorbereitender, begleitender oder abgeleiteter Umstand gehört, zerstört jede Illusion über die Zukunft. Die Schlacht von Austerlitz ist in meinen Augen tausendmal verderblicher, als die bei Ulm gewesen; diese vernichtete eine österreichische Armee, jene tödtete die Coalition, und wie ich glaube, den Keim zu allen künftigen Coalitionen." — „Das Unglück," heißt es in einem Briefe an Johannes, „ist jetzt ohne Grenzen, und alle preußischen Armeen sind nun zu schwach, um es zu heben."

Die Verzweiflung Gentzens nach diesem Schlage rief zuerst seinen ganzen Zorn gegen das österreichische Cabinet wach. „Den Kothseelen ist Alles gleich," rief er aus, „wenn er nur Wien herausgiebt!" In Troppau sagte ihm der Finanzminister Zichy, daß mit Tyrol, Venedig und einem Stück von Oberösterreich der Friede wohlfeil erkauft sei. „Ach wenn diese nur untergingen," schrieb er an Johannes Müller, „welche Wollust wäre der Sturz der Monarchie! Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa verlieren

und — die Zichy, Ugarte, die Cobentzl, die Collenbach, die Lamberti, die Dietrichstein u. s. w. behalten müssen, keine Genugthuung, keine Rache, ... das ist unmöglich zu verdauen.“ [57] — „Durchaus verzweifeln,“ schrieb er aber auch wieder an Adam, „ist unerlaubt, unnatürlich, unmöglich. Es wäre gegen alle Grundgesetze der moralischen Welt, gegen das Gesetz der Stetigkeit, gegen die Dankbarkeit einer Geschichte, daß eine große alte Welt so vor unseren Augen untergehen sollte, ohne daß irgend eine Maschine, irgend ein inneres oder äußeres Gegengewicht sie aufzuhalten, wenigstens den Fall zu verzögern vermöchte. Ich glaube, es giebt noch Mittel; aber sie sind gewiß von einer ganz neuen, bisher noch kaum geahndeten Art. Mein einziger Trost (jetzt kenne ich sie noch nicht) ist der, daß sobald sie irgendwo aufdämmern, ich immer einer der ersten sein werde, die sie erkennen, begrüßen, umfassen, beleben und befruchten.“ [58]

Im Anfange des Monats Dezember reiste Gentz, da für einen so wohlbekannten und energischen Feind Napoleon's keine Sicherheit mehr in den österreichischen Staaten anzunehmen war, nach Breslau, wo er eine

---

[57] S. Schriften IV. 155.

[58] S. a. Blätter für lit. Unterh. 1857. Nro. 51 S. 934.

aus Oesterreichern, Russen und Staatsleuten aller Art gebildete Gesellschaft vorfand. Die Gräfin Lankoronska, der Graf Hoym, der General Armfeldt waren Personen, die für Gentz in diesem Augenblick die nothwendigsten waren, bereit, mit ihm über den Zustand der Dinge zu klagen und die Hoffnung auf einen endlichen Untergang der Tyrannei Napoleon's mehr und mehr erstarken zu machen. Worauf man freilich seine Hoffnungen bauen wollte, wußte man nicht. Oesterreich blutete aus tausend Wunden; Preußen konnte unter den jetzigen Umständen nicht mehr sein, was es vor Austerlitz hätte werden können und Gentz bewies seine Hoffnungslosigkeit diesem Staate gegenüber, indem er, ohne irgend etwas von dem am 15. Dezember von Haugwitz mit Napoleon geschlossenen Alliancevertrag zu kennen, am 18. September dem Grafen Finkenstein nach Teschen den Gang der Haugwitz'schen Mission so genau verzeichnete, daß dieser nach erlangter Kenntniß von dem Schönbrunner Vertrage zu seinem Erstaunen bestätigt fand, was Gentz selbst nur als ein Spiel seiner Imagination bezeichnet hatte. Ja, wie wenig er sich Illusionen hingab, wie richtig er die Zukunft beurtheilte, zeigte seine Besorgniß, daß Napoleon wohl beschlossen haben möge, für die letztverflossenen zwei Monate an Preußen Rache zu nehmen. „Etwas,"

sagte er schon am 14. Dezember, „geschieht gewiß; es sei nun ein gefahrvoller, halsbrechender Krieg, oder irgend eine traurige Pacifikation; aber irgend etwas Böses steht auch dem nördlichen Deutschland nahe bevor.“ — Auf Rußland gar zu bauen, war ihm, wie schon immer, fern. Die Rettung, welche von diesem Reiche kommt, war immer ein Schlag nach Deutschlands Kraft. Wie diese „Freunde“ von Oesterreich und Deutschland sprachen, mußte er in Breslau von Neuem erfahren. Der Großfürst Constantin und alle russischen Offiziere, die sich dort aufhielten, zeigten ihre Bravour durch den unverschämtesten Nationalstolz, mit welchem sie auf Deutschland als einen verächtlichen Theil der Erde, wo nichts als Verräther und Memmen zu finden wären, blickten. „Ich weiß wohl,“ schrieb Gentz hierüber an Johannes Müller, „daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen, dafür haben unsere Regenten gesorgt; aber wenn man sich denn doch sagt, was die Russen gegen uns sind, — so fühlt man recht, wie elend man geworden.“

Nach dem, wie Gentz bereits in französischen Journalen angegriffen wurde, konnte er nicht daran zweifeln, daß man ihn von Wien exiliren werde. Ende Dezember erhielt er endlich darüber von Seiten des Öster-

reichischen Cabinets nähere Mittheilungen. Man sagte ihm, daß seine eigene Sicherheit erheische, außerhalb der österreichischen Monarchie zu leben und der wünschenswertheste Aufenthalt Dresden sei, wo er sich sowohl in der Nähe Oesterreichs, als auch Preußens befinde und nach beiden Seiten hin seine bisherige Thätigkeit entfalten könne. In Folge dessen reiste Gentz am letzten Dezember 1805 über Bautzen nach Dresden ab, wo Adam Müller seit einiger Zeit schon ansässig war. Niedergeschlagen und über sich selbst und seine fernere Stellung in Zweifel, kam er daselbst an. „Ich habe," schrieb er an Johannes Müller, „viele Jahre lang mit Glanz und Glück gelebt, ohne jemals um die Mittel dazu besorgt zu sein; sie fielen mir zu, und ich war kaum Jemandem Dank dafür schuldig. Geht es ferner so, wohlan! Geht es nicht, bin ich auch gefaßt. Ich kenne zum Glück mehr als eine Gattung von Zufriedenheit und Genuß; und soviel als ich brauchen werde, um in einem stillen Winkel der Erde bequem und angenehm zu leben, wird mir nie entgehen. Die Sache aufgeben müssen — dies, dies wäre das Entsetzlichste; aber auch dies dämmert schon vor meinem Blicke." Kurz zuvor trug er sich noch mit dem Gedanken, eine geheime Gesellschaft zu gründen, die ausschließend nur an der Aufrechthaltung der alten Welt-

ordnungen arbeiten sollte. Graf Armfeld und Panin erschienen ihm als die einzigen, die er dazu für fähig hielt, während er Johannes Müller ganz offen mittheilte, daß er das Neue zuviel mit dem Alten zu verweben trachte und deshalb für diese Gesellschaft nicht tauge. Es war dies freilich nur eine jener flüchtigen Ideen, die Gentz in Momenten der Gedrücktheit wie die einzigen Mittel erschienen, sich emporzuheben; aber charakteristisch ist es doch, daß er in dem Augenblick, wo Napoleon das alte System der Staaten zerriß, so eifrig an eine Erhaltung dieser Ordnung dachte, nicht in ihrem alten Geiste, dagegen spricht seine ganze Agitation während dieser Zeit und er selbst sagt es; aber in ihrer alten Form, und immer geneigt, lieber dem Dualismus Geltung zu verschaffen, als deutsche Staaten wie Baiern, Würtemberg u. s. w. zu französischen Provinzen machen zu lassen.[59]

Als Gentz in Dresden vom Wagen stieg, vernahm er die endliche Verabschiedung des Grafen Cobentzl, die interimistische Ernennung seines Freundes Stadion zum Nachfolger desselben und den Abschluß des unglücklichen Presburger Friedens. Alle directen,

---

[59] Vergleiche hierüber Schriften IV. 163. 177 ff. 180 — Auch deutsches Museum 1857. Nr. 43. S. 606.

Verluste der österreichischen Monarchie an Land und Einkünften erschienen ihm aber doch nur als ein sehr untergeordnetes Uebel in Vergleich zu der voraussichtlichen Totalrevolution des ganzen Zustandes von Deutschland. Der Rheinbund, der noch nicht errichtet war, schwebte Gentz bereits vor und der Gedanke, daß seine Ahnung sich bestätigen könne, war ihm schmerzlicher als die Zerstörung aller seiner Hoffnungen durch die Schlacht von Austerlitz. Eine Schlacht war doch, selbst wenn ihr eine Niederlage folgte, ein Beweis sittlicher Kraft: aber für einen Patrioten, wie Gentz es war, mußte die Verrätherei deutscher Kleinfürsten, die Lust, mit der sie ihr Vaterland selbst zerfleischten und dem Feinde überlieferten, etwas furchtbar Niederdrückendes haben. Dennoch war er weit entfernt, mit Verzweiflung, thaten- und ideenlos, dem beginnenden Henkerspiele deutscher Ehre zuzuschauen. Darin zeigt sich aber der wahre Patriotismus, daß er, wenn Alles sich preisgiebt und verzagt und nicht an Rettung denken will, Hoffnungen herausschaufelt und Waffen für die Feinde schmiedet. Für Gentz gab es keine Muthlosigkeit der Art, um in dieser Antagonie des deutschen Reiches nicht noch Worte der Vaterlandsliebe, der Ehre und der Kraft zu sprechen, ja, um nicht die kühnsten Ideen über die Mittel zu hegen, mit denen Frankreichs Macht

zusammengestürzt werden könne. Sein Hort war das unüberwundene, unüberwindliche Brittanien. Er hoffte, England werde auch allein, wenn es nur seine Irrthümer hinsichtlich Deutschlands und seiner Landmacht aufgebe, dem längsten Krieg mit Napoleon gewachsen sein, nur müsse es im Stand der Nothwehr die Schiffe aller Nationen, die nach Frankreich gehen, wegnehmen, sich in völligen Besitz des spanischen Amerika und überhaupt der ganzen übrigen Welt außer dem europäischen Continent setzen: so müsse Frankreichs Macht in wenig Jahren aus völliger Atrophie zusammenbrechen. [60] Aber es waren nicht blos Ideen solcher Art, mit denen er an dem Sturz Napoleon's arbeitete; er sprach in dieser Zeit, wie Keiner, Worte der glühendsten Vaterlandsliebe; er suchte, wo immer, den Widerstand gegen den Cäsar zu stärken; er hatte, wo es diesem Streben galt, Rath und That zur Hand, obgleich er wußte, daß der Augenblick noch lange nicht da sei, bei der Nation und ihren Fürsten auf ein Verständniß für die Schmach zu rechnen, in der sie fühllos sich gefielen.

Nach so vielen Aufregungen und inneren Kämpfen bildete der Aufenthalt in Dresden gewissermaßen eine

---

[60] Aus einem Briefe von Gentz an Böttiger im Anfange des Januars 1806.

Erholung für Gentz. Obgleich er nie aufhörte, die Wolkenbildungen am politischen Horizont zu verfolgen, lebte er doch hier zum erstenmal seit langer Zeit sich selbst wieder. Wie von einer Insel, um die der stürmische Ocean braust, sah er von der sächsischen Königsstadt aus mit schmerzlichen Empfindungen dem großen Drama der Auflösung des deutschen Reiches zu. Was er so lange gefürchtet und vorausgesehen, war nun mit furchtbarer Wahrheit in Erfüllung gegangen und alles Hoffen schien eitel und Blendwerk zu sein.

Einigen Trost bot freilich die Arbeit, der sich Gentz mit ungemeinem Eifer hingab, zum Theil auch die Gesellschaft. Wohlmeinende und ihm verwandte Geister lebten dort und ein Kreis edler Frauen bot eine Quelle der mannigfaltigsten Genüsse dar. Nicht mit Unrecht meinte Gentz damals, es sei ein wahrhaft außerordentliches Phänomen, daß man eher zehn treffliche Frauen von großem Gemüth, lebendigem Ehrgefühl, unversöhnlichem Hasse gegen das Böse und dabei umfassendem Geiste fände, als einen Mann, der die Hälfte dieser Eigenschaften in sich vereinige. Die Gräfin Brühl und Frau von Berg waren ihm glänzende Beweise für diese Behauptung.

Ein anderer Genuß ward ihm durch Adam Müller

geboten, mit dem er über allerhand religiöse und spekulative Fragen stritt. Müller bildete sich damals nicht wenig auf seine Vorlesungen ein und Gentz war so entzückt von seinem Schüler, daß er überall Zuhörer für denselben anwarb, Müller als ein Genie bis nach Indien hin ausposaunte und einmal selbstgefällig äußerte, Müller sei das beste Werk, welches er hinterlasse. Der romantische Weltverbesserer ward von dieser Schmeichelei auch so sehr umstrickt, daß er mehrmals versuchte, dem Manne, dem er doch nur nachahmte, sein Uebergewicht zu erkennen zu geben. Gentz ließ sich dies gern gefallen, denn wenn es schließlich an den Ernst der Dinge ging, zeigte sich wohl, wer der eigentliche Meister sei.

In den ersten Wochen des Mai erschien auch endlich das seit fast einem Jahre vollendete Werk über den spanischen Krieg von 1805.[61] Es war anfänglich dem Buchhändler Fröhlich in Berlin zum Druck übergeben worden; die Censur hatte jedoch, trotzdem sie ihren Rothstift weiblich geltend machte, aus Rücksicht für Napoleon den Druck nicht gestattet. Es wurde

[61] Authentische Darstellung des Verhältnisses von England und Spanien vor und bei dem Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten. Von Fr. Gentz. Petersburg. Hartknoch 1806.

darauf Perthes gesandt; aber auch dieser getraute sich unter den damaligen Verhältnissen nicht, den Verlag zu übernehmen.[62] Nach den vielfachsten Irrfahrten nahm es beim Ausbruch des österreichischen Krieges der Buchhändler Hartknoch, bei dem es dann endlich, zum Verdruße von Gentz aber mit Auslassung der von der Berliner Censur gestrichenen und nicht wieder ergänzten Stellen, gedruckt erschien. Nach den inzwischen eingetretenen Ereignissen hatte es freilich an Interesse eingebüßt, doch ersetzte reichlich die Vorrede, was dem eigentlichen Werke benommen war. Die Apotheose Englands war hierin mit einem Ausfall auf die Fügsamkeit der festländischen Cabinette gegen den Uebermuth Napoleons verbunden und der edle Zorn der Gerechtigkeit geißelte „die nervenlose Politik der Höfe und die unwürdige Ergebenheit der Zeitgenossen."

Was Gentz durch die vielfachen Störungen und Umänderungen, welche diese Schrift erlitten, hier verabsäumt zu haben glaubte, übertrug er jedoch in die Vorrede zu seinem fast gleichzeitig erscheinenden Werke über das europäische Gleichgewicht. Die Anregung zu dieser Schrift, welche die Perle der ganzen litera-

[62] S. Friedrich Perthes Leben 4. Aufl. I. 151.

rischen Thätigkeit von Gentz bildet, wurde ihm durch Adam Müller gegeben, der ihm unterm 7. September 1805 ein Manuskript: „Betrachtungen über das europäische Gleichgewicht bei Gelegenheit der Note ꝛc." übersandte. Ende September entwarf Gentz, ohne von der confusen Arbeit Müller's mehr als einige treffliche Gedanken zu benützen, diese Schrift, an die er „mit einem wahren Feuereifer" ging. In acht oder zehn Capiteln wollte er das ganze damalige politische Verhältniß zwischen Frankreich und den übrigen Staaten darstellen. Das Werk wuchs jedoch zu einem so großen Umfange an, daß er sich entschloß, vorläufig nur das Kapitel besonders herauszugeben, welches die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich betraf. Da durch die Schlachten von Ulm und Austerlitz aber auch hierbei wieder Veränderungen angebracht werden mußten, so versah Gentz das Bruchstück mit einer darauf hinzielenden Einleitung, die werth ist, als eins der ersten Meisterwerke unserer Literatur, als eins der erhebendsten Denkmale aus jener sonst so trauervollen Zeit, hingestellt zu werden[63] Was Gentz an hinreißender Schönheit des Styls zu

[63] Vergleiche Briefwechsel mit Adam Müller S. 41; Gentz Schriften IV. 111, 147, 148; Häusser II. S. 554.

leisten vermochte, wie warm sein Herz für das Vaterland geschlagen, wie tief er das Wesen der Dinge zu erkennen verstand — nirgends sind diese Vorzüge und Tugenden in einem glänzenderen Lichte erschienen, als in dieser Einleitung zu dem Fragment über das Gleichgewicht. Wenn irgend mit der Gewalt der Gründe und mit den flammendsten Worten politischer Beredsamkeit die Macht der Entnervung und Stagnation des damaligen deutschen Volkes zu bezwingen gewesen wäre, so hätte einer Schrift, wie die, welche Gentz damals erscheinen ließ, dies schwierige Werk gelingen müssen. Wahrlich, der Mann hatte so Viel, so Gewaltiges für seine Nation gethan, daß es nur zu natürlich war, wenn er im Andenken an die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen von ähnlichen für immer abgeschreckt wurde und später nicht glauben wollte, daß diese selbige Nation achtungswerther und gesinnungstüchtiger geworden sein könne!

Diese „Fragmente aus der neuesten Geschichte des europäischen Gleichgewichts in Europa“ [64] waren um so bedeutender, als so unmittelbar und mit Bewußtsein auf die Erweckung des nationalen Selbstgefühls zu wirken, wie Gentz es hierin that, kaum einer oder der andere von den Trägern

[64] Abgedruckt bei Weick, Stuttgart 1838. IV. S. 78.

der neuen Culturepoche bemüht gewesen ist. Man hatte in allem Ernst noch kein klares Verständniß von der Bedeutung der napoleonischen Macht und nur Einzelne erkannten, welch eine natürliche Gefahr für Alle in einem Staate gelegen sei, der absolutistisch concentrirt, durch und durch militairisch gestaltet und von einem genialen Emporkömmling geschaffen und geleitet war. „Der jetzige Regent dieses Landes," heißt es in den „Fragmenten" mit zu treffender Wahrheit, streckt seinen gefürchteten Scepter über eine unermeßliche Ebene aus, wo ihm nirgends Höhen oder Tiefen, kein Hügel, kein Erdwall, nicht die kleinste Umzäunung begegnet, die ihn aufhalten oder ablenken könnte. Aus dem Mittelpunkte seines einförmigen Reiches regiert er mit einem allmächtigen Cabinet, einem Ministerium, das vor seinem Willen zittert, einer aufgezogenen fiskalischen Maschine, einer allgegenwärtigen und allwissenden Polizei, einer ihm völlig ergebenen Armee und so und so viel Präfekten und Unterpräfekten, eine Nation von 30 Millionen so leicht, so sicher und so unumschränkt, als in den guten Zeiten des osmanischen Reiches der Großherr vom Serail aus durch seine Pascha's und Aga's sein Europa und Asien beherrschte." Es kam noch hinzu, daß die Trägheit und der Knechtsinn, der in jeder ähnlichen drohenden Zeit seinen erbärmlichen Trost be-

reit hält, damals die Gefahr gar nicht für so bedeutend, die Sorge der Einsichtigen für übertrieben hielt. „Man solle doch, läßt Gentz diese Ruhelustigen sprechen, sein ruhig und kaltblütig und friedfertig und vor allen Dingen unthätig bleiben; der ausgetretene Strom werde schon von selbst wieder in sein Bett zurückkehren; eine Weltherrschaft sei ja offenbar ein Unding; ob Frankreich einige Provinzen oder Festungen mehr oder weniger besitze, das werde nichts über Europa entscheiden; noch ständen die größeren Mächte doch alle; verschiedene hätten ja selbst Zuwachs erhalten." Wie es dann nach dem Frieden von Presburg immer schlimmer wurde, ließ sich die Philosophie der Impotenz noch lauter vernehmen. Man müsse sich dem Unvermeidlichen fügen und mit dem Gewaltigen gut zu stellen suchen. Dem kam der Philisterſinn des großen Haufens bereitwillig zu Hilfe. „Daß es für Jeden — rief diesen Gentz damals prophetisch zu — der im Staate lebt, wie gering und ohnmächtig er auch sein mag, außer den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens noch andere von höherer Art giebt, daß unter diesen Nationalehre, ein geachteter Name, eine unabhängige Verfassung, ein bestimmter, wohl versicherter Antheil an einem wirklichen Staatensystem die wichtigste Stelle behaupten, soll man darüber einen förmlichen Beweis

führen? Diese Wahrheiten müssen gefühlt, und solchen, die stumpf dagegen wurden, können sie nie mehr aufgedrungen werden. Wenn aber einmal ein Volk so tief in egoistische Bestrebungen, in unwürdige Maximen, in einen beschränkten und niedrigen Gesichtskreis verfiel, daß alles öffentliche Interesse ihm fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung, der Werth einer selbständigen Existenz auf der engen, dürftigen Wage der gemeinsten Vortheile gewogen und der Verlust aller Freiheit und Würde eine gleichgiltige Begebenheit wird, dann ist es nicht mehr Zeit, an die edleren Gefühle zu appelliren; die Sclaverei ist vollendet, auch ehe noch der Unterdrücker erschien; der Staat ist aufgelöst, auch ehe er noch sichtbar zusammenstürzte." Mit der ganzen siegreichen Kraft der Gründe und der Rede wies er dann jene verblendete Klasse zurecht, die nichts weiter wußte, als über die „unerträgliche Selbstsucht Englands" Zeter zu schreien und in ihrem weltbürgerlichen Eifer der continentalen Despotie nächstkünftiger Zeiten die Wege ebnen half. Die Britten, meinte Gentz, trieben freilich ihre öffentlichen Dinge niemals mit der tugendsamen Scheu, deren charakterlose Schwäche man in Deutschland so gern für hohe Uneigennützigkeit und Humanität ausgiebt, sie führten ihre Politik wie jetzt

dieſen Weltkampf gegen Napoleon mit einem großen, thatkräftigen Egoismus, den der Gegner hat bitter haſſen, aber nie verachten können.

Die Vorrede iſt aber der eigentliche Aufruf an die deutſche Nation, die der „moraliſchen Fäulniß der Welt," die Alles zerfraß und vergiftete, verfallen war. Hier brennt das Feuer eines heiligen Patriotismus und eine Beredſamkeit macht ſich hier geltend, wie ſie ſo groß und tief zu jener Zeit von keinen deutſchen Lippen ſtrömte. „So lange Ihr (die Guten, Reinen, Starken) noch aufrecht ſteht, iſt Nichts ohne Hoffnung gefallen," ſchrieb Gentz; „durch Deutſchland muß Europa wieder emporſteigen — unmöglich kann Deutſchland in ſchmählichem Verfalle bleiben, unmöglich, daß ſo viel Geiſtesgewalt, ſo viel perſönliche Superiorität, ſo viel vereinzelte, aber gediegene Kraft, ſolcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielſeitiger Bildung, als wir in unſerem Schoße vereinen, ſich nicht, früh oder ſpät, in irgend einem Brennpunkt ſammele, von dort aus das Ganze belebe und alle eitlen Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus dieſem ehrwürdigen Stamme ſo mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus dieſem Mutterlande europäiſcher Herrſchaft, aus ſo vielen, durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Namen, zur

Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen, von uraltem Glanze auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung noch umstrahlten Fürstengeschlechtern, nicht endlich ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, die Thränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeiste, er erscheine, wann er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder wiederkehrenden, rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und echter, aus Gott geschöpfter Weisheit verständige und würdige Priester, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben, als dies, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf!" — Es waren herrliche Worte, die Gentz damals sprach; aber wie große Begeisterung sie auch in den literarischen Kreisen und bei seinen geistverwandten Freunden fanden — an der Nation gingen sie spurlos vorüber und die erschütternde Folge neuer Katastrophen überholte

ſie ſchnell. Um dieſe Fäulniß des Volkes auszurotten, reichten die Schneiden ſo mächtiger Worte nicht mehr aus; es bedurfte fühlbarerer, wuchtigerer Mittel.

In der That wurde es in Deutſchland immer trauriger; jeder Widerſtand war zu Ende; Napoleon geſtaltete das deutſche Reich, machte die verrätheriſchen Kurfürſten zu Königen, errichtete das Vaſallenthum der Rheinbundsfürſten und löſte das tauſendjährige Reich Karl's des Großen auf. Der letzte deutſche Kaiſer war vom ehrwürdigſten der Throne geſtoßen und ferner noch an ein Deutſchland zu glauben, war unmöglich. Dieſes Reich, innerlich ſchon längſt gebrochen und aufgelöſt, zerſtob beim Sturm, und nur ſeine Warten, Oeſterreich und Preußen, ſtanden noch da, wenn auch auf morſchen, wurmſtichigen Mauern. Jetzt galt es zu zeigen, wer zu ſchwach, wer ſtark genug ſei, dieſe Kriſis zu überleben. Gentz ſchrieb überall hin aufmunternde Briefe, beſonders an Johannes Müller, der jetzt begann, die wahre Gehaltloſigkeit ſeines Charakters zu enthüllen, und verzagt und mißtrauiſch, ohne ſittlichen Halt bei allen demoſtheneiſchen Phraſen, mit einem Manne wie Gentz nicht Schritt zu halten verſtand. „Es wird, es muß beſſer werden, ſchrieb ihm Gentz, und *wir* können es beſſer machen, wenn wir wollen. Mich ſchreckt nun ſelbſt die Einſamkeit nicht; denn da

Sie mich verlassen, stehe ich wirklich ganz allein. Aber ich fühle Kraft in mir, noch viele Jahre ohne Unterlaß zu arbeiten, und etwas kömmt gewiß heraus.“ Die Verschiedenheit ihrer sittlichen Gesundheit ward zwar für einen Augenblick dadurch verhüllt, daß Müller bei seinem Besuche in Dresden, im Juni 1806, sich wieder in der ihm eigenen weichlichen Entzückung über Gentz erging; aber wie sehr er Alles aufgegeben und jede Männlichkeit der Gesinnung, die er sonst so prahlerisch aufgezeigt, verloren hatte, bewiesen seine immer mißtrauischeren, ängstlicheren und abwehrenden Briefe, die er nach seiner Rückkehr von Berlin an Gentz und seine anderen Freunde richtete.[65] Er war, ähnlich wie Dalberg, ein sprechendes Beispiel, was die kosmopolitische Gelehrtenbildung und ein leicht entzündbarer Enthusiasmus über Alles und Jedes aus einer Persönlichkeit machen konnte, der es, wie dem deutschen Volke überhaupt, nicht an Geist und nicht an Wissen, aber an der Energie eines gestählten Charakters durchaus gebrach. Einen solchen aber besaß Gentz, trotz seines tiefen Wissens und trotz seiner außerordentlichen Empfänglichkeit, die ihn bald in die Dinge verliebt machte. „Es ist wahr,“ schrieb er Johannes

[65] S. a. Perthes Leben I. 136.

Müller, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht auch gefaßt? Ist es denn viel schlimmer, als wir es voraussahen? — Steht die Welt auf einem unseligen Punkte still? Treibt ihr ewiger Umschwung nicht mit jedem Tage neue Combinationen und neue Hoffnungen hervor? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht!"

Diese Energie eines gestählten Charakters, die Gentz besaß, ermöglichte es auch, daß er rastlos an einer Sache fortarbeitete, die selbst bedeutenderen Charakteren damals nicht einer Anstrengung mehr werth war. Nach dem Tode Pitt's, der selbstverständlich eine niederschmetternde Wirkung auf Gentz machte, war Fox an die Regierung gekommen und begann die Friedensunterhandlungen mit Napoleon. Dies verhinderte Gentz nicht, in einem langen Memoire dem englischen Cabinet den wahren Zustand der Dinge in Deutschland mitzutheilen, um so mehr, da dies sich trotz aller Warnungen noch immer in der hartnäckigsten Unkenntniß darüber befand. Um den englischen Staatsmännern ihre Fehler klar zu machen, behandelte er ausführlich die Coalition von 1805 und die Verstöße, welche die alliirten Mächte in Ansehung Preußens begangen hatten. Er nimmt, ohne seinen Unwillen

über die jämmerliche Politik von Haugwitz und Consorten zu unterdrücken, Preußen hierin in Schutz und mißt England, noch mehr aber Rußland alle Schuld des Mißlingens bei. Der Zutritt Preußens sei noch am 10. Dezember, fünf Tage, ehe Haugwitz die Schönbrunner Alliance mit Napoleon ohne Bewilligung des Königs abgeschlossen, gewiß gewesen und nichts als die gehäuften Fehler der Verbündeten habe Alles zerstört. Der Czar in seiner „Gutmüthigkeit" habe selbst dem Könige nach der Schlacht von Austerlitz den Rath gegeben, nicht mehr in die Coalition einzutreten und sei über Hals und Kopf abgezogen.

Während er so England für die Zukunft Winke gab, betheiligte er sich auch an dem Reformationswerke des österreichischen Staates, das Graf Stadion mit Eifer zu unternehmen begann. Oesterreich hatte aus dem schmachvollen Ausgang des Krieges doch den einen unschätzbaren Gewinn gezogen, daß die Einsicht in die Gründe des Uebels diesmal lebhafter und allgemeiner war, als nach den Tagen von Campo Formio und Luneville. Graf Stadion hatte die Leitung des Staatsschiffes, und das Wirken dieses ritterlichen, edeldenkenden Mannes ging wie ein erfrischender Hauch über das Oesterreich der Thugut'schen und Cobentzl'

schen Zeit. Er sollte binnen wenig Jahren zeigen, was ein Staatsmann von Kopf und Herz für das Wohl der Nation und mit dem unverbrauchten Stoff dieser Länder zu leisten vermag. In einem Aufruf vom 1. Februar 1806 hatte Kaiser Franz verheißen, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geistes-kultur, durch Belebung der Nationalindustrie in allen höheren Zweigen, durch Wiederherstellung des öffentlichen Credits erhöhen zu wollen," und es ward Ernst gemacht mit dieser Verheißung. Ein neues Finanzsystem wurde entworfen und Gentz sandte von Dresden aus seine Memoires ein. Unter den damaligen Umständen war auch sein Entwurf über die Stiftung einer neuen österreichischen Monarchie keineswegs phantastisch, wenn auch eine so durchgreifende Umgestaltung nicht unternommen ward. Er meinte, man solle die Residenz von Wien nach dem Innern Ungarns hinverlegen, die deutschen Staaten als Grenzprovinzen behandeln, Fiume und Triest um jeden Preis wegen der Wasserkommunikation halten und mit den reichen noch übrigen Hilfsquellen sich so zu befestigen suchen, „daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können." Ein anderer Entwurf behandelte die Durchführung einer allgemeinen Pazifikation, ein umfassendes, aber nicht vollendetes Werk, des-

sen näherer Inhalt leider zu wenig bekannt wurde, um ihn heute noch angeben zu können.

Das Verhältniß Preußens zu Napoleon gestaltete sich inzwischen mit jedem Tage unheilbarer, und es war vorauszusehen, daß eine so perfide und leichtsinnige Politik, wie die des Grafen Haugwitz und Lucchesini's war, über kurz oder lang ein schmähliches Ende finden würde. Napoleon nahm nach dem Schönbrunner Vertrag gegen Preußen eine immer brutalere und verachtendere Haltung an und das thatenscheue Preußen mußte mit dem aufgedrungenen Vertrag vom 15. Feber 1806 den letzten Rest seiner Achtung verhandeln. In Berlin selbst sah man wohl jetzt ernster auf die Möglichkeit eines Krieges gegen einen so rücksichtslosen Bundesgenossen; aber man fürchtete sich doch wieder so sehr vor allen entschiedenen Feindseligkeiten, daß man zu jenem unwürdigen Heucheln und politischen Doppelspiel gezwungen war, welches Preußen nirgends Vertrauen noch Freunde, überall aber Verachtung und Feinde erwarb.

Schon nach dem Schönbrunner Vertrag hatte Gentz die Folgen einer so erbärmlichen Politik vorausgesehen; sie war in zu vielen Stücken ein Pendant der früheren Cobentzl'schen, daß man füglich, so lange sie herrschte, von Preußen nicht besser als von

Oesterreich im Jahre 1805 denken konnte. Daß Preußen allein nicht gegen die ungeheuere Uebermacht Napoleon's auftrat, verargte Gentz ihm keineswegs, aber wenn er Offenheit und Energie von der preußischen Politik verlangte, so traf er damit das allein Richtige, mit der sie so schmählichen Verhandlungen, wie sie seit dem Februar in Paris stattfanden, hätte ausweichen können. Die Charakterlosigkeit und der Leichtsinn des Haugwitz'schen Cabinets mußte Gentz das Aergste befürchten lassen, besonders nachdem Preußen von Neuem Hannover besetzt, an Schweden und England aus Furcht vor Napoleon den Krieg erklärt hatte, und es doch andererseits ihm durch die englischen Staatsmänner bekannt geworden war, daß Napoleon in demselben Augenblicke, wo Preußen Hannover als Lehen von dem gefürchteten Bundesgenossen hinnahm, es ohne Scrupel den englischen Forderungen zugesichert hatte. Als im Anfange des August der Freiherr von Stein, der, wie Hardenberg, dem damaligen Cabinet mit angehörte, nach Dresden kam, theilte ihm Gentz offen seine Besorgnisse mit, und Stein war der Mann, der sie zu würdigen verstand. Welchen Eindruck er auf Gentz gemacht, geht aus einem Briefe vom 11. August hervor: „Der Minister von Stein," schrieb er, „ist der erste Staatsmann von Deutschland. Der sollte

mir gewiß, wenn ich in Berlin lebte, nicht brach liegen; bei seinen tiefen Einsichten und großem Charakter käme es blos darauf an, ihm Beistand zu versichern; denn zu handeln ist er völlig entschlossen." —

Inmitten der widersprechendsten Gerüchte war jedoch der Bruch zwischen Preußen und Frankreich erfolgt. Napoleon hatte längst seinem Haße und seiner Verachtung gegen Preußen keinen Zügel mehr angelegt und verhandelte, ohne die geringste Notiznahme von seinem Bundesgenossen zu nehmen, Hannover an England und ein Stück Polen an Rußland. Als Lucchesini diese Perfidie an den König berichtete, war der Krieg entschieden; selbst wenn man nochmals hätte einlenken wollen, wie ja seit einem Jahre so oft, so fürchtete man sich doch vor dem Lärm der immer ungehaltener werdenden Kriegspartei in Berlin. Als Gentz die Nachricht von der Mobilmachung der preußischen Armee vernahm, war er im höchsten Grade erstaunt. Er wußte sich diese plötzliche Rüstung nicht zu erklären, da es ihm bereits bekannt geworden war, daß der Friede zwischen England und Frankreich nicht zu Stande komme, eine Wegnahme Hannovers Seitens Napoleon's jetzt also nicht erfolgen würde. Daß Preußen mit einem Male gegen Napoleon rüste, schien ihm nach allen früheren Schwankungen der Haugwitz'schen Poli-

tik nicht Ernst zu sein und er bezweifelte die Aufrichtigkeit dieser Gesinnungsveränderung um so mehr, als man einen so wichtigen und nothwendigen Bundesgenossen, wie Sachsen, noch nicht einmal zu gewinnen versucht hatte. Diese Zweifel hoben sich endlich bei Gentz, nachdem Graf Götzen in Dresden angekommen war und offiziell die Mobilmachung Preußens gegen Napoleon bestätigte.

In der Voraussetzung, daß Preußen die wichtigsten Gründe zu einem Kriege im jetzigen Momente haben müsse und jedenfalls nicht so isolirt sei, als es schien und auch in der That war, schrieb Gentz an den Grafen Stadion, um über die etwaige Betheiligung Oesterreichs an diesem Kriege Näheres zu erfahren und zugleich die Coalition zwischen beiden Staaten zu befürworten. Oesterreich jedoch war noch gar nicht von Preußen zu einer Coalition ernstlich aufgefordert worden und überdies Willens, theils weil es noch zu sehr geschwächt war, theils weil es kein Vertrauen zu einem so charakterlosen Mann wie Haugwitz hegen konnte, vollständige Neutralität zu bewahren. Stadion theilte dies Gentz am 10. September mit, indem er zugleich aber auch versicherte, daß er Preußen trotz alle dem auf die Dauer nicht im Stiche lassen werde. „Au reste," schrieb er, „j'envisage com-

me vous la crise actuelle; elle touche à notre existence comme à celle de Prusse; et quelques soient les difficultés momentanées et l'incertitude de notre position, jamais ni l' Empereur ni moi n'imagineront de séparer réellement notre cause de celle de cette puissance.“ Gentz ſandte dies Schreiben Stadion's an Graf Götzen, indem er hinzufügte: „Dieſe vorläufige, freilich nur vorläufige Erklärung — aber wie wäre auch für jetzt eine beſtimmtere zu erwarten? — kommt aus einer ſo echten Quelle, daß ſie gewiß die höchſte Autorität für Sie haben kann.“ [66] Die Nachläſſigkeit, mit der man jedoch die guten Intentionen des öſterreichiſchen Cabinets in Berlin behandelte, erregten bei Gentz nicht geringe Beunruhigungen, um ſo mehr als er auch zwiſchen England und Preußen noch nicht das nothwendige Einverſtändniß wieder angebahnt ſah. Jetzt erſt ward ihm klar, wie unglücklich der Moment des Losſchlagens von Preußen gewählt ſei, da es ohne Verbündete einem Kampfe entgegengehe, den es allein unmöglich glücklich zu Ende führen könne; denn, daß er, ſelbſt wenn man der ruſſiſchen Hilfe verſichert war, auf dieſe nicht eben große Hoffnungen ſetzte, konnte

[66] Schreiben vom 16. September 1806.

nach den früheren Erfahrungen und nach seinen oft ausgesprochenen Ansichten darüber nicht bezweifelt werden.

Eifriger jedoch, als selbst das preußische Cabinet, nahm er sich, da einmal die kriegerische Situation vorhanden war, der für Deutschland so wichtigen Sache an. Er schrieb zuvörderst über den veränderten Zustand der Dinge nach England. Seine Voraussetzung, daß man dort noch gar nichts von der preußischen Mobilmachung gegen Napoleon wissen würde, war in der That richtig, und erst durch Gentzens Bericht erfuhren die englischen Staatsmänner die neue preußische Schwenkung, stellten sofort alle Feindseligkeiten gegen den bisher kriegsmäßig behandelten Staat ein, und warteten nur auf ein Wort von Haugwitz, um Lord Morpath behufs weiterer Unterhandlungen an den Berliner Hof zu senden.

Jetzt erst begann nun auch das preußische Cabinet sich nach Bundesgenossen umzusehen. Man fragte in England, in Wien, in St. Petersburg an, aber es geschah in dem Augenblick, wo die französische Armee bereits heranrückte und eine Schlacht in der nächsten Zeit vorauszusehen war. Unbesorgt um eine so wichtige Sache, strengte man sich ausschließlich an, Alles schlagfertig zu machen. Die Armee rückte in ihre

Stellung; der Herzog von Braunschweig ward zum Feldherrn ernannt; der König, die Königin und der ganze diplomatische und militairische Apparat gingen nach Naumburg ab.

Ende September erhielt Gentz plötzlich vom Grafen Haugwitz aus Naumburg, und auf speziellen Wunsch des Königs, eine Einladung nach dem Hauptquartier. Was das preußische Cabinet bewog, den früheren preußischen Kriegsrath zu sich zu bescheiden, war vor Allem wohl die Absicht, durch die Anwesenheit eines so bekannten und energischen Franzosenfeindes die öffentliche Meinung von dem Ernst der kriegerischen Politik zu überzeugen — eine Absicht, die auch vollkommen gelang.[67] Ferner konnte es dadurch den Anschein gewinnen, als werde der Anschluß Oesterreichs durch ihn abgeschlossen; man schmeichelte sich selbst mit der Hoffnung, der Einfluß von Gentz werde es ermöglichen, das noch immer unentschlossene Oesterreich zur Coalition mit Preußen zu bewegen. Auf jeden Fall war aber die Hilfe und der Rath eines solchen Mannes so ängstlichen und ungeschickten Leuten, wie Haugwitz, Lucchesini und Lombard es waren, in vielfacher Hinsicht von Wichtigkeit.

Ohne zu wissen, was er eigentlich im preußischen

[67] S. Perthes, I. 138.

Hauptquartier solle, entschloß sich Gentz doch, der Einladung zu folgen und schrieb darüber an Stadion. Am 2. Oktober reiste er von Dresden ab und kam schon am 3. spät Abends in Naumburg an. Mit diesem Eintreffen beginnt seine, in Form eines Tagebuches gehaltene „Geheime Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806," eines der meisterhaftesten und werthvollsten Dokumente zur Verständniß jener furchtbaren Katastrophe. [68]

Kaum war Gentz im Hauptquartier eingetroffen, als er eine Einladung vom Grafen Haugwitz erhielt, der ihn ersuchte, ihn nach Erfurt, wohin am nächsten Tage das Hauptquartier verlegt werde, zu begleiten. Gentz nahm diesen Vorschlag an, entsagte der Hoff-

[68] Gentz schrieb jeden Abend die Begegnisse im preuß. Hauptquartier auf; einige Monate später revidirte er dies Tagebuch und machte davon eine Abschrift, die er sogleich, so viel wir erfahren haben, Lord Carysfort nach England sandte, während er das Original Stadion überschickte (1807). Gedruckt wurde es zuerst 1836 in England im United Service Journal. Danach erschien eine Uebersetzung in der Minerva (1836. 1837.), die bald darauf (besonders Oktober 1837 und Februar 1838) Berichtigungen dazu brachte. Auch bei Schlesier II 185 ff. findet es sich abgedruckt. -- Vergl. hierüber Schlesier II. 190 Briefwechsel mit A. Müller. S. 116, dagegen die Ansichten von Merkel. Charakteristiken II. 251. Hallische Jahrb. 1839. Nr. 37.

nung, in ein oder zwei Tagen abgefertigt zu sein, und reiste am 4. Oktober mit dem Generalstabe über Auerstädt nach Erfurt ab. Die Eindrücke, welche die kriegerische Umgebung und die vorüber ziehenden Truppen auf ihn zu Gunsten der ganzen Sache machten, wurden aber schon an diesem Tage durch die Unterhaltung mit dem General Kalkreuth, einem der tüchtigsten preußischen Generäle, arg paralisirt, und nachdem Gentz aus diesem Munde gehört, wie groß die Kopflosigkeit in der Leitung des Ganzen, wie unfähig der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber sei, wie wenig Vertrauen selbst die besten Militairs in das übereilte Unternehmen setzten, fing er an, selbst die leisen Hoffnungen, die er noch gehegt hatte, aufzugeben. Nach Allem ergab sich, daß man noch gar keinen Feldzugsplan entworfen hatte, über die Absichten der Franzosen nicht die geringste Kenntniß besaß und noch immer zwischen einem Offensiv- und Defensivsystem schwankte.

Noch größere Bedenken über den Ausgang des unternommenen Krieges bemeisterten sich Gentz, als er in Erfurt von Haugwitz und Lucchesini ins Vertrauen gezogen wurde und nun den Wirwar ermessen konnte, der in der obersten Behörde herrschte. Haugwitz suchte sich über seine Politik seit der Schlacht von Austerlitz

aufs Beste zu rechtfertigen, ohne daß es ihm jedoch gelang, Gentz von seiner Indignation über dieselbe abzubringen. Er prahlte mit der Hilfe Englands und Rußlands, und als Gentz ihm entgegnete, daß er ja darüber noch gar keine Beweismittel in Händen haben könne, rettete sich Haugwitz aus der Verlegenheit, indem er meinte, den Anfang des Feldzuges würden die Preußen wohl allein aushalten können. Zugleich suchte er Gentz zu bereden, nach Wien zu reisen und Oesterreich zum Beitritt des Krieges zu vermögen — ein Ansuchen, welches Gentz ausschlug, nachdem das preußische Cabinet selbst bisher noch keine ernsten Schritte gethan hatte, Oesterreich zu gewinnen, und das schlechte Vertrauen, welches ihm Haugwitz und die ganze Unternehmung einflößten, doch unmöglich zu einer Empfehlung derselben auf eigene Verantwortung hin verleiten konnte. Wie wenig diese Staatsmänner gelernt hatten, zeigte sich auch darin, daß Haugwitz mit einer gewissen Selbstgefälligkeit erzählte, wie Rußland nöthigenfalls Oesterreich zur Bundesgenossenschaft zwingen werde — eine Idee, über welche Gentz in die größte Entrüstung gerieth, wenn er bedachte, wie ein Jahr früher dieselbe Thorheit Preußens Beitritt zur Coalition unmöglich gemacht hatte. Haugwitz ließ sich, da er selbst gar keinen Plan hatte, von Gentz darauf einen solchen

vorzeichnen und, wiewohl diesem unter den obwaltenden Umständen ein solcher nur imaginair sein konnte, erwies er dem Grafen dennoch diese Gefälligkeit. Der Hauptzweck des Krieges, meinte er, müsse sein, die Franzosen vom Rhein zu verjagen; sei dieser erfüllt, so müsse der Rheinbund aufgelöst und Deutschland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Konföderationen getheilt werden: eine unter die Protektion Oesterreichs, die andere unter die Preußens, deren Mitglieder jedoch alle ihre Souverainitätsrechte behalten sollten, jedoch unter der Restriktion eines gleichförmigen Militairsystems. Schließlich wurde Gentz noch ersucht, das Manifest, welches Lombard geschrieben hatte, zu revidiren, eine Proklamation für die Armee zu verfassen, sowie einen Artikel über die beiden verbündeten Höfe von Dresden und Kassel als Entgegnung auf die in französischen Journalen über sie gebrachten Aufsätze. [69]

Die traurige Meinung, die Haugwitz ihm über eine so wichtige Sache, von der das Wohl und Wehe Europa's abhing, eingeflößt hatte, ward durch den Marquis Luccheſini kaum erschüttert. Er verlebte fast

[69] Dieser letztere Artikel steht abgedruckt in der Erfurter Zeitung vom 7. Oktober 1806.

alle Abende in seinem Hause und mußte auch von ihm eine Rechtfertigung seiner Politik mit anhören, ohne doch zu bemerken, daß man den Ernst der Gegenwart hier besser zu würdigen wußte. Alles war leichtsinnig betrieben worden; Wirwar und Mißtrauen herrschten überall; nirgends gab es einen wahren Patriotismus, überall hohle Prahlerei, Kopflosigkeit und Eitelkeit. Nach einem Besuche, den Gentz bei dem Herzog von Braunschweig gemacht, überzeugte er sich selbst, daß dieser Greis gar nicht seiner Stellung gewachsen sei und die Verantwortung auf einem Manne ruhe, der womöglich noch unfähiger war als Mack. Zu diesen niederdrückenden Erfahrungen, zu allen diesen Unwürdigkeiten kam noch das Lächerliche hinzu, das sich in Betreff der Proklamationen, der Anwesenheit des französischen Gesandten Laforest und des Siegesbulletins geltend machte, welches Haugwitz nach dem ersten unwesentlichen Vorpostengefecht bei Schleiz in alle Welt schicken wollte.

Nichts desto weniger besuchte Gentz auch noch den letzten Geist dieses Kleeblatts, Lombard, um sich von ihm das Manifest vorlegen zu lassen. Er mußte auch hier wieder eine Beichte mit anhören, die ihm womöglich zu noch tieferem Einblicken in die Jämmerlichkeit dieses Cabinets verhalf. Gentz fand das Ma-

nifeſt, welches Lombard ihm vorgeleſen hatte, gleichwohl beſſer als er ſich vorgeſtellt hatte. Es war von Hauſe eine ſchwierige Sache, die Politik Preußens zu rechtfertigen; ſo weit dies möglich war, hatte Lombard es gethan. Er hatte ein Sündenregiſter von Napoleon verfaßt und, wie engliſche Blätter ſpäter ſagten, in der Sprache einer Verführten dem Verführer alle Schwachheiten vorgeworfen, die ſie für ihn gehabt. In der Sache hätte Gentz ſelbſt wenig ändern können und die Aufgabe blieb unter allen Umſtänden undankbar. Er begnügte ſich daher, dieſes Pamphlet-Manifeſt mindeſtens von den ärgſten Taktloſigkeiten zu reinigen und ihm ein mehr ſtaatsmänniſches Gepräge zu verleihen. Auf Lombard's Wunſch fertigte er überdies die deutſche Ueberſetzung dieſes wichtigen Dokuments an und, ohne daß ſonſt Jemand noch zu Rathe gezogen ward, wanderte das Manuſkript noch an demſelben Tage nach Weimar in die Druckerei. Der König ſah es nicht eher, als am 9. Oktober, wo es publizirt wurde.[70]

Die erhebendſte Erſcheinung unter allen dieſen Perſonen, welche das Loos des Staates in Erfurt

---

[70] S. Gentzens Tagebuch bei Schleſier II. 237 ff. Auch Häuſſer II. 785. Das Manifeſt ſelbſt ſteht in den Europ. Annalen 1806 IV. 107. ff.

bestimmten, war die Königin, die von Napoleon wie von feigen preußischen Höflingsseelen gleich viel Geschmähte. Gentz wurde zu ihr am 9. Oktober beschieden und die Anmuth wie der echt weibliche Takt, die Energie wie die Selbständigkeit, mit welcher diese hochsinnige Fürstin über die sich vorbereitenden Ereignisse sprach, ließ ihn auf einige Stunden die trüben Ahnungen vergessen, die sich seiner nach der Einsicht in das Räderwerk der Maschine bemächtigt hatten. Unwillkührlich überließ er sich diesen besseren Hoffnungen weiter, als sich am nächsten Morgen vor seinem Auge das imposante Schauspiel des Truppenausmarsches entfaltete. Alle diese Garden zogen ja so frisch und voller Begeisterung an dem König und der Königin und dem ganzen Pomp der Generalität vorüber, dem Schlachtfelde zu, daß sich unmöglich der Gedanke vordrängen konnte, diese herrlichen Truppen würden schon nach vier Tagen aufgerollt und vernichtet sein. Eine Ahnung von dem grauenhaften Schicksal dieser Armee, das in demselben Augenblick schon bei Saalfeld seinen blutigen Anfang nahm, hegte wohl die furchtsamste Seele nicht.

Am 11. Oktober ward das Hauptquartier nach Weimar verlegt und Gentz reiste in Begleitung von Haugwitz und Luccheſini dahin ab. Kaum war er

aber in dieſer Stadt angekommen, als die furchtbarſte Verwirrung ihn belehrte, daß ſich bereits ein Unglück ereignet habe. Die Straßen wimmelten von Soldaten und Bagagewägen, die ſich ohne Ordnung durcheinander drängten. Alle, die Diplomaten und die Offiziere waren bleich vor Schrecken und Angſt — die erſchütternde Kunde erſcholl, daß die Schlacht bei Saalfeld verloren und der ritterliche Prinz Louis Ferdinand gefallen ſei. Beides machte auf Gentz einen außerordentlichen Eindruck, — ſeine letzte Hoffnung und ein theurer Freund war dahin! Auch gab es nirgends Troſt, denn Alles war in der größten Verwirrung, Keiner wußte Rath, Alle hatten Muth und Hoffnung aufgegeben.

Noch mehr wurde dieſer Eindruck bei Gentz erhöht, als er ſah, wie ſehr ſelbſt die Disciplin in der Armee erſchüttert war. Die meiſten beſſeren Offiziere ſahen in dem Herzog von Braunſchweig den Urheber alles Unglücks und Gentz wohnte der peinlichen Scene bei, als ſie beim General Kalkreuth die Abſetzung ihres unfähigen Oberbefehlshabers verlangten. Welche traurigen Anzeichen waren dies? Was war von dieſer Armee zu hoffen, die in ihren beſſeren Theilen kein Vertrauen zu dem Feldherrn hegte? In der That, nur das Schlimmſte war zu erwarten und das

unglaublichſte Glück hätte den Schlag nicht abwenden können, der mit einem Male den morſchen Staat Friedrich des Großen zertrümmerte. Auch hatte ſich Aller die Ueberzeugung einer Kataſtrophe bemächtigt, und Gentz fand es unter ſolchen Umſtänden gerathen, eine Diplomatie zu verlaſſen, die, wie die Generalität, in voller Rathloſigkeit und ganz betäubt von dem erſten Sturme umherta umelte. Hier konnte er nichts mehr nützen, nicht einmal für den Troſt fand ſich ein williges Gemüth. So reiſte er denn am 12. Oktober von Weimar ab, nicht ohne Angſt darüber, daß der Feind ſchon die Straße geſperrt haben möchte. Nur mit den größten Opfern und Anſtrengungen konnte er es bewirken, daß ihm an den nächſten Orten Pferde geſchafft wurden, und wo er ſie erhielt, galt es wiederum die Furcht der Poſtillone zu beſiegen, die ſich nicht mehr nach der Gegend hinwagten, wo der Feind zu vermuthen war.

Unter ſolchen Schwierigkeiten ſetzte Gentz ſeine Reiſe nach Dresden fort. Am 14. Oktober vernahm er den Donner der Kanonen von Jena und Auerſtädt herüber, welche das entſcheidende Ereigniß bezeichneten. In den größten Zweifeln über den Ausgang der Schlacht kam er am 15. Oktober in Deſſau an. Hier erſcholl ihm die Nachricht von einem Siege der Preu-

ßen entgegen. Gentz traute seinen Ohren nicht und doch — wie glücklich war er, daß er seine Ahnungen nicht verwirklicht fand! Ein Sieg der Preußen war ja ein Sieg der Freiheit Europa's! Die letzten Besorgnisse sanken, als er am 16. auch in Wittenberg und Torgau vernahm, daß die Franzosen geschlagen seien. Ueberall war lauter Jubel über den Sieg und so ging es fort, von Ort zu Ort, den Gentz passirte, bis er am 17. Oktober, Abends um 8 Uhr, in Dresden ankam. Aber mit dieser Ankunft brachen auch die entsetzlichen Nachrichten über ihn ein. Die Preußen waren vollständig geschlagen, ihr ganzes Heer war zersprengt! Für das Ersparniß des Schmerzes und der Verzweiflung während der Reise ward er jetzt grausam bestraft, und als er zwei Tage nachher Dresden verließ und nach Prag ging, schienen für ihn, für Deutschland, für ganz Europa die Thore der Hoffnung auf immer verschlossen zu sein. —

Siebenter Abſchnitt.

Erwachen des nationalen Widerſtandes.

1807—1809.

Gentz in Böhmen. — Schmähungen in deutschen Journalen. — Eindrücke der Katastrophe von Jena. — Abfall Johannes Müller's. — Gentzens letzter Brief an ihn. — Die österreichische Politik von 1807. — Agitationen. — Schlacht bei Friedland. — Friede zu Tilsit. — Stillleben in Teplitz. Privatcorrespondenzen. — Gentz zur Literatur dieser Zeit. — Rüstungen Oesterreichs. — Norddeutsche Insurrektionspläne. — Gentz wird denuncirt. — Sein Dementi. — Congreß zu Erfurt — Der spanische Krieg. — Die Politik der deutschen Mächte. — Stein geächtet. — Gentz und Stein. — Pläne. — Gentzens Reise nach Wien. — Kriegsbereitschaft. Proklamationen. Das Manifest. — Gentz an Stein. — Hoffnungen auf Preußen. — Schlacht von Aspern. — Preußisches Mißtrauen. — Schlacht bei Wagram. — Gentzens Drängen zur Fortsetzung des Krieges. — Kaiser Franz. — Der Friede zu Wien. — Eindruck desselben auf Gentz und auf die deutsche Nation.

Nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt ging Gentz nach Prag, um sich theils hier, theils in den böhmischen Bädern Teplitz und Karlsbad bis zur Entscheidung des Ganzen aufzuhalten. In diesem Augenblicke noch zu hoffen, war menschlicher Macht nicht gegeben; es giebt eine Grenze, wo der Schmerz und das Hoffen aufhören. Was jetzt noch an Schmach und Unheil Deutschland begegnen konnte,

war nur eben die unabwendbare Wirkung der letzten Ereignisse. Der Muth vermochte sich erst dann wieder aufzurichten, nachdem man eingesehen, daß Schlimmeres nicht erfolgen könne.

Aber die niederdrückenden Ereignisse, welche den Schweif der Katastrophe von Jena bildeten, waren ärger, als selbst die Hoffnungslosigkeit vorausgesehen hatte. Dieser unaufhaltsame Rückzug der preußischen Heerestrümmer, diese schmachvolle Schnelligkeit, mit der jede Festung sich ohne den Versuch eines Widerstandes ergab, grenzten ans Unglaubliche. Berlin war eine französische Präfektur geworden und das berühmte, die ganze Staatspolitik jener Zeit charakterisirende Wort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ ward von einem preußischen Minister gegeben. In den leitenden Regionen war kein Ehrgefühl, kein Muth, keine Hochherzigkeit, nur Knechtsinn und feiges Denken. Der Wille, groß und patriotisch zu sein, fehlte bei diesem Adel, der von seinen Vorfahren nichts, als ein altes Wappenschild geerbt hatte. „Verzweiflung“, schrieb Gentz an Graf Götzen, [71] „gehört nur für die Todten, und die Lebendigen könnten noch äußerst viel, wenn

[71] Schreiben d. d. Prag 4. Dezember 1806. S. a. Häuffer III. 39.

sie wollten. Aber das Wollen, das rechte, wahre Wollen ist heute so selten geworden, daß man es fast nur noch da findet, wo die Zerstörer hausen."

Den Glauben an das deutsche Volk zu verlieren war Gentz nicht schwer gemacht, und wenn der Undank, mit dem er selbst für seinen Patriotismus von deutscher Seite behandelt wurde, diesen Geist später mit Bitterkeit gegen die Presse und das, was man Volk nennt, erfüllte, so war es die Schuld dieser Presse und dieses Volkes selber. Wofür er gestritten hatte, war eine heilige Sache und er stand groß da in der Zahl der Wenigen, die damals noch Ehre und Vaterlandsliebe in der Brust trugen. Nicht genug, daß die stagnante Masse des Volkes mit Gleichgültigkeit auf diese Anstrengungen sah, die doch ihm und seiner Ehre galten, es gefiel sich, nachdem es dem fremden Cäsar zugejubelt, auch noch in der Verfolgung Derer, die vorher den Feind des Vaterlandes mit Energie bekämpft hatten. Daß Gentzens Schriften, in dem Augenblick, wo Palm's Mord geschehen war, von Berthier bei Todesstrafe verboten wurden; daß Napoleon in seinem 19. Bülletin, welches er am 27. Oktober 1806 aus Charlottenburg erließ, als die Urheber des Krieges die Königin, den Prinzen Ferdinand und Gentz mit Schmach überhäufte und letzteren, den er für den Verfas-

ſer des Manifeſtes hielt, einen misérable scribe nannte, un de ces hommes sans honneur qui se vendent pour de l'argent — dieſe Bannſprüche konnten nur ſchmeichelhaft ſein. Aber daß die deutſchen Zeitungen Napoleon damit ſchmeichelten, daß ſie es ſich zur Pflicht machten, Alles ſorgfältig zu ſammeln und zu verbreiten, wodurch man Gentz in den Augen der Welt herabſetzen und verunglimpfen zu können glaubte, das war das traurigſte Zeichen von der Demoraliſation des deutſchen Ehrgefühls. Die Augsburger Allgemeine Zeitung that es beſonders allen zuvor; ſie ſchalt ihn einen deutſchen Mallet du Pan, einen Sophiſten, einen Hetzer und Wühler, beſchuldigte ihn, Nichts zu wiſſen und doch immer zu rathen, ließ ihn bald nach Dänemark, bald nach England oder Rußland abreiſen, bald als preußiſchen Cabinetsrath an Lombard's Stelle treten.[72] Wohl konnte Gentz ſagen, daß ihm hierbei vor Allem der ſchmähliche Verfall Deutſchlands und die „grenzenloſe Niederträchtigkeit" ſeiner Landsleute bekümmere. Es war ihm überdies aus ſchriftſtelleriſchem Ehrgefühl nicht daran gelegen, als Verfaſſer des preußiſchen Manifeſtes zu gelten, und

[72] S. Allgm. Ztg. 1806 November. 1807. Januar. Februar. — Briefe an Adam Müller S. 88.

schon bei dieser Gelegenheit trug er Adam Müller auf, in einem Artikel diese Behauptung als irrig zurück zu weisen. Diese Angriffe gegen ihn, welche sich von Zeit zu Zeit wiederholten und förmlich vom Zaune gebrochen wurden, [73] befestigten in Gentz den Entschluß, fortan nicht mehr als öffentlicher Schriftsteller aufzutreten. Er und das Volk waren quitt.

Wenn man daneben die Eindrücke ins Auge faßte, welche die Katastrophe von Jena auf das deutsche Volk machte, so mochte man in der That wünschen, einer solchen Nation fürder nicht anzugehören. Pamphlete und Schmähschriften von deutschen Schriftstellern begleiteten den traurigen Untergang des preußischen Staates. Sie deckten mit einem satanischen Gefallen alle Aergernisse auf und priesen den Sieger, der seinen Fuß auf den Nacken dieser entarteten Nation setzte. Es genügt, „den Telegraphen“ von Lange zu nennen, der sich nicht entblödete, mit Napoleon einen Wettkampf einzugehen, um die Königin und die Preußen zu schmähen. Unter den Abfällen jener Tage hat aber keiner größere Sensation gemacht, und Gentz mehr empört, als der von Johannes Müller. Wie hatte dieser nicht einst

[73] S. A. Allg. Ztg. 1807. Nr. 66, wo eine Schrift von Maisonfort, der später, russischer Gesandschaftssekretair wurde, dazu Anlaß gab.

gegen Napoleon in demosthenischer Rhetorik geeifert! Welche fulminanten Briefe hatte er nicht Gentz geschrieben, um ihn zu lobpreisen wegen seines Hasses gegen den „Weltttyrannen“! Auch Gentz hatte sich von diesem Pathos täuschen lassen und in Müller einen Mann von antiker Kraft gesehen, dessen Charakter so groß sei wie sein Wissen und sein Talent. Aber bereits nach den letzten Briefen des „deutschen Tacitus“ war ihm dessen rhetorische Salbung und selbstgefällige Autoreneitelkeit klar geworden und wir haben bereits gesehen, wie eifrig Gentz schon im Anfange des Jahres 1806 Müller aus seiner charakterlosen Schwäche und Entmuthigung zu reißen versuchte. Daß dieser die Sache, die er Jahre lang gepredigt hatte, nach der Besetzung Berlins durch die Franzosen aufgeben würde, darauf hatte sich Gentz schon gefaßt gemacht; daß aber ein Schmeichelwort des Cäsars Müllern so weit bringen würde, Alles, was ihm theuer sein sollte, zu verrathen und öffentlich zu verläugnen; daß dieser Mann mit einem empörenden Cynismus „über die preußische Monarchie,“ wie er an Böttiger schrieb, „zur Tagesordnung übergegangen sei“ — einen solchen Grad von Schamlosigkeit und Treubruch hatte Gentz denn doch nicht vermuthet. Von Prag aus schrieb er ihm am 27. Februar 1807 seinen stolzen und ergreifenden Absagebrief.

Er warf ihm darin alle seine Treulosigkeiten vor und sagte ihm rücksichtslos, was er fürder von ihm halte. „Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens," schrieb er, „ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte" ... „Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle also, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie; Sie zu hassen ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühung krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt, unter weisen Regenten emporblühen!" [74] —

In jenen Tagen noch den Muth zum Handeln zu behalten, wo man überall nur Abfall, Verrath,

[74] Der Brief steht bei Schlesier IV. S. 269. — Vergl. auch Perthes I. 156. 158.

Schwäche und Vernichtung begegnete, das war wahrlich kein geringes Zeichen eines starken, auf festem Grunde ruhenden Charakters. Gentz, unbeirrt, daß er sich einer verzweifelten und niedergeworfenen Sache widmete, hörte gleichwohl nicht auf, auf deren Rettung unausgesetzt zu sinnen. Wo Patrioten ehrenvolle Versuche machten, das Sterben der letzten Hoffnung aufzuhalten, da bot ihnen Gentz sicherlich die Hand. Er war es denn auch vornehmlich, der durch Stadion die österreichische Politik seit dem Ende des Jahres 1806 zu bestimmen suchte, sich mit den Preußen und Russen zum gemeinsamen Kampfe gegen Napoleon zu verbünden. Graf Stadion war in der That bereit, während die Franzosen immer weiter nach dem Norden vorrückten, sich offen gegen einen Feind zu erklären, an dem Rache zu nehmen schon gleich nach dem Presburger Frieden allgemeiner Wunsch der Nation und selbst eines Theils der Staatsmänner Oesterreichs war. Aber der friedliebende Einfluß des Erzherzogs Karl und des Grafen Grünne ließen es nie zu einem Aufgeben jener schwankenden und unschlüssigen Politik kommen, die sich damit begnügte, den Lockungen Buonaparte's zu widerstehen und die Sympathien für Preußen in ungefährlichen Dingen an den Tag zu legen. Man rüstete im Geheimen; aber man getraute sich nicht zu handeln und

die Finanzen sowie die Erschöpfung des Staates gestatteten in der That auch keinen neuen, voraussichtlich furchtbaren Krieg. Nichts desto weniger unterhandelte Preußen fortwährend in Wien; Graf Götzen versuchte die Oesterreicher zu einer Diversion in Schlesien zu ermuntern und wollte selbst nach Wien gehen; doch man lehnte sein Anerbieten sowie sein Kommen ab, aus Furcht, daß man sich compromittire. „Ein nichts bedeutender Vorwand, „schrieb Gentz darauf an Götzen, [75] „um schmähliche Poltronnerie zu bemänteln. Nur Geduld! sie werden es noch bitter bereuen, daß sie diese einzige Gelegenheit nicht benutzten. Ich weiß aber, daß sie schwächer und unentschlossener sind als je, und es ist nicht abzusehen, wie das Alles enden wird."

Endlich ließ man sich jedoch auf eine nähere Unterhandlung ein; Graf Götzen ging nach Wien, und es schien, als wenn die Kriegspartei im Cabinet die Oberhand gewonnen habe. Genährt wurden diese kriegerischen Stimmungen durch die Kunde von der Schlacht bei Eylau, die, wenn auch kein vollständiger Sieg der Russen und Preußen, doch eine furchtbare Schlacht gewesen war, in der Napoleon nicht Sieger blieb. In ganz Oesterreich regte sich jetzt schon jener

[75] Unterm 13. Febr. 1807.

nationale Geiſt, der 1809 ſo ſchöne Triumphe feierte. Der Abſchluß des Bündniſſes mit Preußen war jeden Tag zu erwarten. „Ob ich gleich," ſchrieb im April Gentz an Götzen, „noch nicht urtheilen will, bis ich weiß, zu welchem Thor es eigentlich hinausgeht, ſo ſehe ich doch, daß dem öſterreichiſchen Syſtem eine Aenderung bevorſteht. Die Truppen ziehen ſich zuſammen und machen Miene, bei Krakau und bei Brünn beträchtliche Corps zu formiren. Der Erzherzog Karl ſoll umgeſtimmt ſein. Der Kaiſer, ſchon in guter Dispoſition, ſcheint durch den Tod der Kaiſerin und ſelbſt durch die Betrübniß über ihren Verluſt in eine gewiſſe männliche Gemüthsbewegung gerathen zu ſein, die für große Entſchlüſſe vortheilhaft iſt." Um auch auf anderen Seiten zu wirken, ſchilderte Gentz den Umſchwung der Dinge nach Petersburg. „Es handelt ſich," heißt es in einem uns vorliegenden Briefe, „vor allen Dingen jetzt darum, die günſtige Stimmung des öſterreichiſchen Cabinets zu benutzen. Auch von ruſſiſcher Seite iſt dies nothwendig, den man traut hier Preußen allein noch immer nicht und will wiſſen, wie weit die Ruſſen ihre Hilfe auszudehnen Willens ſind." Ein anderes Schreiben verlangt, daß Rußland nach der Schlacht von Eylau Frieden mache, aber nur, um Oeſterreich Zeit zu laſſen, ſeine Rüſtungen zu

vollenden. In dem Augenblick, wo Alles beendet sei, solle man dann Napoleon mit aller Einigkeit und von allen Seiten angreifen. In demselben Sinne schrieb er nach England, wo inzwischen nach Foxen's Tode Lord Canning die Politik leitete. Wiewohl dieser zähe Charakter, nachdem überdies mit Preußen wieder Frieden geschlossen war, in die Fußtapfen der Pitt-Fox'schen Politik hinsichtlich des Krieges gegen Napoleon trat, so zeigte sich die Unterstützung Englands doch noch immer in sehr lässiger Weise und es war sichtbar, daß auch von dieser Seite her in Preußen kein volles Vertrauen gesetzt wurde. Gentz drang auch hier auf größere Energie und suchte so, wie unaufhörlich seit zwei Jahren, die losen Fäden der Coalition fester zu schürzen. Er hatte auch hier wieder die Achillesferse erkannt. Dieser Einzelkampf gegen die Napoleonische Macht konnte nur die eigenen Schwächen und das allgemeine Verderben vermehren; um einen wahren Erfolg zu erzielen, bedurfte es des gemeinsamen und energischen Aufstandes aller von dem französischen Kaiser bedrohten Staaten. Als es auch diesmal wieder nicht dazu kam, stimmte Gentz seine Erwartungen mehr und mehr herab, denn Preußen war halbtodt.

So erreichte ihn die Kunde von der mörderischen Schlacht bei Friedland, und zerstörte, was sich etwa

noch an leisen Hoffnungen in ihm geregt hatte. „Jetzt ist nun Alles entschieden, todt und ab!“ rief er aus. „Hätte man 14 Tage nach der Schlacht von Eylau Frieden gemacht, wie ich rieth, bat, flehte, schrie — so ging Rußland mit Ehren aus der Sache; der Krieg war nicht rein ausgespielt, nur suspendirt; viele Hoffnungen auf einen besseren blieben uns. Jetzt hat man thörichter Weise das Spiel bis auf die Hefen verfolgt, nicht nur alle Ressourcen der Gegenwart, auch die meisten der Zukunft aufgefressen; und jenes wohlthätige Helldunkel, welches noch in der öffentlichen Meinung über der Streitfähigkeit Rußlands schwebte, gewaltsam verwischt. Kein Mensch wird nun auf Rußland mehr hören. Und wenn die Stunde kommen wird, wo Oesterreich seinen letzten Akt bestehen soll, wird man (und das mit Recht) die russische Macht kaum als das Gegengewicht der bairischen betrachten. Es konnte nicht anders kommen. Die jetzige Katastrophe ist die schrecklichste von allen, weil sie in einem gewissen Sinne die letzte ist, und doch hat mich eine nie weniger erschüttert. Seit drei Monaten trug ich sie als unvermeidlich in meinen Gedanken herum, und mir ist, als ob ich alle diese Neuigkeiten schon vor langer Zeit gehört und verdaut hätte.“ — „Ich bin fest überzeugt,“ ergänzte er einen Tag später, „daß

Alles ohne Rettung verloren ist; und wenn übrigens auch noch eine Bataille stattfinden könnte, so wäre der einzige Gewinn dabei nur der — daß die Russen noch eine mehr verloren hätten. Gewinnen können sie keine; sie verstehen nicht Krieg zu führen. Sie mußten ewig Hilfstruppen sein; Europa war verloren, sobald sie anfingen Hauptfiguren zu werden." [76]

Der Abfall der Russen, die Verträge von Tilsit, die nun über ganz Deutschland gebrachte Schmach, waren so natürliche Folgen, daß Gentz sich nicht mehr darüber verwunderte. Im Gegentheil, gerade dieses Uebermaß der Tyrannei, welches sich nach dem Sturz der preußischen Macht geltend machte, dieses französische Präfekturwesen im Herzen Deutschlands, diese Energie Napoleon's, die deutsche Nation zu knechten und zu demüthigen — gerade dies ließ Trost und Hoffnung in sein Gemüth einziehen. „Mit Schrecken und Gram sind wir nun endlich gesättigt," schrieb er aus Teplitz an Adam; „was könnte uns also noch aus der Fassung bringen? Ich finde im ganzen Ernst, daß jetzt die Zeit der Hoffnungen gekommen ist. Selbst das Schlimmste alles Schlimmen, das eigentlich einzig Schlimme, die Niederträchtigkeit des Zeitalters, muß

[76] Briefe von Gentz an A. Müller d. d. 1. u. 2. Juli 1807.

sich endlich erschöpfen; sie sind gebeugt, sie können also beherrscht werden; wenn Buonaparte sie tyranni-sirt, um sie zu unterdrücken, warum sollten dann nicht Andere sie tyranniſiren, um sie aufzurichten? Nur gute Tyrannen! Die Freiheit lebt von selbst wieder auf. Ich war lange nicht so ruhig und heiter als jetzt. Der eigentliche Stachel dieser großen Widerwärtigkeiten kann doch im Grunde nur die wenigen ächten und würdigen Gemüther treffen, die noch hie und da in der Masse verstreut sind; die ehrlosen fühlen ihn nicht, und das, was diese fühlen, erregt mein Mitleid nicht. Das Leiden der Masse selbst, die weder gut noch böse ist, reducirt sich zuletzt darauf, daß sie etwas ärmer wird, als sie ist, woran doch im Grunde, aus höheren Gesichtspunkten betrachtet, so viel nicht liegt." — Wie hart diese Worte am Schlusse auch klingen, sie können einem Manne nicht verargt werden, der in dem Volke bisher nichts von Ehrgefühl wahrgenommen hatte, sondern lediglich eine um ihr bischen Hab und Gut ängstlich besorgte Masse, die für die Schmach des Vaterlandes kein Gefühl kund gab. Diese höheren Interessen wurden damals in der That nur von einigen Wenigen gepflegt und ihnen, diesen Patrioten jener Zeit, die man zählen kann, gebührt das Verdienst, die Menge nach und nach erst

zum Bewußtsein der Schmach und zum Ehrgefühl erwärmt zu haben. Was man auch sagen möge, es ist unläugbar, daß erst durch die empörendste Knechtschaft und Tyrannei jener Tage dem deutschen Volke ein Nationalgefühl eingeimpft wurde.

Diese Hoffnungen, denen sich Gentz hingab, waren ihrem Wesen nach aber so sehr Ausflüsse der Resignation und Verbitterung, daß neben ihnen Mißmuth und Gram die Seele beherrschen mußten. Wie konnte Zufriedenheit und Trost in sein Gemüth ziehen, wenn er auf dies Leichentuch blickte, mit dem das Vaterland und seine Schmach bedeckt war? Es öffnete sich ihm überall ein trüber Hintergrund, auf dem sich Alles in und außer ihm in finsteren Gestalten reflektirte. Zu dieser Niedergedrücktheit trug auch viel die Idee bei, daß seine praktische Laufbahn nunmehr geschlossen sei. Wie konnte er auch noch an eine Fortsetzung derselben glauben, da die herrschende Politik und Macht sein ganzes Streben und Arbeiten seit zehn Jahren annullirt hatte? Ganz Europa war ja im Kriege gegen England, dieses letzte Bollwerk der Freiheit, dieses Land, dessen Interessen Gentz für die von ganz Europa hielt. Auch er war besiegt; denn anstatt der von ihm unaufhörlich erstrebten Coalition der deutschen Mächte mit Großbrittanien, war eine voll-

ständige Coalition gegen diese letzte unbesiegte Macht durch Napoleon zu Stande gekommen. „Jetzt ist der entscheidenste aller Momente," schrieb er darauf bezüglich. „Wenn England jetzt einig, kalt und fest bleibt, so werden die Pforten der Hölle es nicht überwältigen. ... Was noch tröstet, ist, daß Wellesley, ohne ostensiblen Charakter, jetzt der eigentliche Steuermann ist. Wenn ich nur bei ihm wäre! Ich weiß, daß ich Ideen und Mittel hätte. Aber so bin ich ein elender Grillenfänger, der nichts mehr wirken kann." [77]

In dieser apathischen Stimmung suchte er durch andere Beschäftigungen die Verdrießlichkeiten zu tödten, die seine Seele über das Schauspiel der Welt erfüllten. Das bunte Badeleben von Teplitz, der Umgang mit so lebensfrohen Männern wie Graf Clary, Fürst Bagration und Fürst de Ligne boten ihm reiche Gelegenheit zu den von ihm geliebten Zerstreuungen, bis die Gefahr, in der er, nach guten Andeutungen hin zu schließen, so nahe der Grenze des napoleonischen Reiches lebte, seine Freunde veranlaßte, ihn zum Aufenthalt in Prag zu bestimmen. Von hier aus, wo ihn noch größere Einsamkeit umfing, begann er wieder,

[77] S. Briefwechsel mit Adam Müller S. 121, 122, auch S. 118. 120.

mit Adam Müller Meteorologie zu treiben, die Kometen zu betrachten und die damals in nächster Nähe stattfindenden Erderschütterungen zu verfolgen. Daneben unterhielt ihn Adam Müller mit religiösen und romantischen Briefen; er selbst nahm die seit einiger Zeit vernachläßigte Correspondenz mit seinem nach Königsberg übersiedelten Vater, mit seinen Schwestern und älteren Freunden wieder auf. Unter letzteren Wiederanknüpfungen heben wir die mit Gustav Brinckmann hervor, der sich am preußischen Hofe in Memel befand und der Gentz über den Zustand der Dinge in jenem Staate berichtete. Auch ihm schrieb er, „daß in diesem letzten, alles auflösenden Getümmel die gute Sache kaum einen einzigen wahren Anhänger verloren, vielmehr nicht wenige neue erworben habe.“ Aus diesem Grunde sei an dem Vaterlande auch noch nicht zu verzweifeln. Brinckmann antwortete ihm darauf, wie von Männern wie Stein, Niebuhr und Anderen das Beste zu hoffen sei, wie sie seiner mit außerordentlicher Achtung gedächten und den „nie gelähmten Aufschwung seines Genius gegen das wahre unverrückliche Ziel des sittlichen und geistigen Bestrebens“ bewunderten. Er machte ihn mit dem neuen Geist bekannt, den die Stein'schen Reformen aus dem Schutt des alten Staatskörpers hervorgerufen hatten und wies

ihn darauf hin, daß sich aus dem scheinbar so stumpfen Volke eine deutsch denkende Nation voller Rachedurst und Vaterlandsliebe emporhebe.

Mit regerem Eifer verfolgte Gentz auch in dieser Zeit die Literatur. Es gewährte ihm, wie fremd ihn auch der neue Geist zuweilen anwehte, doch einen außerordentlichen Genuß, jenen großen politischen Parteikampf zu verfolgen, der sich besonders in Preußen und Sachsen mit aufregender Nachwirkung erhob. Fichte's Reden an die deutsche Nation fanden auch seine begeisterte Anerkennung, und er sah die Ungerechtigkeit ein, mit der er wegen dessen früheren Schriften das Urtheil über diesen Geist gefällt hatte. „So," meinte er hierauf bezüglich, „erzieht das Unglück unserer Zeit uns noch tüchtige Gehilfen und Werkzeuge, selbst aus Denen, die mir schon gänzlich aufgegeben hatten." — Seitwärts von Fichte, an dem sich gewissermaßen der preußische Patriotismus emporhob, war an- und aufregend ein staatswirthschaftliches Werk von Kraus erschienen, das auf Gentz den imponirendsten Eindruck machte. Der Patriotismus dieser Männer belehrte ihn, daß man den Standpunkt der Lucinde überwunden habe und ein frischeres Geistesleben sich geltend mache. Neben diesen Richtungen machte sich jetzt auch die Schule Adam Müller's gel-

tend, der durch seine Vorlesungen über Literatur in Dresden eine Genossenschaft der seltsamsten Art gebildet hatte. Gentz konnte nicht mit allen diesen Müllerianern sich verständigen und selbst Adam ward ihm immer dunkler und unverständlicher; aber es waren doch von jener Seite her Anregungen gegeben, die er zu würdigen verstand. Der Amphytrion von Heinrich von Kleist, mit dem Müller diesen in die Literatur einführte, entzückte Gentz so sehr, daß er sich selbst mit dem Dichter in Verbindung setzte. Auch Ernst von Pfuel's patriotische Schriften und später die Werke Achim von Arnim's gewährten ihm anregenden Genuß. Einen Eindruck anderer Art übte aber Rühle von Lilienstern auf ihn aus, der gleichfalls diesem dresdener Kreise angehörte und damals mit seinen Hieroglyphen und mit der Kritik der preußischen Generäle von 1806 sein glänzendes Debüt als militairischer Schriftsteller machte. Dieser Weise zu denken stand Gentz geradezu entgegen; denn Rühle verdammte das ganze Prinzip der alten Staatssysteme, und so weit vermochte er ihm nicht zu folgen. Seine Polemik gegen England war ein anderer Grund, weshalb sich Gentz mehr und mehr einsam in dieser neuen literarischen Sphäre fühlte. Die Kenntnisse und die Talente, sowie persönliche Zuneigung zu Rühle nöthigten

ihm eine Hochachtung vor diesem Schriftsteller ab; aber in dem interessanten Briefwechsel, den er mit ihm zu jener Zeit führte,[18] finden sich doch lediglich nur Verdammungsurtheile über seine Gesinnungen. Rühle entwickelte dieselben am meisten in seiner Zeitschrift Palas, das beste militairische Blatt jener Epoche, in dem sich die trefflichsten Artikel über die letzten Feldzüge, die neuen Militairorganisationen und über die Fortschritte der Kriegswissenschaft aus seiner Feder befinden. Gentz empfand wohl zuweilen bei der Lektüre dieser Artikel jene zornigen Aufwallungen, die ihm einst beim Lesen der Heinrich von Bülow'schen Feldzugkritik von 1805 überkommen waren; doch gab er sich auch wieder dem um so reizvolleren Genuße hin, aus ihnen zu lernen und neues Wissen zu schöpfen. Entschieden verwirrt machte ihn jedoch das Buchholz'sche Buch über den Adel. Es war ihm der erste Beweis, daß sich eine Klasse von talentvollen Publizisten heranbilde, die mit ebenso viel Feuer wie Energie die ihm entgegenstehenden Meinungen vertrat. Er forderte Adam Müller auf, eine Gegenschrift darüber zu verfassen, die diesem dann als Brücke zu einer Anstellung im österreichischen Staatsdienste dienen sollte,

[18] S. bei Schlesier I. 320 ff.

nach der Müller strebte. Inzwischen ward er jedoch auf Gentzens Empfehlung vom Herzoge von Weimar zum Hofrath ernannt, und damit war er zugleich aus der Bedrängniß gerissen, in der er sich bis dahin immer befunden. [79] — Ein Genuß anderer Art wurde Gentz durch den kurzen Aufenthalt der Frau von Staël in Prag, im Mai 1808, in deren Gesellschaft sich Friedrich Schlegel und der Historiker Sismonde Sismondi befanden. Das Verhältniß mit der Tochter Necker's war Anfangs ziemlich vertrauter Natur, bis Gentz aus Ueberdruß an dieser Art Geistreichigkeit, die berühmte Frau vernachläßigte. In einem Briefe aus späterer Zeit schreibt er Rahel darüber: „Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige Briefe aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir gesagt. Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und

[79] S. Briefwechsel mit A. Müller S. 129. 130. 152.

dann eben so zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber Niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größeres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Compositionen doch nur emphatisches Geschwätz."

Dies Stillleben abseits der Politik wurde jedoch durch die Rüstungen, die sich in Oesterreich und im Norden Deutschlands kund gaben, mit einem neuen thätigen Eifer für die bevorstehende Erhebung vertauscht. In der Mitte des Jahres 1808 war kein Zweifel mehr, daß ein neuer und furchtbarer Kampf gegen die Fremdherrschaft bevorstehe. In Oesterreich hatte man die Pause nach dem Presburger Frieden nur dazu benutzt, die Vorbereitungen zu einem neuen Kriege in ausgedehntem Maaße zu treffen. Der Kaiser war nicht gewillt, sobald er sich wieder kräftiger fühlte, die Demüthigungen zu ertragen, die der Uebermuth eines Siegers ihm und seinem Staate unaufhörlich auferlegte. Das Oesterreich der Cobentzl war überdies verschwunden. Graf Stadion hatte die geistige Umbildung des Staates begonnen, und wenn dieselbe auch nicht in dem Maaße stattgefunden, wie unter Stein's Leitung in Preußen, so wurde doch ein ganz anderer Geist der Nationen aufgerufen und Volksbewußtsein, Rache- und Ehrgefühl waren erwacht. Der

Erzherzog Karl hatte die Reorganisation der Armee rüstig fortgesetzt; eine Landmiliz und eine, für die Vertheidigung der Familie bestimmte Landwehr waren ins Leben gerufen worden. Ueberall lebte frisch und kräftig das bisher von Oben herab mißachtete Nationalgefühl auf; der Patriotismus erwärmte diesen alten, scheinbar überlebten Kaiserstaat und verjüngte ihn. Dem Soldaten wurde durch Aufhebung der erniedrigenden Strafen ein Ehrgefühl seines Standes eingeflößt, und Flugschriften wie Lieder zogen durch das Land, um diese hochherzige Aufregung der Geister zu nähren. Immer mehr traten die Anzeichen zu Tage, daß es jetzt keinen Krieg des Cabinets, sondern einen Krieg der Nation gelte. In ganz Tyrol ward der Aufstand organisirt; die ganze Nation wurde gerufen, das Palladium, die Freiheit Deutschlands, wieder zu erobern.

Gentz, obwohl aus dem Mittelpunkte der Geschäfte entfernt, befand sich doch inmitten des Getriebes aller patriotischen Hoffnungen und Pläne. Die Rüstungen Oesterreichs fanden ihr Echo in dem Volke Norddeutschlands. Hier waren unter bewährten Vaterlandsfreunden geheime Gesellschaften und Insurrektionsverbindungen organisirt worden, die zum Zweck hatten, im rechten Augenblicke das ganze Volk vom Niemen bis zur Weser gegen die napoleonische Ty-

rannei losbrechen zu laſſen. Wenn es auch Gentzens Natur widerſprach, direkten Antheil an ſolchen Inſurrektionsverbindungen zu nehmen, ſo kannte er doch ihr Vorhaben wie ihre Ausdehnung und rechnete ſtark auf ihre Mitwirkung zum Zweck des Gelingens. Indeſſen richtete ſich ſein Augenmerk doch vornehmlich auf die Coalition der Mächte Oeſterreich, Preußen und England. Dieſelbe Arbeit, der er ſeit drei Jahren ſeine Kräfte und ſein Streben unaufhörlich geopfert hatte, ward jetzt von Neuem und mit dem alten Eifer unternommen, ſchon darum, als ſich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt hatte, daß ohne den Beiſtand einer organiſirten und ſtarken Macht die vorbereitete Inſurrektion Norddeutſchlands nutzlos und verderblich für die Unternehmer ausfallen würde. War durch Stein der Anſchluß Preußens wohl als geſichert zu betrachten, ſo zögerte Gentz doch nicht, den preußiſchen wie den engliſchen Staatsmännern in Memoire's ſeine Anſichten mitzutheilen. Beſonders England forderte er auf, ſich aufs kräftigſte dem nahe bevorſtehenden Kriege auf dem Continente anzuſchließen, durch Subſidien und eine Landung engliſcher Truppen im Norden Deutſchlands die vielleicht zum letzten Male verfochtene Sache zu unterſtützen.

Zu ſeinem Verdruß blieb dieſe agitatoriſche Thä-

tigkeit nicht geheim. Schon im Juni 1808 hatte einer der Emissaire Napoleon's diesem von geheimen Einverständnissen berichtet, die von den böhmischen Bädern aus mit Wien und London angeknüpft wurden und deren Leiter Gentz sei. [80] Die französischen Journale begannen daraufhin von Neuem die früheren Angriffe, und ihre deutschen Satelliten waren so gefällig, in dieser Hinsicht gegen einen deutschen Patrioten mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Selbst bessere Journale beschäftigten sich der Art mit Gentz. So hatte der Nürnberger Correspondent einen Ausfall gegen ihn gemacht und dabei mit einem gewissen Hohn auf seine bekannte Autorschaft des preußischen Manifestes hingewiesen. Gentz antwortete darauf in einem Schreiben vom 6. August an den Redakteur Dr. Wendel. Er erklärte darin zum ersten Male öffentlich, daß er nicht der Verfasser des preußischen Kriegsmanifestes von 1806 sei und bat um eine dahin zielende Berichtigung, sowie um ein Dementi der Behauptung, daß er sich mit Agitationen befasse, denn „es liege ihm gerade jetzt daran, die Ideen, daß er an politischen Verhandlungen noch irgend Theil hätte, möglichst zu entfernen.“ [81]

[80] S. Häusser. III. S. 315.

[81] S. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1844. I. S. 289.

Nach dem Congresse zu Erfurt, wo Napoleon, umringt von einem „Parterre von Königen," die letzten Fesseln für die deutsche Unabhängigkeit geschmiedet und die Alliance mit dem Czaren Alexander geschlossen hatte, konnte in jedem Augenblicke der Ausbruch des Krieges stattfinden. Die Gährung der Gemüther war aufs Höchste gestiegen; die Nachrichten von den Niederlagen der französischen Heere in Spanien, das Beispiel eines so heldenmüthig und furchtbar für die Freiheit seines Vaterlandes erstandenen Volks, hatte den brennenden Wunsch erhöht, auch aus Deutschland ein zweites Spanien — „tausend Vendeen" — für den Unterdrücker zu bereiten. Inmitten dieser Hoffnungen veröffentlichte der Moniteur den bekannten Brief Stein's an Wittgenstein. Nahm man hierbei in Betracht, daß in Preußen selbst eine französische Partei an dem Sturze des Regenerators des Staates arbeitete, so war kein Zweifel darüber, daß Stein's Stellnng nicht länger mehr haltbar sei. Das österreichische Cabinet begann auch von diesem Augenblicke an wieder Mißtrauen in Preußen zu setzen, und man mußte in der That alle Hoffnungen auf den König verlieren, wenn man sah, welchen Rathgebern er folgte und wie er sogar die Absicht hegte, nach Berlin in einem Augenblicke zurückzukehren, wo der Krieg diese Residenz gefährden

mußte. „Ich sehe," heißt es in einem Schreiben Gentzens vom 27. November, „daß von Wien aus, so bestimmt man mich auch neuerlich des Gegentheils versichern wollte, noch kein bestimmter, kein ermunternder Schritt gegen Preußen gethan worden ist. Ich sehe ferner, daß der König, seinen eigenen Mitteln und Rathgebern überlassen, in kurzer Zeit ohne Rettung verloren sein wird. Denn, sobald er nach Berlin zurückkehrt, hört er für mich auf politisch zu existiren. Mit 12,000 Mann französischer Garnison in Magdeburg und 6000 in den Festungen hinter ihm, schwebt er nicht allein persönlich in der äußersten Gefahr, sondern kann auch schlechterdings keine Armee mehr zusammenziehen."

Die Befürchtungen der Patrioten und der österreichischen Staatsmänner traten inzwischen ein. Am 24. November erhielt Stein die erbetene Entlassung und verließ bald darauf geräuschlos Königsberg. Mit ihm sah Gentz denn auch einen großen Theil der Hoffnungen sinken, die er auf den Abschluß des Bündnisses zwischen Oesterreich und Preußen gesetzt hatte. „Nun ist kaum noch etwas in dieser Hinsicht zu hoffen," schrieb er, „und ich bin wieder zu Boden geworfen. Es werden die Völker aufstehen und man wird sich mit Verzweiflung schlagen; aber Segen sprießt nicht

aus dem Kampfe hervor, wenn Preußen und Oesterreich nicht Eins sind. Es liegt etwas von finsterem Geschick darin, daß diese beiden deutschen Mächte, nachdem sie so viele Erfahrungen bitterster Art gemacht, nie Einen deutschen Gedanken zusammen fassen und ausführen können." [82]

Stein war, wie für alle Patrioten, so auch für ihn der echte Mann der Noth, der Einzige, auf den in dieser Zeit alles Vertrauen und aller Glauben noch zu setzen sei. Auch in seinen Augen stieg dieser Charakter, nachdem Napoleon aus dem Lager von Madrid den Bannstrahl auf ihn, den nommé Stein, geschleudert, ihn seiner Güter beraubt und geächtet hatte — und preußische Gensdarmen der Spur des nach Oesterreich flüchtenden einstigen Ministers folgten. In den ersten Tagen des Januar 1809 kam der Freiherr von Stein nach Prag, um hier das Asyl zu finden, das ihm, vielfach auf Gentzens Bemühungen hin, in den österreichischen Staaten gewährt wurde. „Alle die" schrieb ihm Gentz gleich nach seiner Ankunft, „welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre — wenn sie gleich längst daran verzweifelt, daß man es auf diesem Wege suchen werde —

[82] Aus einem handschriftlichen Schreiben d. d. 5. Dez. 1808.

verehren in Eurer Excellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus dieſem Standpunkte habe ich wenigſtens, und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie ſchon ſeit mehreren Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unſerem Glauben das Siegel aufgedrückt... Und ich meinestheils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, E. E. die Diktatur (im eigentlichen, alt-römiſchen Sinne des Wortes) über Alles, was zur Rettung von Deutſchland unternommen werden müßte, zuſprechen zulaſſen, ich morgen mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlaſſen wollte.[83]

Zwiſchen beiden Männern fanden nun lange Unterredungen ſtatt, in denen ſie ſich über die von ihnen auszuarbeitenden Pläne beriethen. Gentz meinte, daß die Inſurrektion Norddeutſchlands ohne Preußen keine Früchte tragen könne und daß England, von woher er die Zuſicherung energiſcher Hilfsleiſtung habe, allein nicht ſtark genug ſei, den Inſurrektionen einen feſten Halt zu verleihen. Stein hegte noch immer einige Hoffnung, daß Preußen zu gewinnen, oder vielmehr zu drängen ſei, ſich Oeſterreich anzuſchließen und ent-

[83] S. bei Pertz, Stein's Leben, II. 331.

warf ein Memoire über die preußischen Verhältnisse, welches Gentz an Stadion befördern sollte. Gentz selbst versprach mit aller seiner Macht dahin zu wirken, daß Stein nach Wien gerufen werde und wo möglich eine einflußreiche Stellung für die Kriegsunternehmung erhalte.

Am 21. Februar reiste er nach der Kaiserstadt ab. „Die größte aller Epochen bricht an," schrieb er einige Stunden vor der Abreise, „Freude und Schrecken, Hoffnung und Angst kämpfen aufs wunderbarste in meiner Seele. Wenn ich denke, daß ich in einigen Tagen in Wien sein werde, daß dort mir Alles zur Anschauung kommen — in den ersten 24 Stunden Gegenwart und Zukunft klar vor mir stehen wird — wenn ich mir diesen Moment, begleitet von dem plötzlichen Wiedersehen einer ungeheueren Menge jetzt doppelt interessanter Menschen — begleitet von soviel anderen großen, vielleicht ganz neuen Verhältnissen — recht lebhaft vorstelle, so scheint es mir zuweilen, ich würde mit mehr Muth auf eine feindliche Batterie, als über die Donau gehen. Mein Schicksal ist weniger als ein Sandkorn in dem großen Schicksal der Welt, welches nun auf Jahrhunderte fixirt werden muß. Gleichwohl, so wenig es auch sein mag, hängt es denn doch auch g a n z von den Resultaten der näch-

sten 6 oder 8 Wochen ab. — Ich habe mehr als eine dieser Krisen erlebt und überlebt. Der 1. Oktober 1806, wo ich von Dresden nach Naumburg ging, hatte einige Aehnlichkeit mit dem heutigen Tage. Aber gegen das Gewicht der jetzigen Stunde scheinen mir doch alle vorhergehenden nur federleicht."

Die großartigen Rüstungen, denen Gentz auf seiner Reise nach Wien begegnete, der Enthusiasmus des Volkes; die Truppen, welche nach den Grenzen rückten — Alles dies erhöhte die Feierlichkeit seiner Stimmung. In Wien selbst bot sich das imposanteste Kriegsschauspiel dar. Die Freiwilligen erhielten ihre Fahnen unter begeisterten Hurrah's; eine rührende Siegesgewißheit drückte sich bei jeder Gelegenheit im Volke aus; Truppen kamen, Truppen gingen und Tag ein Tag aus erschollen Vaterlands- und Kriegsgesänge. Dies bestechende Schauspiel verhinderte Gentz aber nicht, mit einem klaren Blick in die Leitung des Ganzen zu schauen. Rechte Einigkeit und Entschlossenheit fehlte auch diesmal und das Cabinet beschäftigte sich allzuwenig mit diplomatischen Unterhandlungen. England war freilich gewonnen; aber das war auch Alles und alles Uebrige überließ man dem Zufall. Gentz ließ sich nicht abschrecken, Stadion zu entschiedenen Anknüpfungen mit Preußen zu drängen; er prüfte in

einem Memoire die Mittel, welche Oesterreich zu Gebote standen, um Deutschland zu befreien;[84] und übergab dabei Stadion das Memoire, welches ihm Stein mitgegeben, zugleich eifrig darauf bedacht, daß dieser Staatsmann nach Wien berufen werde. Graf Stadion traute indessen Preußen so wenig, daß er aus Rücksicht für dasselbe, trotz aller persönlichen Sympathien, das Ansuchen Gentzens ablehnte und es vorzog, eine Verbindung mit dem geächteten Minister zu scheuen.

Endlich ward mit dem Zögern Einhalt gethan und der Krieg, definitiv beschlossen. Alle Völker des Kaiserstaates standen in Waffen; die Ungarn, die Böhmen, die Tyroler warteten nur auf den Wink, um sich auf den verhaßten Feind zu stürzen. Die Erzherzöge organisirten die Nationalinsurrektion; die Stellungen zum Einmarsch in Baiern waren genommen. Mit Begeisterung vernahm man die Proklamation des Erzherzogs Karl am 6. April, in der es ausgesprochen war, „daß sich die Freiheit Europa's unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet habe." Der Krieg begann. Die ersten Fenale des Kampfes loderten von den Bergen von Tyrol hinunter ins Pusterthal.

---

[84] S. a. Haym bei Ersch und Gruber.

Inmitten dieſer Begeiſterung veröffentlichte die Wiener Hofzeitung am 15. April das kurz vorher von Gentz verfaßte Manifeſt, eines der meiſterhafteſten Werke, die ſeiner Feder entfloſſen.[85] Es appellirte nicht an die aufgerufenen Gefühle der Begeiſterung, ſondern einfach an das Recht. Klar und beſtimmt, ohne jegliche Leidenſchaftlichkeit, aber in eindringlicher Sprache abgefaßt, war es nicht angethan, aufzuregen, wohl aber, die Gebildeten der Nation zu überzeugen, daß Oeſterreich für ſeine Selbſtändigkeit und für die Freiheit Deutſchlands dieſen neuen Kampf unternehmen müſſe. Es waren darin alle Beſchwerden aufgezählt, die Oeſterreich ſeit dem 26. Dezember 1805 gegen Napoleon zu erheben hatte; die unvollſtändige Erfüllung des Presburger Friedens, die Weigerung, Braunau zu räumen, der Abſchluß des Rheinbundes, die fortdauernde Beſetzung Deutſchlands vor und nach dem preußiſchen Kriege, der aufgedrungene Bruch mit England, die drohende Ausſicht einer Theilung des türkiſchen Reiches und das Verfahren in Spanien. „In einem Zeitpunkte, wo ein Staat nach dem anderen ſeine alte Verfaſſung und ſeine Selbſtändigkeit verlor, auf unabhängige Fortdauer Anſpruch gemacht

[85] Daſſelbe iſt abgedruckt bei Schleſier II. 336 ff.

zu haben — das allein war Oesterreichs Unrecht. ... Seine Majestät ergreifen die Waffen, weil die Pflicht der Selbsterhaltung Ihnen untersagt, die Bedingung, von welcher das französische Cabinet die Fortdauer des Friedens abhängig gemacht hat, Verzichtleistung auf Ihre rechtmäßigen Vertheidigungsmittel, einzugehen; weil Sie nicht länger zögern dürfen, die Ihnen von Gott anvertrauten Länder und Völker gegen einen lange beabsichtigten, mehr denn einmal ausdrücklich angekündigten, jetzt zur Vollziehung gereiften Angriff zu decken, weil Sie mit den Gedanken und Wünschen Ihres Volkes hinlänglich vertraut sind, um zu wissen, daß Keiner darunter zu finden ist, der nicht die äußerste Anstrengung seiner Kräfte einer unwürdigen Selbstvernichtung durch freiwillige Unterwürfigkeit vorzöge. Seine Majestät fassen diesen Entschluß mit einem Gefühl, das Ihnen selbst und jedem redlichen Vertheidiger Ihrer Sache Vertrauen und Zuversicht einflößen muß, denn nicht genug, daß der Schritt, zu welchem Sie endlich gezwungen worden sind, an und für sich der gerechteste sei, Seine Majestät erfreuen Sich auch der unschätzbaren Beruhigung, daß alle Welt ihn für solchen erkennt. Des Kaisers billige und gemäßigte Grundsätze, Sein Abscheu gegen muthwillige Kriege, Seine langen vergeblichen Bemühungen

den jetzt zum Ausbruch gekommenen Kampf zu vermeiden, sind so bekannt, die Absichten des Friedens so wenig verborgen, und die Bewegungsgründe, die Seine Majestät zu diesem äußersten Entschluß aufgefordert haben, so entscheidend, daß Wahrheit und Gerechtigkeit von der Erde verschwunden sein müßten, wenn über den Ursprung dieses Krieges nicht alle freien Urtheile einstimmig ausfallen sollten." Einen ganz besonderen Nachdruck legte es auf die deutschen Angelegenheiten, das Schicksal Preußens und den Tilsiter Frieden. Oesterreichs Sicherheit, erklärte das Manifest, könne nicht auf einem isolirten Standpunkt gesucht, am wenigsten von dem Schicksal Deutschlands und Italiens getrennt gedacht werden. Nicht Frankreich, nur die fortschreitende Ausdehnung eines Systems, welches unter dem bestimmten Titel eines französischen Reiches kein anderes Gesetz als sein eigenes in Europa gelten lassen wolle, habe die gegenwärtige Verwirrung erzeugt; dagegen allein sei Oesterreichs Widerstand gerichtet. Das Manifest selbst war eine Erweiterung der von Gentz vorher abgefaßten Deklaration, die am 27. März als Ultimatum an Napoleon gesandt war. —

Nach einem Ausfluge nach Prag und Teplitz, den Gentz im Monate April machte, war er wieder

nach Wien zurückgekehrt und nun hauptsächlich thätig, die Engländer zu einer schleunigeren Diversion im Norden Deutschlands zu bewegen, sowie Stein nach Wien zu bringen. „Es wäre," schrieb er diesem am 17. April, „für dies große Werk, das jetzt unternommen worden ist, von unendlicher Wichtigkeit gewesen, wenn Eure Excellenz mit dem Grafen Stadion auch nur einige gründliche Unterredungen hätten haben können, und ich betrachte es als einen unersetzlichen Verlust, daß dies nicht der Fall gewesen ist." Er lud ihn darauf in Stadion's Namen ein, nach Wien zu kommen, wenn er Brünn zum Aufenthalte nicht vorziehe.

Ein wichtiger Umstand blieb immer noch die Mitwirkung Preußens. Stein hatte Gentz jede Hoffnung darauf benommen, da der König, schon aus Freundschaft für den Kaiser Alexander, sich zu einem solchen Schritte nicht entschließen werde. Um diese Zeit erhielt Gentz aber Briefe von Königsberg, die wieder Hoffnungen nähren ließen. „Vielleicht," heißt es in einem handschriftlichen Schreiben an Gentz, „ist in der Stunde, wo sie meinen Brief empfangen, halb Preußen und Norddeutschland in offenem Aufstande. Rechnen Sie bestimmt darauf, daß hier oben ein furchtbarer Kampf stattfindet. Der König weiß davon und ist schwankend. Nur ein guter Unterhändler hierher und feste

Anerbieten von Seiten Oesterreichs, und er ist mit dem ganzen Troß der Nagler und Altenstein über." Gentz drang nun in den Prinzen von Oranien, sich nach dem Hofe von Königsberg zu begeben und diese Unentschlossenheit des Königs zu besiegen. Graf Stadion selbst gab dem Prinzen Instruktionen und Vollmachten mit und dieser reiste in der That auch nach Preußen ab. [86]

An allen Punkten hatte mittlerweile der Kampf begonnen. Tyrol befreite sich, und die Namen Andreas Hofer und Speckbacher wurden das Losungswort der kriegerischen Schaaren. Leider hielten mit diesen Erfolgen die übrigen Kämpfe nicht Schritt. Erzherzog Karl wurde vollständig an der Donau zurückgedrängt und der Feind marschirte gerades Weges auf das entblöste Wien. Die Schilderhebungen Dörnberg's, Schill's und des Herzogs von Braunschweig, blieben bei allen kühnen Thaten, doch nur vereinzelte Insurrektionen ohne Halt und Verbindung und mußten in sich selbst, unheilvoll für die Unternehmer, zusammenfallen. Die Schlacht von Aspern und Eßlingen, in der sich die beiden feindlichen Armeen mit furchtbarer Wuth gegenseitig zerfleischten, hatte freilich den Erzherzog Karl

[86] Vergl. Lebensbilder II. 258. Pertz, Stein's Leben II. 359. 363.

und die Armee Oeſterreichs mit blutigen Lorbeeren belohnt. Man hatte den Allgewaltigen beſiegt, die erſte Schlacht war von ihm in offenem Felde verloren worden. Der Heroismus der Truppen hatte Unglaubliches geleiſtet; die Ehre der Armee war gerettet und in ganz Deutſchland hoben ſich nach dieſem glänzenden Siege alle Herzen, alle Hoffnungen. Hunderte von edlen Jünglingen ſtrömten herbei, um unter Oeſterreichs Fahnen für die deutſche Freiheit zu kämpfen — es war Viel erreicht, Unſterbliches errungen; aber es war doch auch unleugbar, daß die Gefahr für Oeſterreich ſich gemehrt hatte. Eine ruſſiſche Armee rückte feindlich in Galizien ein; England zögerte noch immer mit der verſprochenen Landung; Preußen rührte ſich nicht: Völker und Zuverſicht waren erſiegt, aber der Egoismus der Cabinette nicht.

Die kurze Erholung, die ſich beide Heere nach dem Schlachten bei Aspern gönnten, benutzte Gentz nun zu einer erhöhten Agitation. Er hatte ſich vor der Beſetzung Wien's durch die Franzoſen nach Ofen begeben nnd von hier aus mit erneutem Eifer England zu einem Schlag in Norddeutſchland zu drängen geſucht. Der Prinz von Oranien kam in dieſer Zeit auch von ſeiner Sendung zurück; aber ohne günſtige Nachrichten vom preußiſchen Hofe mitzubringen. Preußen war

wieder einmal in seine zuwartende Politik gefallen und hätte womöglich die Früchte des Sieges ohne die Leiden und Gefahren des Krieges theilen mögen, ebenso wie Oesterreich im Jahre 1806 und 1807. Jede der beiden Mächte hat in jener Zeit immer mit einer gewissen Wohlgefälligkeit die andere unter Napoleon's Wuth verbluten sehen. Diese schnöde Eifersucht war das Unglück Beider.

Gentz sah nur zu sehr das Unheilvolle dieses ewigen Mißtrauens ein und verlangte, daß man in dieser Gefahr endlich die Empfindlichkeiten bei Seite lasse und Preußen mit allem Vertrauen nochmals entgegenkomme. Es gelang ihm, die Absendung Steigentesch's durchzusetzen und der Oberst reiste mit Empfehlungsbriefen und den ausreichendsten Instruktionen nach Königsberg ab. Auch diese Sendung war fruchtlos, der Gesandte brachte nicht mehr als schöne Worte und schlechte Hoffnungen zurück. Nun freilich gab auch Gentz die Hoffnung auf Preußen auf. „Wer kann," äußerte er sich damals in einem Briefe, „jetzt noch Mitleid oder Sympathien für diese jämmerliche Wirthschaft in Preußen haben?" Wie er, so dachten aber auch alle Vaterlandsfreunde und Männer wie Scharnhorst, Blücher, Götzen, Bülow, Gneisenau, waren aufs Aeußerste erregt; ja in hitzigen Köpfen regte sich schon der ver-

zweifelte Gedanke, einen ſo unentſchloſſenen König abzuſetzen. [87]

Oeſterreich, allein dem viel mächtigeren Gegner überlaſſen, rang noch einmal mit ihm bei Wagram. Die Schlacht war noch blutiger, als die von Aspern; die Tapferkeit, die Bravour der Truppen noch heroiſcher als am Tage von Eßlingen; aber der Mangel entſchloſſener und energiſcher Oberleitung machte ſich doch hier wieder bedeutend geltend und geſtattete dem Gegner einen nicht abzuleugnenden Erfolg. Der Erzherzog zog ſich nach Znaym zurück und ſchloß hier mit Napoleon den Waffenſtillſtand ab. Die friedliebende Partei trat wieder in den Vordergrund; die Energie des Cabinets ließ nach, man ſcheute ſich, auch noch das Letzte zu wagen, und der Erzherzog ſelbſt nahm ſeine Entlaſſung. Schon im Juli war vorauszuſehen, daß der Kampf nicht weiter, als mit Verzweiflung fortgeführt werden konnte, und man ſchwankte, ob man zu dieſem äußerſten Mittel, oder zu einem vorausſichtlich theuer erkauften Frieden greifen ſollte.

Gentz war noch ſtark in Hoffnungen. Die endlich ins Werk geſetzte Landung engliſcher Truppen auf der Inſel Walcheren trug nicht wenig dazu bei

[87] S. Häuſſer III. S. 464.

daß er sich jetzt, wo fast Alle den Muth sinken ließen, noch eifrig mit Plänen für die Fortsetzung des Krieges trug und sich hauptsächlich bemühte, die Stein'schen Ideen durchzuführen. In Pesth waren ihm überdies in dem hannover'schen Gesandten für England, Graf Hardenberg, in Lord Bathurst, Graf O'donnel, in Bardoxi, dem Gesandten der spanischen Cortes, rührige Gesinnungsgenossen zur Seite, die mit ihm vereint die letzten Anstrengungen versuchten, dem unternommenen Kriege noch eine glücklichere Wendung zu geben.

Stein selbst ward nicht müde, die kräftigste Fortführung des Krieges zu verlangen. Im Anfange des August hatte er Gentz und Stadion seine Pläne zur Erhebung Norddeutschlands zugesandt. Gentz antwortete ihm am 27. August, daß der Wunsch nach Frieden, falls er auf erträgliche Bedingungen hin zu erlangen sei, das Cabinet beseele. „Erträgliche Bedingungen," schrieb er, „nennt man bei uns solche, die uns nicht unmittelbar zu Grunde richten, oder klar und deutlich um Ehre und Reputation bringen." Der Kaiser allein sei noch kriegslustig, aber auch isolirt. Sollte der Krieg jedoch fortdauern, so müsse Stein's Plan befolgt werden. Auch bei dieser Gelegenheit sagt er Stein, „daß er der einzige Mann sei,

durch welchen man zu einem erwünschten Ziele gelangen könne.“ Er billigt seine Idee, dem Prinzen von Oranien die Insurrektion Norddeutschlands anzuvertrauen, aber nur, wenn Stein ihn leite. „Mehr als zuvor,“ schließt er dann in einer unter diesen Umständen prophetischen Weise, „bin ich in dem Glauben stark geworden, daß die Unterjochung Europa's nicht gelingen kann. So wenig wahre Größe auch in dem Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dies Zeitalter zu bezwingen . . . Wir erleben seinen Untergang und keine Offenbarung ist mir gewisser. Das Mißlingen dieses Krieges ist freilich ein entsetzliches Uebel; doch weit mehr, wie es mir scheint, ein negatives als ein positives. Der Stoff zum Widerstande bleibt, und der Geist hat eher gewonnen als verloren. . . . Das Schlimmste, das Schrecklichste ist die Trennung der guten Köpfe. Gelingt es uns gegen dieses Uebel ein Rettungsmittel zu finden, so ist der Sieg schon mehr als halb gewonnen. Wir sind nur verloren, wenn wir uns verloren *geben*.“ [88]

Stein klagte ihm darauf über den Mangel an Energie bei den Militairbehörden und übersandte zugleich eine detaillirtere Ausführung des Planes zur

[88] S. Pertz II. 382 ff. 394. ff.

Insurrektion Norddeutschlands, sowie einen Entwurf über einen deutschen Bund unter dem Schutze des deutschen Kaisers. Gentz glaubte die Zeit günstiger denn je, diese Pläne Stein's zu realisiren. Napoleon hatte mit ungeheuren Forderungen auf den österreichischen Friedensvorschlag geantwortet und es schien ihm kaum möglich, daß unter solchen Umständen eine Verständigung zu Stande komme. „Da der Krieg also vielleicht fortgesetzt wird," schrieb er am 10. September Stein, „so ist eine Diversion im nördlichen Deutschland nothwendig und Bedürfniß. Auf Preußen rechnet Niemand, aber auf die englische Landung und Volksaufstände." Er schrieb sogleich seine Ideen für das englische Cabinet auf und sandte dies Memoire ab; die Verbindung mit Oranien wurde lebhafter um dieser Angelegenheit willen; mit Graf Stadion pflog er lange Unterredungen und selbst dem Kaiser ließ er in diesem kritischen Augenblick über seine, auf Grund der Stein'schen Idee ausgearbeiteten Entwürfe Vortrag machen.

Franz I. befand sich inzwischen nicht mehr in der Lage, auf eine so kühne Idee näher einzugehen. Napoleon war durch seine neuen Verstärkungen in allzugroßes Uebergewicht gekommen. Es wäre auch Alles zum Frieden bereit gewesen, wenn nicht von dem

Sieger Forderungen gestellt worden wären, die faktisch den Kaiserstaat auflösten. Der Krieg der Verzweiflung schien so doch am Ende unvermeidlich. „Da bei uns keine Neigung vorhanden ist," heißt es in einem Schreiben von Gentz, „auch nur den vierten Theil der Forderungen zuzugestehen, so müßte die Sache eine sehr sonderbare Wendung nehmen, wenn ein Friede herauskommen sollte. Auch sind die Minister vollkommen auf den Krieg gefaßt."

Drohungen von Seiten des Kaisers Napoleon und das Bewußtsein der eigenen Schwäche ihm gegenüber ließen jedoch endlich eine Verständigung zu Wege bringen, um so mehr, da mindestens von Napoleon einige Conzessionen gemacht wurden und die furchtbare Contributionssumme von 100 Millionen auf 50 Millionen reducirt ward. Schon am 29. September schrieb Gentz von Dotis aus an Stein, daß der Friede beschlossen und alle Pläne vor der Hand damit vereitelt seien. „An die Möglichkeit, im nördlichen Deutschland ohne Mitwirkung irgend einer Macht, ohne Grundlage disciplinirter Kräfte etwas zu unternehmen, habe ich wenigstens niemals geglaubt. Wie läßt sich aber an dergleichen nur denken, nachdem von dieser Seite Alles gelähmt ist?"

Am 14. Oktober wurde endlich der Friede zu

Wien unterzeichnet. Er legte Oesterreich nicht nur den Verlust von 2000 Quadratmeilen mit vierthalb Millionen Bewohnern und eine Kriegssteuer auf, die bei der finanziellen Lage des Staates fast unerschwinglich war, sondern er veränderte die ganze Situation des Staates zum offenbarsten Nachtheil. Wichtige und einträgliche Gebiete waren verloren, die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, Baiern bis nahe vor Wien vorgerückt, die Grenzen nach allen Seiten hin offen, der Zusammenhang mit Deutschland aufs Aeußerste geschwächt. Mit einem so verminderten Gebiet, mit diesen schutzlosen Grenzen und seinen nur noch bescheidenen deutschen Besitzungen vermochte der Kaiserstaat kaum mehr seine bisherige Stellung einzunehmen; er war nach Osten gedrängt und zum großen Theil auf halb kultivirte Gebiete reducirt. Uebersah man dieses Unglück des deutschen Kaiserstaates, so mußte die Verzweiflung über einen endlichen Sieg der guten Sache wohl gerechtfertigt erscheinen; denn die Kraft des zähesten Streiters wider Napoleon war vollständig gebrochen. „Wenn E. Excellenz," schrieb Gentz unterm 20. Oktober aus Ofen an Stein, indem er ihm die Pässe übersandte, „die Geschichte dieses unglücklichen und unglaublichen Feldzuges so bekannt wäre wie mir, so würden Sie bloß darüber sich wundern, daß noch so viel von der

Monarchie übrig bleibt!“ Er beklagte es, daß kein großer Mann an der Spitze stehe und glaubte selbst, daß Oesterreich nunmehr auch dem Untergange geweiht sei. „Jetzt muß der Kelch bis auf die Hefen ausgetrunken werden.“

In ganz Deutschland, so weit es patriotische Stimmungen gab, war der Eindruck des Friedens tief und schmerzlich. Je höher die Hoffnungen gespannt gewesen waren, desto bitterer nun die Enttäuschung. Statt der ersehnten Befreiung hatte man schwerere Ketten eingetauscht; denn es ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß nun erst die schrankenloseste Gewaltherrschaft Napoleon's sich entfalten werde. Allein der Krieg des Jahres 1809, der Heroismus, mit dem man sich geschlagen, die Schlachten von Aspern und Wagram ließen doch in Oesterreich und in ganz Deutschland das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtsein nicht untergehen konnte. Es waren die ersten Schlachten der erwachten Nationalehre, die 1809 geschlagen wurden, und unter dem Druck, der nun folgte, stählte sich diese zu gigantischer Kraft.

Ende des ersten Bandes.

nicht bedachten können; Ihrem
Favoris-Heire überlasse ich, den
Antrag auf eine höfliche Weise
abzulehnen.

Gerlach

den 28 September 1830.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

27Apr'64LM

REC'D LD

APR 23'64 -10 AM

LD 21A–40m-4,'63
(D6471s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YB 21529

M220835

D 363
G 42 '53
v.1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY